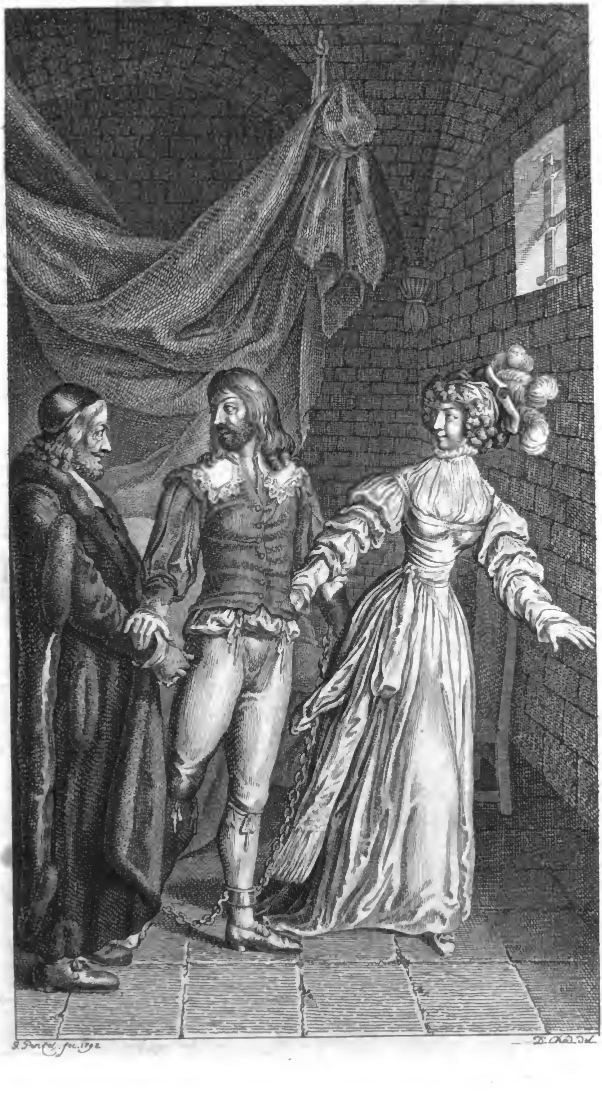
Deutsche Monatsschrift

P Germ 147.18

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google



J. Parker. fec. 1792 — D. Dodd del.

Digitized by Google

Deutſche Monatsſchrift.

1793.

Januar bis April.

Erſter Band.

Mit Kupfern.

Freymüthig und beſcheiden.

Berlin, 1793.
bey Friedrich Vieweg dem älteren.

Digitized by Google

P Germ 147.18.5
HARVARD COLLEGE LIBRARY
INGRAHAM FUND
Dec 21, 1931

Digitized by Google

Deutſche Monatsſchrift.

1793. Januar.

I.

Ueber die Güte der deutſchen Staatsverfaſſung.

Unter den vielen merkwürdigen Begebenheiten, wodurch ſich das gegenwärtige Zeitalter auszeichnet, verdienen unſtreitig keine mehr allgemeine Aufmerkſamkeit, als die Veränderungen, welche in mehrern Reichen die bisherige Konſtitution erlitten hat. Franzoſen ſchütteln das harte Jöch, welches ſie Jahrhunderte lang tragen mußten, ab, ſchaffen ſich eine neue *) Konſtitution, und werden wieder das, was ſie urſprünglich waren, Franken. — In Schweden ändert nicht die Nation, ſondern der König die Staatsverfaſſung, welche er ſelbſt geſchaffen hatte; erhebt den Bürgerſtand, um ſtehend auf deſſen Schultern deſto höher über den Adel hervor zu ragen, wird aber das Opfer der kaum errungnen Größe. — Pohlen wird von ſeinem wahrhaft großen König, der Privatmann zu ſeyn verdiente, aus dem langen Schlaf, worin benachbarte Mächte es zu erhalten wußten, erweckt, lernt vom Thron herab Menſchenwerth ſchätzen, und verbeſſert ſeine Kon-

*) Strenge genommen, iſt die Konſtitution der Franken nicht neu; wenigſtens ſind die Grundpfeiler derſelben ſchon über zwölfhundert Jahr alt.

Digitized by Google

ſtitution *). Alle dieſe Reiche haben eine neue Verfaſſung erhalten, die mehr oder minder das Glück der Nationen ausgemacht, und Menſchenwohl zum Zweck hat.

Und wir Deutſche, die wir unſtreitig in vielen Stücken andern Völkern zuvor ſind, wollen noch immer unſre faſt veralterte Konſtitution beybehalten? Allerdings! Haben wir doch ſchon lange den immer blutigen und gefährlichen Kampf gekämpft, den unſre Nachbaren erſt kämpfen müſſen, und andre Völker zu kämpfen bald beginnen werden, wenn ihre Beherrſcher nicht eilends lernen, Menſchen als Menſchen zu behandeln! — Haben wir doch bereits eine Verfaſſung **), die einer jeden an die Seite geſtellt werden kann, ohne von ihr verdunkelt zu werden! — Ja, es iſt gewiß, daß unſre Konſtitution zu den beſten gezählt werden kann. Iſt gleich nicht überall in Deutſchland alles ſo, wie man wohl wünſchen möchte, ſo iſt dieß kein Fehler der Grundverfaſſung. In dieſer liegen vielmehr bereits Keime, welche nur mehr gewartet, gepflegt und erwärmt werden dürfen, um die ſchönſten Früchte zu tragen.

Sicher bedarf es alſo bey uns keiner gewaltſamen Mittel, um durchaus das Glück zu genießen, was unſere Nachbaren von ihrer neuen Schöpfung erwarten, und deſſen ſich bereits viele

*) Leider hat dieſe Freude der Menſchheit nicht lange gedauert. Schon hat man die Pohlen durch Kanonen wieder in ihren vorigen Schlaf zu bringen gewußt.

**) Nächſt Schweden haben wir vorzüglich Frankreich unſre Konſtitution zu verdanken. Es iſt daher billig, daß wir jetzt ebenfalls uns bemühen, die neue franzöſiſche Konſtitution nicht ſowohl umzuſtoßen, als vielmehr zu ſichern, und höchſtens hie und da zu modificiren. Billig wäre es aber alsdenn auch, daß Frankreich uns für unſre Mühe das wieder zahlte, was wir im Jahr 1648 an Frankreich, für die uns damals geleiſtete Hülfe, gezahlt haben. Doch dieſe Rückzahlung ſcheint jetzt nicht zu hoffen zu ſeyn.

Digitized by Google

Länder in Deutſchland, vorzüglich die Braunſchweigiſchen, Baadiſchen, Deſſauiſchen und andre erfreuen. Die Krankheit, Souveränitätsſucht *) genannt, welche einige

*) Die Souveränitätsbegierde ſagt der brave Moſer im Tr. von der Landeshoheit der deutſchen Reichsſtände, S. 253, bemeiſtert ſich immer mehr mancher Kur- und Fürſtlichen Höfe. Man hält Soldaten, ſo viel man will; man ſchreibt Steuern aus, ſo viel man will; legt Accis und andre Impoſten auf, ſo viel man will; kurz, man thut was man will, läßt die Landſtände und Unterthanen, wenn es noch gut geht, darüber ſchreyen, oder macht ihnen, wenn ſie nicht alles, was man haben will, ohne Widerſpruch thun, auch die unumgänglich nöthigſten und glimpflichſten Vorſtellungen zu lauter Verbrechen, Ungehorſam und Rebellion. Und an einem andern Ort (S. 255.) ſagt er: Große Herrn wollen gemeiniglich größer thun, und es immer höher treiben, als ihre Vorfahren; dem einen ſteckt das Lüſtre ſeines Hauſes im Kopfe, und das koſtet Geld; der andre hat bald dieſe bald jene Paßionen zugleich, welche er gern erfüllen möchte, und ſeine ordentlichen Einkünfte reichen dazu nicht hin; der dritte ſammelte gern Schätze, kaufte gern noch mehr Güter und Länder, und das erfordert Geld. Nach den Landesverträgen iſt der Herr nicht befugt, dergleichen ſelbſt auszuſchreiben, und die Landſtände ſind nicht zu bewegen, ſo viel als er verlangt zu bewilligen. Was Raths? Ich mache mich ſouverän, alsdann kann ich thun was ich will. — Zu allem dieſen kommen nun die allerſtärkſten Triebfedern, die allen Menſchen angebohrne Neigung zu herrſchen, ſeinen Leidenſchaften den Zügel ſchießen zu laſſen, ſeine Einſichten andern aufzudringen, nicht geringer, noch weniger mächtig ſeyn zu wollen, als andre, ſondern vielmehr es andern vorzuthun, keinen Widerſpruch leiden u. ſ. w. — Miniſter und Lieblinge können ihr Glück insgemein nicht beſſer befeſtigen, als wenn ſie ſich in ihres Herrn Paßionen ſchicken, ihn darin beſtärken, ihm beybringen; freylich habe er Recht! Wem gehöre denn das Land? Wer die Landesfreyheiten gegeben habe, könne ſie auch wieder nehmen; das Land und die Unterthanen ſeyen um des Herrn, und nicht er um der Unterthanen willen da; nun ſeyen ganz andre Zeiten, als damals, da die Landesverträge errichtet worden, und ſelbige ſchicken ſich ſo wenig auf die jetzigen Umſtände, als die alten Pelzmützen und Krägen; je weniger der Unterthan vermöge, je beſſer ſey er zu haben, und je reicher, je ungehorſamer ſey er. Gewiſſe bekannte auswärtige Höfe trugen das ihrige auch mit bey; denn es war kein bequemeres Mittel, die ihnen verdächtige und verhaßte große Macht des kaiſerlichen Hofes herunter zu ſetzen, als wenn man das Anſehen der Reichsſtände und ihre Landeshoheit immer mehr erhöhte, ſie dadurch gewiſſermaßen mit dem Kaiſer ins gleiche, und ſie in den Stand

Digitized by Google

unſrer deutſchen Großen befallen hat, und freylich nicht wenige üble Zufälle hervorbrachte, iſt keine unheilbare Krankheit. Nicht einmal ein krebsartiger Schaden iſt ſie, welcher nur durch Hülfe eines ſcharfen Meſſers geheilt werden könnte, ſondern bloß eine, — von Hofpubliciſten *) eingeimpfte Krankheit, und man weiß ja, daß dergleichen Krankheiten nur wenig zu bedeuten haben.

Staatsmänner, wie Gott Lob! durch Moſers, Pütters **), Schlözers und andrer Lehrer, die mehrſten heut zu Tage ſind, und Gerichte, die nicht mehr landſchaftliche Verträge als Privilegien anſehen, und nicht mehr, wie zu Ludolfs Zeiten, den Satz behaupten, daß Länder nach Eigenthumsrecht beherrſcht werden könnten, vielmehr fleißig ſolche heilſame Arzneymittel verſchreiben, als ſeit einiger Zeit in reichskammerge-

ſetzte, den kaiſerlichen Befehlen und Anſinnungen nicht weiter pariren zu müſſen, als es ihnen beliebte. — Dazu helfen nun vollends einige neuere Staatsrechtslehrer, welche für Geld und gute Worte alles vertheidigen, was man will, und was einen deutſchen Landesherrn hors de page ſetzen kann.

*) Die Hofpubliciſten, ſagt Moſer im Traktat von der Landeshoheit der deutſchen Reichsſtände, (S. 30.) welche gern unſre deutſchen Reichsſtände zu unumſchränkten Herrn machen, und ſie gern von der Verbindlichkeit der von ihren Vorfahren, oder auch ihnen ſelbſt eingegangenen Landesverträge Reverſalien u. ſ. w. losmachen möchten, pflegen ihren Hauptgrund darin zu ſetzen, daß die deutſchen Regenten alle nur erſinnliche Regierungsrechte von uralten Zeiten hergebracht hätten, ſich auch deren zum Nachtheil ihrer Regierungs-Nachfolger nicht begeben können, und die Unterthanen werden von ihnen nicht anders angeſehen, als die Unterthanen der orientaliſchen Regenten, deren Leib, Leben, Haab und Gut, alle Augenblick zum Dienſt ihres deſpotiſchen Landesherrn da ſtehen muß.

**) Unter Pütters zahlreichen Schriften gehört ganz vorzüglich hieher deſſen Abhandlung: Von der Beſtimmung, welche die Landeshoheit mit jeder andern höchſten Gewalt gemein hat, daß ſie nur zur gemeinen Wohlfarth ſtatt findet; in ſeinen Beyträgen zum deutſchen Staats- und Fürſtenrecht, Th. 1. S. 317. Möchte doch dieſer Aufſatz von allen Regenten und Miniſtern recht oft geleſen und recht ſehr beherzigt werden!

Digitized by Google

richtlichen] Erkenntniſſen *) vorgeſchrieben ſind, ſind die beſten Aerzte. Andrer bedarf es in Deutſchland nicht.

Freylich weiß dieß nicht ein jeder, und möchte daher auch wohl in Deuſchland aus unzeitigem und übertriebenem Freyheitsdrang, Laternenpfähle errichten, und hohe Volksgerichte einführen. Traurige Folge der Unkunde unſrer deutſchen Konſtitution, die den Deutſchen ſo ſehr charakteriſirt! In andern Staaten kennt auch der gemeine Mann ſeines Staates Verfaſſung; in Deutſchland kaum der, der ſich als Diener des Staats um denſelben verdient machen will. Nur das, was auswärts geſchieht, reizt ſeine Aufmerkſamkeit, nicht das, was ihm noch näher am Herzen liegt.

Wie iſt dieß aber auch faſt anders möglich, da der Mann vom Metier nur trockene metapolitiſche Unterſuchungen darüber anſtellt, was für eine Regierungsform Deutſchland habe? ob ſie zu den regulären gehöre, oder nicht? aber weit davon entfernt iſt, auch den großen Haufen mit der Verfaſſung ſelbſt bekannt zu machen, deſſen Aufmerkſamkeit auf die Güte derſelben zu richten, und ihm Liebe und Achtung für ſie einzuflößen.

Erſt in neuern Zeiten iſt dieß von einigen geſchehen. Mirabeau, oder vielmehr Mauvillon, machte in dem Werk über

*) Man ſehe Schlözers Staatsanzeigen, Heft XLIII. S. 257 ſ 271. Der Graf von Wittgenſtein wurde von dem Reichskammergericht, wie es in der Urthel vom 2ten Jun. 1787 heißt: „ſeiner geäußerten und in wirkliche Ausübung gebrachten, unanſtändigen, einen landesverderblichen Misbrauch der Landeshoheit involvirenden Grundſätze halber um 5 Mark Goldes (480 Thlr.) geſtraft. — Der Kläger war ein armer Mann. — Der Fürſtbiſchof von Speyer wurde den 16. Jun. 1787 condemnirt, der Heißlerſchen Ehefrau, wegen des gegen ſie unternommenen, allem Recht und der Billigkeit, auch der deutſchen bürgerlichen Freyheit ganz entgegen gehenden harten Verfahrens, und der ihr dadurch zugefügten Beleidigung, 1000 Fl. pro ſatisfactione privata zu bezahlen, und eine fiskaliſche Strafe von 10 Mark löthigen Goldes überdieß zu entrichten.

die Preußiſche Monarchie (Bd. 5.) damit den Anfang. Wieland folgte ihm in ſeiner Vorrede zu Schillers hiſtoriſchen Kalender fürs Jahr 1792, fand aber gewiſſermaßen einen Gegner an dem unbekannten Verfaſſer der „Betrachtungen über den Einfluß der deutſchen Staatsverfaſſung auf das Nationalglück der Deutſchen" (in der Berliniſchen Monatsſchrift, Monat März 1792.) Randel ward in ſeinen Annalen der Staatskräfte von Europa, (Berlin 1792, in Fol.) wieder Lobredner der deutſchen Konſtitution; indeſſen ſcheint es doch, daß alle dieſe Männer weder hinlängliche Kenntniß des deutſchen Staatsrechts gehabt haben, noch von dem gehörigen Standort bey ihren Unterſuchungen ausgegangen ſind.

Denn, wenn man von der Güte der Verfaſſung irgend eines Staats ein gründliches Urtheil fällen will, ſo iſt es, was doch auch nicht einmal von allen geſchehen iſt, nicht genug, überhaupt die Frage zu erörtern: welche der verſchiedenen bekannten Regierungsformen im Allgemeinen den Vorzug verdiene? eine republikaniſche, oder monarchiſche, eine Monarchie mit Ständen, oder ohne Stände? ſondern man muß vor allen Dingen einige Grundbegriffe feſtzuſetzen ſuchen, woraus man die Güte einer Staatsverfaſſung, ohne auf die verſchiedenen Gattungen Rückſicht zu nehmen, überhaupt beſtimmen kann. Unterläßt man dieſes, ſo bildet man ſich leicht einen zu weiten Begriff von der Güte einer Staatsverfaſſung, und geräth alsdann in Gefahr, eine Konſtitution fehlerhaft zu finden, die es in der That nicht iſt, wenigſtens nicht in der Maaße iſt, als man glaubt.

Dergleichen Grundſätze laſſen ſich aber nicht beſſer feſtſtellen, als wenn man ſtets Rückſicht auf den erſten und hauptſächlichſten Zweck aller bürgerlichen Geſellſchaften oder Staaten nimmt. Dieſer iſt unſtreitig kein andrer, als der Trieb, ſicher und

ruhig ſein Leben, ſeine Ehre und ſein Vermögen genießen zu können *). Nur um dieſen Zweck zu erreichen, konnten ſich Menſchen entſchließen, einen Theil ihrer natürlichen Rechte aufzuopfern, ſich Einſchränkungen derſelben zum allgemeinen Wohl gefallen zu laſſen, ſich einer gemeinſamen höhern Gewalt zu unterwerfen, und ſich ſo in Staaten zu vereinigen.

Zwar iſt auch Beförderung und Vermehrung des größtmöglichſten Wohlſtandes eines jeden, ein wichtiger Zweck dieſer Vereinigung, welcher durchaus nicht aus den Augen geſetzt werden darf, allein als Hauptzweck kann er doch nicht angenommen werden, ſondern nur als Nebenzweck.

Hieraus fließen unſtreitig folgende Grundſätze: 1) Derjenige Staat hat die beſte Verfaſſung, in welchem ſowohl der Haupt- als Nebenzweck am ſicherſten, und doch mit möglichſtgeringſter Aufopferung der natürlichen Freyheit erreicht werden kann. 2) Die Konſtitution desjenigen Staats, in welchem auf Erreichung des Hauptzwecks vorzüglich Rückſicht genommen iſt, verdient, wenn gleich der Nebenzweck nicht ſo zuverläßig erreicht werden kann, bey weiten den Vorzug vor der Verfaſſung eines Reichs, in welchem man zwar den höchſten Grad des Wohlſtandes erreichen kann; aber wegen Aufrechthaltung eben dieſes Wohlſtandes, ſo wie der Ehre, der perſönlichen Freyheit und des Lebens nicht hinlänglich geſichert iſt.

*) Ueberhaupt iſt Menſchenglück der Geſellſchaft höchſter Zweck. Allein dieß Glück hat wieder mehrere Grade, und unter dieſen iſt Sicherheit des Vermögens, der Ehre und des Lebens, der höchſte, dem alle andre nachſtehen müſſen

Wenn daher gleich ein Staat großer Reichthümer, großer Fabriken entbehrt, ja ihrer, nach ſeiner beſondern Verfaſſung, nicht einmal fähig iſt; dagegen aber der Bürger des Staats vor Unterdrückung aller Art geſichert iſt, ſo iſt doch deſſen Verfaſſung ungleich beſſer, als die eines Staats im entgegengeſetzten Verhältniß. Dieſe Sätze ſtellen ſich zu ſehr als Wahrheit dar, als daß ſie eines Beweiſes bedürften, ſonſt würde er leicht aus der ehemaligen Verfaſſung Frankreichs, und aus der Verfaſſung mancher anderer europäiſchen Reiche geführt werden können.

Beurtheilt man nun nach dieſen Grundſätzen die verſchiedenen Gattungen der Regierungsformen, ſo ſcheint diejenige republikaniſche, in welcher alle Bürger des Staats gleichen Antheil an der höchſten Gewalt haben, den Vorzug zu verdienen. Der theoretiſche Philoſoph wird nicht das geringſte Bedenken haben, ſie für die Beſte zu erklären, auch würde ſie unſtreitig die Wünſchenswertheſte ſeyn, wenn nicht die Geſchichte, ohne deren Kenntniß wir ſo leicht irren, uns lehrte, wie bald eine ſolche Demokratie in Ariſtokratie, oder gar Ochlokratie, die haſſenswürdigſte aller Regierungsformen, auszuarten pflegt. Aus dieſem Grunde muß ſie der monarchiſchen, zwar nicht der abſolut monarchiſchen, weil dieſe eben ſo leicht zur Deſpotie, als die demokratiſche zur Ariſtokratie führt, wohl aber der durch Stände, Grundgeſetze, oder auf andere Art eingeſchränkt monarchiſchen, bey weitem nachſtehen. Einer weiteren Ausführung dieſer Behauptung wird dieß um ſo weniger bedürfen, da in unſern Zeiten, der bey weitem größte und aufgeklärteſte Theil der Franken und Pohlen ſich für dieſe Verfaſſung erklärt hat *), und dadurch die Richtigkeit jener Behauptung verbürgt.

*) Seitdem ich dieſes geſchrieben habe, hat ſich zwar in Frankreich die Scene ſehr geändert, allein hier traten auch ganz auſſerordentliche Umſtände ein.

Einer ſolchen eingeſchränkt-monarchiſchen Staatsverfaſſung hat ſich nun auch unter mehrern europäiſchen Reichen das Deutſche, ſowohl im Ganzen als in ſeinen einzelnen Theilen, jedoch mit Ausnahme der Reichsſtädte, zu erfreuen. Das Oberhaupt des deutſchen Reichs, der Kaiſer, iſt unſtreitiger Monarch, denn er allein hat die höchſte Majeſtät in Deutſchland, und erkennt Niemand über ſich, als Gott. Dieß iſt der wahre Charakter eines Monarchen; ſo lange er perſönliche Unabhängigkeit behält, bleibt er Monarch, ſollte auch ſeine Macht ſo eingeſchränkt ſeyn, als weiland die Macht Adolph Friedrichs, Königs von Schweden, oder vor kurzem Ludewigs XVI. geweſenen Königs der Franzoſen.

Wenn aber gleich unſer Kaiſer unſtreitiger Monarch iſt, ſo iſt doch ſeine Macht beſchränkt durch Stände, an deren Einwilligung er nicht nur bey Ausübung der wichtigſten Majeſtätsrechte, ſondern überhaupt in allen öffentlichen Geſchäften, welche das ganze deutſche Reich angehen, gebunden iſt *). So kann alſo der Kaiſer nicht eigenmächtig allgemeine Reichsgeſetze machen, nicht einen Reichskrieg anfangen, oder Bündniſſe und Frieden im Nahmen des deutſchen Reichs ſchließen, nicht Steuern ausſchreiben, und überhaupt kein Geſchäft einſeitig vornehmen, bey welchem das ganze deutſche Reich intereßirt iſt. Soll

Man muſte entweder ſich wieder über kurz oder lang die ehmalige haſſenswürdige Regierungsform gefallen laſſen, und bis es dahin kam, das Reich dem Verderben ausſetzen, oder den Schritt thun, den man that. — Wenigſtens ſcheint es ſo dem unbefangnen Zuſchauer in der Ferne, der übrigens nie die Pariſer Mordſcenen, ſo wie manches andre Extrem, billigen wird.

*) Osnabrückiſcher Friedensſchluß, Art. 8. §. 3. Ein ſehr ſchätzbarer Commentar über dieſe Stelle der W. C. findet ſich in dem VII. Heft des Weltbürgers unter dem Titel: Was ſind deutſche Reichsgeſchäfte?

eins oder das andere geſchehen, ſo muß er die Stände des Reichs verſammeln, das iſt, Reichstag halten, hier dasjenige, was er ausgeführt zu ſehen wünſcht, vortragen, und erwarten, was von den geſammten, in drey Klaſſen vertheilten, und Klaſſenweiſe ſich berathſchlagenden Ständen, beliebt wird. Fällt der Schluß den Abſichten des Kaiſers zuwider aus, ſo ſind dieſe vereitelt; laſſen ſich zwar die Stände den kaiſerlichen Antrag in der Hauptſache, jedoch unter gewiſſen Beſtimmungen und Modifikationen, gefallen, ſo hängt es freylich vom Kaiſer ab, ob er dieſelben genehmigen will; will er aber dieſes nicht, ſo kann er ſeinen Zweck nicht erreichen; denn, wenn gleich der gemeinſchaftliche Schluß der drey Reichskollegien, zu ſeiner vollkommenen Gültigkeit, der kaiſerlichen Genehmigung bedarf, ſo kann doch der Kaiſer ſeinen Willen den Reichsſtänden nicht aufdringen.

Der Kaiſer iſt zwar der höchſte Richter im deutſchen Reich, allein auch in dieſem Stück iſt ſeine Gewalt nicht unumſchränkt. Die Gerichte, welche in ſeinem Nahmen Recht ſprechen, ſind an die Vorſchrift der Geſetze gebunden, ja das eine derſelben (das Reichskammergericht) ſteht ſogar in einem ſolchen mannigfaltigen Verhältniß zu den Reichsſtänden, daß es in allem Betracht den Nahmen eines Reichsgerichts verdient. Nur den Richter und die Präſidenten, welche aber in Juſtizſachen keine Stimme haben, ſondern blos die ſo ſehr komplicirte Maſchine dirigiren, und einen einzigen Beyſitzer ernennt der Kaiſer, die übrigen werden von den Reichsſtänden ſelbſt dem Gericht vorgeſchlagen, und von dieſem nach vorgängiger Prüfung angenommen. Die Unterhaltung des Gerichts hängt nicht vom Kaiſer ab, ſondern aus allen deutſchen Reichslanden werden Beyträge dazu geliefert, und die Reichsſtände haben unter kaiſerlicher Autorität das Recht, dieſes Gericht zu Zeiten zu viſitiren, und nachzuſehen,

ob alles in ſeiner gehörigen Ordnung ſey, ein jeder ſeine Pflicht thue, und ob nicht hie und da die Maſchine weſentlich verbeſſert werden könne.

Geringe iſt alſo nur der Einfluß des Kaiſers auf dieſes Gericht; größer zwar auf das andre, den Reichshofrath, der ganz allein vom Kaiſer beſtellt und unterhalten wird, in der Reſidenz des Kaiſers ſich befindet, und keiner reichsſtändiſchen, ſondern nur der unbedeutenden Viſitation des Reichs-Erzkanzlers unterworfen iſt. Allein auch dieſes Tribunal iſt an die allgemeinen Reichsgeſetze gebunden, die Mitglieder deſſelben ſchwören nicht nur dem Kaiſer, ſondern auch dem Reich, und ſeitdem dem Kaiſer das Recht genommen iſt, Reichshofräthe willkührlich ihrer Dienſte zu entlaſſen *), iſt unſtreitig auch auf dieſes Gericht ſein Einfluß nicht wenig verringert. Jetzt kann dieſes Kollegium auch unter einem deſpotiſch geſinnten Kaiſer es noch eher wagen, ſolche Vorſtellungen zu thun, als unter Franz I. und Joſeph II. zuweilen gethan ſind **).

*) Neueſte kaiſerl. Wahlcapit. Art. XXIV. §. 10.

**) Im J. 1766. bezeugte der Kaiſer in einer gewiſſen Rechtsſache, in welcher Votum ad Imperatorem erſtattet war, dem Reichshofrath ſein Mißfallen, daß einige Reichshofräthe ſo reichsverderbliche und der kaiſerlichen Autorität ſo wenig angemeſſene Grundſätze hätten behaupten wollen, und verlangte, daß deren Nahmen ihm bekannt gemacht werden ſollten — Der Reichshofrath erließ hierauf eine vortrefliche Vorſtellung an den Kaiſer, worinn es unter andern hieß: Es ſey in einem jeden Juſtizkollegio, folglich deſto mehr beym Reichshofrath eine der weſentlichſten, ja erſten Erforderniſſe, daß alle Räthe frey nach ihrem Gewiſſen und beſitzender Einſicht, ohne die mindeſte Nebenrückſicht, oder einige Beſorgniß, ungeſcheut ihre Stimmen abzugeben im Stande ſeyn. Er verwieß den Kaiſer auf die R. H. R. O. und auf ſeine Wahlcapitulation und hatte die Genugthuung, daß der Kaiſer die Vorſtellung und die darin angeführten principia zur guten Nachricht in Gnaden annahm. S. Hauſens Staatsmaterialien 1783. St. IV. Nr. 8.

Nicht einmal die executive Gewalt, die doch billig in jedem Staat der Regent haben ſollte, iſt in Deutſchland in den Händen des Kaiſers. Sollen Urtheile der höchſten Reichsgerichte vollzogen werden, ſo müſſen ſich dieſe mit ihren Aufträgen an die Kreisausſchreibenden Fürſten wenden, die denn freylich eine Erkenntniß, auf welches der kaiſerliche Hof mehr als die Geſetze Einfluß gehabt haben ſollte, nicht leicht zur Vollziehung bringen würden.

Deutſchland hat alſo ſchon in dieſer Rückſicht eben die glückliche Verfaſſung, deren ſich mit Recht der Engländer, Schwede, auch wohl der Unger rühmt. Wie ſtolz iſt nicht der Britte auf ſeine Konſtitution, weil er nur nach ſolchen Geſetzen lebt, die er ſich ſelbſt giebt, nur ſolche Abgaben entrichtet, die er ſelbſt bewilligt und freywillig übernommen hat; was heißt dieß aber anders, als weil ſein König ihm nicht auch nach Belieben Geſetze vorſchreiben, und Schätzungen auflegen kann, ſondern Einwilligung des Parlaments dazu nöthig iſt? Im Grunde kommt alles darauf zurück, daß die Macht der Könige in dieſen Reichen eingeſchränkt iſt, daß ſie Stände an der Seite haben, ohne deren Einwilligung ſie wichtige Majeſtätsrechte nicht ausüben können. Und da nun dieß auch in Deutſchland der Fall iſt, ſo ſteht in ſo fern unſere Verfaſſung mit der brittiſchen, ſchwediſchen und ungariſchen völlig im Gleichgewicht. In Allen iſt die Nation vor willkührlicher Gewalt, und was hievon ſo leicht die Folge iſt, vor Unterdrückung geſichert, und in allen kann der Bürger des Staats den Hauptzweck erreichen, den ſeine Vorfahren vor Augen hatten, als ſie Staaten bildeten.

Aber nicht blos im Gleichgewicht ſteht die deutſche Verfaſſung in dieſer Hinſicht mit der brittiſchen und ſchwediſchen, ſondern es ſinkt ſelbſt zu ihrem Vortheil die Schaale. Sie hat man-

Digitized by Google

ches, was ihr ganz eigen iſt, und den beſten Damm gegen allen Deſpotiſmus abgiebt. Welch ein Vorzug unſrer deutſchen Verfaſſung iſt es nicht, daß das Oberhaupt des deutſchen Reichs gewählt wird? Ein Wahlfürſt wird es nur ſelten wagen, aus dem Ton zu ſprechen, in welchem der Fürſt, der aus Erbrecht regiert, ſo leicht verfällt. Thut er es ja, nun ſo wartet man ſeinen Tod ab, und wählt ſeinen Nachfolger unter der Bedingung, eine gemäßigtere Sprache zu führen. Würde Schwedens König wohl zweymahl die Konſtitution zu ändern verſucht haben, wenn ſein Prinz nur durch freye Wahl der Nation den Thron hätte beſteigen können? Pohlens Beyſpiel beweiſt nicht das Gegentheil, wenn man alle hier eintretende beſondere Umſtände erwägt, wenn man bedenkt, daß es der Wunſch des größten und aufgeklärteſten Theils der Nation war, die bisherige Konſtitution zu ändern.

„Aber ein Wahlreich wird nie eine große bedeutende Rolle auf dem großen Welttheater ſpielen.“ — Mag es! — gehört denn dieß auf irgend eine Art zum Glück der Nation? Was helfen dieſe Eroberungen und Erweiterungen der Gränzen? Wie glorreich war nicht die Rolle, welche Frankreich unter Ludewig dem XIV. ſpielte, aber wie elend dagegen der Zuſtand des Bürgers unter dieſem vermeintlich großen König, und ſeinem Nachfolger, bis in unſern Tagen die Nation allen Eroberungen entſagte?

Erheblicher iſt der Einwurf, daß in einem Wahlreich leicht Factionen entſtehen, und dadurch das Reich in ſich ſelbſt zerrüttet wird. Die ältere Geſchichte von Deutſchland liefert, ſo wie die neuere von Pohlen, hiezu die Beläge. Aber dieß iſt jetzt in Deutſchland, da hier das Wahlrecht ausſchließend einigen der angeſehenſten Fürſten zuſteht, nicht zu befürchten. Was nach dem Tode K. Karl des VI. geſchah, kann hier nicht gerechnet

Digitized by Google

werden; die damals entſtandenen Kriege würden auch entſtanden ſeyn, wenn gleich nicht wegen der Wahl ſelbſt einiger Streit entſtanden wäre.

Innere Schwäche iſt ebenfalls, wie Deutſchland am beſten beweiſet, nicht Attribut eines jeden Wahlreichs. Deutſchland hat in keiner Rückſicht eine Theilung, wie Pohlen, zu befürchten. Dagegen ſchützt es ſeine eigne Macht und Stärke. — „Aber ein leeres Schattenbild iſt doch die Majeſtät in einem Wahlreich?“ Gewöhnlich iſt dieß freylich der Fall; doch macht auch hierin Deutſchland, wegen des zufälligen Umſtandes, daß unſre Wahlfürſten dem gewählten Oberhaupte keine Reichseinkünfte anweiſen können, und alſo verbunden ſind, einen Herrn, der ſelbſt eigene anſehnliche Erblande beſitzt, zu wählen, eine Ausnahme. Ein bloßes Schattenbild iſt die Majeſtät des Kaiſers nicht, wenn ſie gleich nicht die Kraft und Wirkung der Majeſtät eines andern minder eingeſchränkten Monarchen hat.

Ein andrer wichtiger Vorzug unſrer deutſchen Verfaſſung liegt darin, daß der Kaiſer nicht einen ſo ſtarken Einfluß auf die Berathſchlagungen des Reichstages hat, und dieſe nicht ſo ſehr nach ſeinen Abſichten leiten kann, als in andern Reichen, namentlich in England und Schweden der Fall iſt. Wie unzufrieden waren nicht die Britten mit dem Kriege gegen die jetzigen amerikaniſchen Freyſtaaten? Wußte aber doch nicht Lord North das Parlament, den Wünſchen des Throns gemäß, zu ſtimmen? Beſtechungen durch Geld ſowohl, als durch Ertheilung wichtiger Hof- und Staatsbedienungen, wodurch in andern Reichen die Könige ſich die Majorität zu verſchaffen wiſſen, laſſen ſich bey unſern deutſchen Reichsſtänden nicht einmal denken. Dieſe ſind nicht, wie in England und Schweden, Privatperſonen, ſondern Regenten, die Land und Leute zu regieren haben, und die daher,

wenig-

wenigſtens gröſtentheils, mit Verachtung dergleichen Mittel zurückweiſen würden; die wenigen aber, die etwa dafür empfänglich ſeyn möchten, ſind zum Glück ſo unbedeutend, daß es ſich nicht der Mühe verlohnen würde, ſie auf irgend eine Art zu beſtechen. Freylich fehlt es auch unſerm Kaiſer nicht an allem Einfluß. Schon die Religionsverſchiedenheit bewirkt, daß in mehrern Fällen die ſeiner Religion zugethanen Stände ſeine Parthey ergreifen, und es würde in manchen Fällen ſchlimm ſtehen, wenn nicht der weſtphäliſche Friede ſchon hierauf Rückſicht genommen, und die heilſame itio in partes *) eingeführt hätte. Noch beſſer keimt oft der Saamen des Mißtrauens, wenn man ihn geſchickt auszuſtreuen verſteht. Der kräftigen Empfehlung und Verwendung des Kaiſers verdanken mehrentheils die geiſtlichen Fürſten ihre einträglichen Stellen, und Undankbarkeit iſt ein häßliches Laſter, welches kein Geiſtlicher ſich leicht zu Schulden kommen läßt. Oft hat ein Fürſt eine ihm wichtige Angelegenheit am kaiſerlichen Hofe zu ſuchen, oder gar einen böſen Prozeß am Reichshofrath, in welchem vielleicht ein Gutachten an den Kaiſer (votum ad Imperatorem **) erſtattet werden kann; wird er es alsdenn wohl wagen, den Abſichten des Kaiſers entgegen zu handeln? Wird man nicht ſelbſt das Geſuch zu nutzen wiſſen, um ſich verſprechen zu laſſen, in allen Reichsſachen ſich dem kaiſerlichen Hofe gefällig zu beweiſen? Zu was für Aufopferungen verpflichteten ſich nicht ſelbſt die Häuſer Brandenburg und Han-

*) Ohnerachtet auf dem Reichstage die Zahl der katholiſchen Stände die Zahl der evangeliſchen überwiegt, ſo können doch dieſe, ſobald ſie zuſammenhalten, nicht von jenen überſtimmt werden.

**) Billig ſollte ſich nie der Regent eine Entſcheidung in Juſtizſachen anmaßen. Kabinetsjuſtiz taugt nichts. Wehe dem Lande, wo ſie Mode iſt! Man hat daher auch in dieſem Punkt die Gewalt des Kaiſers durch die beyden neueſten Wahlkapitulationen (Art. XVI. §. 15.) einzuſchränken geſucht.

Digitized by Google

nover, jenes wegen einer Krone, dieſes eines Kurhuts halber? und wer war beym Ausbruch des jetzigen Krieges der Erſte, der ſeine Truppen an den Rhein marſchieren ließ? durfte ſein Rival wohl zurückbleiben? mußte er nicht die Aſſociation der vordern Reichskreiſe befördern helfen, wenn es auch gegen ſeine Grundſätze ſeyn ſollte, um nur nicht einem andern einen zu großen Vorſprung zu laſſen? — Die Geſandten der Reichsſtände votiren zwar nicht nach eigenem Gefallen; aber man weiß doch, wie viel oft, und beſonders an manchem Hofe, wo man keinen der Sache hinlänglich gewachſenen Mann hat, auf den Bericht des Geſandten ankommt. Wie, wenn dieſer nun zugleich öſterreichiſcher Miniſter iſt, oder man es ſonſt verſteht, ihn in ſein Intereſſe zu ziehen? — Alſo fehlt es allerdings dem Kaiſer nicht an Einfluß auf den Reichstag, aber demohngeachtet iſt in wichtigen Angelegenheiten nur ſelten die Majorität auf ſeiner Seite, wenn anders nicht die Vorſchläge ſo beſchaffen ſind, daß ſie ungetheilten Beyfall verdienen. Noch macht der Kaiſer nicht mit ſeinen eigenen Stimmen, und den Stimmen der geiſtlichen und neuen Fürſten, der Prälaten und Grafen, völlig die mehrere Zahl aus, zumahl, da doch auch wohl unter den geiſtlichen Fürſten, oder unter den neuen Fürſten immer einer oder der andere iſt, der ſich nicht zur Parthey des Kaiſers, ſondern vielmehr zur entgegengeſetzten hält. Will man aber auch annehmen, daß das Haus Oeſterreich im Fürſtenrath das Uebergewicht hätte, ſo hat doch nicht ein gleiches Uebergewicht die Krone Böhmen im Kurfürſtlichen Kollegio. Höchſtens möchte hier ein Gleichgewicht anzunehmen ſeyn; iſt aber dieſes der Fall, ſo kann nichts in Reichsgeſchäften blos nach dem Willen des Kaiſers durchgeſetzt werden, indem eine jede Sache, in welcher die Kurfüſten nicht

Digitized by Google

zum Schluß kommen, oder ſie und die Fürſten unter ſich nicht einig werden können, liegen bleibt.

Ein anderes Mittel, welches in andern Ländern die Könige anwenden, ſich die Stimmenmehrheit zu verſchaffen, indem ſie ſtets neue Grafen und Baronen kreiren, und ſo die Zahl ihrer Kreaturen vermehren, findet in Deutſchland ebenfalls nicht Statt.

Zwar hat bekanntlich unſer Kaiſer ſo gut das Recht, Standeserhöhungen vorzunehmen, als andre ſouveräne Könige, aber mit dieſen Standeserhöhungen iſt nicht, wie in Großbrittannien und Schweden, das Recht der Reichsſtandſchaft verknüpft. Ehedem war dies freylich auch in Deutſchland der Fall, ſobald aber Deutſchlands Große gewahr wurden, daß die Kaiſer aus dem Hauſe Oeſterreich nur deshalb fürſteten, um durch ſie die Stimmenmehrheit zu bewirken, ward die bisherige Obſervanz aufgehoben und feſtgeſetzt, daß Niemand ohne beſondere Einwilligung des Fürſtenraths ſelbſt, deſſen Mitglied werden könne *).

So wenig aber der Kaiſer die Zahl der Reichsſtände eigenmächtig vermehren kann, eben ſo wenig kann er ſie eigenmächtig vermindern, oder nur einem Reichsſtand ſein Sitz und Stimmenrecht auf irgend eine Art kränken **). Seitdem hiezu Einwilligung des Reichstages erforderlich iſt, liefert die Geſchichte kein Beyſpiel eines geächteten Reichsſtandes, und wird wie der unter Franz I. gemachte Verſuch beweiſt, auch wohl ſchwerlich ein Beyſpiel liefern.

Einen fernern äußerſt erheblichen Vorzug giebt unſerer Konſtitution die jetzige beſtändige Dauer des Reichstages. So leicht wagt es kein König, die Rechte der Krone auszudehnen, und die

*) Kaiſerl. Wahlkapitulation, Art. 1. §. 5.

**) Kaiſerl. W. K. Art. 1. §. 3, Vergl. Art. 20. §. 2. u. f.

der Nation auf irgend eine Art zu kränken, wenn deren Stellvertreter auf einen Haufen verſammelt ſind. Er weiß wohl, welchen Widerſtand er dann findet, wie ſehr alsdenn ein ſonſt kaum bemerkter Eingriff in die Rechte der Stände gerügt wird, und welch ein gefährlicher, mehrentheils für ihn nachtheiliger Kampf zwiſchen den Rechten des Throns und den Rechten der Nation zu entſtehen pflegt. Frankreich hat in unſern Zeiten dieſe Erfahrung gemacht; und nicht ohne Grund verordnete der König von Schweden in ſeinem Teſtament, daß während der Minderjährigkeit ſeines Nachfolgers kein allgemeiner Reichstag berufen werden ſollte. Hängt alſo die Zuſammenberufung der Stände ganz von der Willkühr des Monarchen ab, ſo wird er und ſein Miniſter ſich nur im äußerſten Nothfall dazu entſchließen, die Verſammlung ſobald als möglich wieder auseinander gehen laſſen, und überhaupt alle vorhin ſchon bemerkte Mittel anwenden, um die Mehrheit der Stimmen auf ſeine Seite zu bringen. Je ſeltener Reichstag in einem Staat gehalten wird, je kürzer ſeine jedesmalige Dauer iſt, deſto eher wird die ſonſt eingeſchränkte Macht der Könige uneingeſchränkt. Urſprünglich hatten alle europäiſchen Reiche eine eingeſchränkte monarchiſche Regierungsform; durch Vernachläßigung der Reichstage ward ſie, wenn wir Dännemark ausnehmen, uneingeſchränkt. Auch in Deutſchland iſt dieß Mittel nicht unverſucht geblieben. Die Kaiſer Ferdinand II. und III. glaubten ihren Zweck, ſich zu unumſchränkten Herrn des deutſchen Reichs zu machen, nicht beſſer erreichen zu können, als wenn ſie keine allgemeine Reichsverſammlungen hielten. Erſt im Jahr 1640 entſchloß ſich Ferdinand III., wiewohl höchſt ungern, einen Reichstag auszuſchreiben, nachdem ſchon ſeit dem Jahr 1613 keiner gehalten war. Er wußte wohl, daß er nun Punkte würde bewilligen müſſen, die er ungern bewilligte. In

dieſer eben genannten Periode drohete der deutſchen Konſtitution die größte Gefahr; ſeitdem aber iſt ſie auch für beſtändig verſchwunden; denn man ſäumte nun nicht lange mehr, den Kaiſer zu verpflichten, wenigſtens alle zehn Jahr, und ſonſt ſo oft es die Sicherheit und der Zuſtand des Reichs, oder einiger Kreiſe Nothdurft erfordert, oder auch auf Erinnerung der Kurfürſten, einen allgemeinen Reichstag zu halten *). Wenn daher gleich unſer jetziger Reichstag, deſſen beſtändige Dauer freylich nicht geſetzlich iſt, der aber doch bereits in der Länge der Zeit ſo feſte Wurzeln geſchlagen hat, und daher ſo manchen Sturm aushalten konnte, je getrennt werden ſollte, ſo würde es doch gewiß nicht lange währen, bis wieder ein neuer berufen würde. Und wollte dann ja der Kaiſer Schwierigkeiten deshalb machen, ſo würden gewiß unſere Stände nicht lange ſäumen, von dem ihnen zuſtehenden ſo wichtigen Recht, auch ohne Autorität des Kaiſers zuſammenkommen, und ihre Angelegenheiten beobachten zu dürfen **), Gebrauch zu machen. Welch einen wichtigen Vorzug giebt nicht eben dieſer Umſtand wieder unſerer deutſchen Verfaſſung, wie ſehr wird dieſelbe dadurch ſtets aufrecht erhalten, und Deutſchland gegen deſpotiſche Gewalt geſichert! In keinem andern Reich dürfen die Stände allgemeine Verſammlungen halten, ohne vom Monarchen berufen zu werden; aber in Deutſchland ſteht es ihnen frey.

Ich kann dieſe Materie nicht ſchließen, ohne noch auf einen Umſtand, wodurch ſich unſere Verfaſſung ebenfalls auszeichnet, aufmerkſam zu machen. Die Wahl des Orts, an welchem der Reichstag gehalten werden ſoll, hängt in Deutſchland nicht, wie

*) W. K. Art. 13. §. 1.

**) W. K. Art. 13. §. 10.

Digitized by Google

in andern Reichen, von der Willkühr des Monarchen ab, ſondern er muß deshalb mit den Kurfürſten, welche die wahren Grundpfeiler der deutſchen Freyheit ſind, Raths pflegen. Nie kann ſich alſo in Deutſchland der Fall ereignen, der ſich noch erſt in unſern Tagen in Schweden zugetragen hat, daß die Reichsverſammlung an einem Ort gehalten wird, der ſich ganz in der Gewalt des Monarchen befindet, und wo alſo dieſer in mehrerer Rückſicht die Verſammlung beherrſchen, oder auf ſie wirken kann. Gewiß würden unſere Kurfürſten nicht einwilligen, und auch ſelbſt die Stände nicht erſcheinen, wenn zu Wien oder Prag Reichstag gehalten werden ſollte. Haben ſie gleich überhaupt weniger ein benachbartes Truppenkorps zu fürchten, und iſt gleich überhaupt in Deutſchland ein ſolcher Zwang nicht einmal denkbar, weil die deutſchen Reichsſtände nicht perſönlich, ſondern durch Geſandte erſcheinen, auf welche das europäiſche Völkerrecht in ſeiner ganzen Kraft anwendbar iſt, ſo könnte doch an dieſen Orten Hofluft leicht böſe Wirkung verurſachen. Man weiß ja, was oft ein freundlicher Blick des Monarchen, kalte Begegnung am Hofe, und was ferner in dieſe Klaſſe gehört, thun kann. Eine Reichsverſammlung in der Reſidenz, am Hofe und unter den Augen des Fürſten, wird, wenn ſie ſich anders nicht ſo, als die in Frankreich betragen will, nie ſo offen und freymüthig handeln, als eine andere vom Hofe entfernte.

Endlich verdient auch noch zu der vorzüglichen Güte der deutſchen Verfaſſung gerechnet zu werden, daß unſere Stände nicht, wie die Stände anderer Reiche, an die in der Reichsoberhauptlichen Propoſition enthaltenen Ordnung der Materien bey ihren Berathſchlagungen gebunden ſind. Ein gewiß nicht unwichtiger Vorzug! Muß die Verſammlung die in der Propoſition enthaltene Ordnung bey ihren Schlüßen beobachten, ſo werden ſicher

Digitized by Google

ſtets ſolche Punkte den erſten und ſicherſten Plaz einnehmen, welche das eigene Intereſſe des Monarchen betreffen. Die Stände, um deſto zuverläßiger Abhelfung ihrer Beſchwerden, und Genehmigung ihrer Beſchlüſſe in den ihnen näher am Herzen liegenden Punkten zu erhalten, werden ſich im Anfange gefälliger gegen ihr Oberhaupt erweiſen, und möglichſt in das willigen, was er verlangt; aber kaum ſieht denn dieſer ſeine Wünſche erfüllt, ſo wird er gleichgültig in Anſehung der übrigen; man eilt, den Reichstag, der großen Koſten halber, die er verurſacht, zu enden, und ſo wird oft das wahre Intereſſe des Reichs aus den Augen geſetzt. Umgekehrt iſt natürlicher Weiſe das Verhältniß, ſobald die Stände die Wahl haben, über die ihnen vorgelegte Materien zu berathſchlagen.

Allerdings hat alſo die deutſche Verfaſſung Eigenheiten, die alle dahin abzwecken, gegen willkührliche Gewalt oder Deſpotiſmus zu ſichern. In dieſem Stück hält ſie nicht nur ſelbſt mit der Brittiſchen, die man doch bisher für das non plus ultra gehalten hat, die Vergleichung aus, ſondern ſie übertrift ſie noch. —

Aber, wird man einwenden, welchen Vortheil hat davon der deutſche Bürger, da alle bisher namhaft gemachten Vorzüge der deutſchen Staatsverfaſſung mehr auf unſere Fürſten, als auf uns, die wir ihnen unterworfen ſind, Bezug haben? können wir wohl unſere Reichsſtände als unſere Stellvertreter anſehen, wie der Schwede und der Britte die ſeinigen? Steht alſo nicht dennoch unſere Konſtitution der brittiſchen und ſchwediſchen bey weitem nach? — Es iſt wahr, unſere Fürſten haben ſchon lange aufgehört, unſere Repräſentanten im gewöhnlichen Wortverſtande genommen, zu ſeyn. Schon längſt beruft nicht mehr der Fürſt ſeine treuen Landſtände, wie er ſonſt that, wenn er ein kaiſerliches Ausſchreiben zum Reichstage erhielt, berathſchlagt ſich nicht

mehr mit dieſen über die Punkte, deren in dem Ausſchreiben erwähnt werden, und giebt nicht mehr das Reſultat dieſer Berathſchlagung, als ſeine Stimme, auf den Reichstag ab. Unſere Reichsſtände ſind allerdings nicht, wie die in andern Reichen, Privatperſonen, ſondern Regenten, die die Nation regieren, aber nicht zu repräſentiren ſcheinen, und doch werden wir in der That beſſer von ihnen repräſentirt, als irgend eine Nation von ihren Reichsſtänden. Dies verdanken wir aber dem Umſtand, daß die unſrigen nicht, wie in andern Reichen, Privatperſonen ſind, ſondern ſelbſt die Nation regieren. Nicht zu gedenken, daß ſie dieſerhalb wenigſtens die Vermuthung für ſich haben, das Intereſſe des Reichs am beſten zu kennen, und daß ſie es überhaupt am beſten wagen können, ſich den Anmaßungen des höchſten Regenten entgegen zu ſtellen, ſo erfordert dies auch ſelbſt ihr eigener Vortheil mehr, als es der Vortheil der Stände anderer Reiche erfordert. *Unſer Wohl iſt das Wohl unſerer Fürſten, und alles was unſern Wohlſtand vermehrt, vermehrt auch den ihrigen.* Werden ſie daher nicht muthig und ſtandhaft ſich allem entgegen ſtellen, was zum Nachtheil ihrer Unterthanen in Vorſchlag kommen könnte? Werden ſie nicht, wenn ſie gleich nicht mehr, wie ehemals, perſönliche Kriegsdienſte leiſten müſſen, einen Reichskrieg *möglichſt* zu verhüten ſuchen *)? Denn nun ſind es ja *ihre* Länder, die verheert werden, nicht mehr Länder des Kaiſers, wie in denen Zeiten, in welchen unſre Fürſten noch nicht das waren, was ſie jetzt ſind. — Reichsſteuern bezahlen ſie freylich nicht mehr aus ihren Kammergütern, aber ſind es nicht *ihre* Unterthanen, die ſie ent-

*) Viele Reichsſtände haben auch den jetzt zu beginnenden Reichskrieg zu verhüten geſucht, andere hatten dagegen ein deſto ſtärkeres Privatintereſſe, daß deutſche Reich in einen Krieg mit Frankreich zu verwickeln.

Digitized by Google

richten müſſen? Und wird daher ſo leicht, beſonders jetzt, ein Fürſt auf des Kaiſers Verlangen ſie bewilligen, wenn nicht wirklich das Intereſſe des Reichs es erfordert? Sind nicht während der ganzen Dauer des ſiebenjährigen Krieges kaum ſo viele Römermonate bewilligt, als ehemals wohl in einem einzigen Jahre bewilligt ſind? Eher könnte man, beſonders wenn man an das Reichskammergericht denkt, unſern Fürſten den Vorwurf machen, daß ſie in dieſem Stück zu wenig, als daß ſie zu viel thun.

Aber geſetzt nun auch, daß der Deutſche von dem Oberhaupt ſeines Reichs nicht gedrückt werden kann, vielmehr gegen daſſelbe von ſeinem Fürſten gut repräſentirt wird, was hilft ihm dieſes, wenn er dagegen von ſeinem Repräſentanten ſelbſt deſto ſtärkern Druck dulden muß? wenn dieſer ihn nur darum gegen einen dritten ſchützt, um ſelbſt deſto beträchtlichern Nutzen von ihm ziehen zu können?

Allein auch dagegen ſichert uns unſre in ihrer Art einzige Konſtitution: und eben der Umſtand, daß Deutſchland in ſo viele größere und kleinere Staaten vertheilt iſt, gereicht zum größten Glück des Deutſchen, und ſichert ihn, wenn er will, am mehrſten vor aller willkührlichen Gewalt, Unterdrückung und Deſpotiſmus. Denn ſo wie Deutſchland im Ganzen genommen, oder als ein Staat betrachtet, eine eingeſchränkte monarchiſche Regierungsform hat, eben ſo hat auch, mit Ausſchließung der Reichsſtädte, ein jedes der verſchiedenen einzelnen Territorien, aus welchen dieſes große Reich beſteht, eine ſolche Regierungsform. Zwar ſind unſere deutſchen Fürſten, wenn ſie auch noch ſo mächtig ſind, und in dieſer Rückſicht wohl manchem König an die Seite geſtellt werden können, durchaus keine Monarchen; denn ſie ſind nicht unabhängig, ſondern Kaiſer und Reich unterworfen; indeſſen kann man doch allerdings behaupten, daß auch die einzelnen deutſchen Länder auf monarchiſche Art, und zwar eben ſo,

als die Reichsſtädte auf republikaniſche, regiert werden, ſie mögen übrigens geiſtliche oder weltliche, Erb- oder Wahlſtaaten ſeyn. Die mehrſten derſelben haben Landſtände, welche zwar nicht völlig, jedoch größtentheils, in eben dem Verhältniß zum Fürſten ſtehen, als dieſe zum Kaiſer.

So wenig der Kaiſer Majeſtätsrechte ohne Konkurrenz der Reichsſtände ausüben darf, eben ſo wenig können dieſe ohne Konkurrenz der Landſtände in allgemeinen Landesangelegenheiten Hoheitsrechte ausüben. So wie jene einen glücklichen Mittelſtand zwiſchen dem Kaiſer und der Nation bilden, eben ſo bilden Landſtände einen ſolchen Stand zwiſchen dem Fürſten und dem Volk. Sie ſind die wahren Repräſentanten deſſelben, die deſſen Beſtes beym Regenten vertreten, deſſen Geſinnungen ſtudiren, und dieſe dem Regenten erklären müſſen, alſo Organ der Nation *). Freylich ſind nicht alle Länder ſo glücklich, Landſtände zu haben, auch iſt es gewiß, daß in verſchiedenen Ländern Landſtände kaum noch einen Schatten ihrer ehemaligen und urſprünglichen Beſtimmung haben; allein es iſt doch auch in dieſen die Gewalt des Regenten beſchränkt. Der Fürſt iſt nämlich an die Reichsgeſetze gebunden, und hat einen Höhern über ſich, der ihm Ziel und Maaß ſetzt, wenn er Deſpot zu werden beginnt. Hat ein ſolcher Fürſt gleich freyere Hände, in Anſehung der geſetzgebenden Gewalt, und mancher andern Hoheitsrechte, ſo darf doch auch er nicht willkührlich regieren, und nicht willkührlich den Unterthanen Schatzung und Steuern auflegen. Thut er es, ſo ſteht einem jeden der Weg zum höhern Richter offen.

*) Wehe dem Lande, deſſen Stände dieſe ihre Beſtimmung aus den Augen ſetzen, und wähnen, daß ſie nur für ihre eigne, oft doch ſo unbedeutende, Perſonen auf dem Landtage erſcheinen, hier nur aus Privatabſichten und Vortheil ſtimmen, dagegen aber taub gegen die Stimme des Volks ſind, und nicht deſſen Beſtes zu befördern ſuchen.

Digitized by Google

Iſt nun auch gleich dieſer Weg nicht ohne Dornen, und ſind gleich erſt neulich neue Steine des Anſtoßes hineingewälzt *), ſo läßt ſich doch, wenn man nur muthig fortgeht, und ſich einen ſichern Führer wählt, am Ende das Ziel ſeiner Wünſche erreichen. — Welch ein Vorzug unſrer deutſchen Verfaſſung! Und welche Nation kann ſich wohl einer gleichen Sicherheit rühmen? Einer jeden andern bleibt beym Druck des Regenten nichts als Vorſtellungen und Bitten, und wenn dieſe nicht fruchten, nichts als blinder Gehorſam und Beugung unter das Joch, oder — Aufruhr mit allen ſeinen ſchrecklichen Folgen übrig. Aber der Deutſche iſt auf alle Fälle geſichert! Gegen den Druck des Kaiſers ſchützen ihn ſeine Fürſten, und wollen dieſe ihn drücken, ſo findet er Hülfe bey jenem, und zwar um ſo geſchwinder und zuverläßiger, je minder mächtig ſein Fürſt iſt. — Freylich ſollte hier gar kein Unterſchied eintreten, und es iſt auch kein in den Rechten gegründeter vorhanden, indem der mächtigſte Reichsſtand ſo gut, wie der unmächtigſte, den Reichsgerichten unterworfen iſt; aber

*) Ich verſtehe hierunter vorzüglich die ſeit dem J. 1790. in der kaiſerlichen Wahlkapitulation Art. 19. §. 6. getroffene Verfügung: daß, wenn Landſtände und Unterthanen wider ihre Obrigkeit in Privatſachen, welche die Landesfürſtliche Kammer betreffen, Klage führen, dieſe Klagen bey den ordentlichen Landesgerichten entſchieden, und den Reichsgerichten nicht geſtattet werden ſoll, darüber in letzter Inſtanz, wenn Privilegia de non appellando vorhanden ſind, und darinn kein ausdrücklicher Vorbehalt enthalten, oder ein anderes durch Verträge mit den Landſchaften und Obrigkeiten nicht beſtimmt iſt, zu urtheilen. — Mit Vergnügen bemerke ich aber hiebey, daß das Reichskammergericht den Entſchluß gefaßt hat, dieſe Stelle nicht als verbindlich anzuerkennen, weil ſie den ältern allgemeinen Reichsgeſetzen entgegen iſt. — Das Reichskammergericht hat ſich dadurch eine neue Ehrenſäule geſetzt! — Warlich, es iſt auch unbegreiflich, wie man in den jetzigen Zeiten ſo ſehr darauf beſtehen kann, in ſeiner eignen Sache Richter zu ſeyn. Nicht alle Gerichte beſtehen aus ſo braven und unerſchütterlichen Männern, als das königliche Kammergericht zu Berlin.

es tritt doch ein faktiſcher ein. Der kleine Reichsprälat läßt ſich allerdings eher weiſen, als der mächtige Kurfürſt; aber dagegen kennt dieſer auch im Zweifel ſeine Regentenpflichten beſſer, als jener, der noch oft Ideen vom Eigenthumsrecht im Kopfe hat, und ſich als Gutsherrn ſeines Ländchens anſieht.

Doch wie, wenn nun der Kaiſer und die Stände gemeinſchaftliche Sache machen, ſich zum Druck der Nation vereinigen! Wie ſieht es dann mit der ſo hoch gerühmten Freyheit der Deutſchen aus? — Denkbar iſt freylich dieſer Fall, jedoch nie zu befürchten. — Wie ließe ſich wohl je das hier eintretende verſchiedene und ſich ſo ſehr entgegen ſtehende Intereſſe des Kaiſers und der Fürſten vereinigen. Dem Kaiſer iſt ſehr daran gelegen, die Fürſten nicht zu mächtig werden zu laſſen, und dies würden ſie alsdann auf Koſten ihrer Unterthanen werden. Je unumſchränkter die Rechte der Fürſten über ihre Unterthanen ſind, deſto mehr leidet das kaiſerliche Anſehen. Welche Entſchädigung könnten dagegen die Fürſten dem Kaiſer anbieten? — Gewiß keine, die nicht wieder ſeine Macht vermehren würde. Und welche Gefahr alsdenn für die Fürſten ſelbſt, zumal, wenn ſie die Liebe und Zuneigung ihrer Unterthanen ſelbſt verſcherzt hätten! — Läßt es ſich aber wohl glauben, daß der Kaiſer ohne alle Entſchädigung helfen würde, das Anſehen der Fürſten zu vermehren? — Gewiß nicht! So wie im J. 1671 der Kaiſer nicht in das Geſuch eines großen Theils der Fürſten, ihren Unterthanen willkührlich Schatzung auflegen zu dürfen, willigen wollte, ſo wird er auch ferner in ähnlichen Fällen, wenn dieſe ſich ja in unſern jetzigen Zeiten denken ließen, ſeine nöthige Einwilligung verſagen; und ſo iſt und bleibt der deutſche Bürger ſtets vor aller Unterdrückung geſichert.

Mit Fleiß habe ich mich bisher bloß mit der Unterſuchung unſerer Staatsverfaſſung, in ſo fern ſie uns die Erreichung des

Hauptzwecks der menſchlichen Verbindung in Staaten gewährt, beſchäftigt, und ich glaube dargethan zu haben, daß in dieſer Hinſicht unſre Konſtitution allen andern vorgezogen zu werden verdiene. Immer iſt und bleibt aber Sicherheit des Vermögens, der Ehre und des Lebens, Hauptſache, der alle andere Betrachtungen nachſtehen müſſen. Gewährt uns alſo unſre Verfaſſung dieſe Sicherheit, ſo möchte immerhin in Deutſchland nach unſrer ſo beſondern Verfaſſung der hohe Grad von Wohlſtand nicht erreichbar ſeyn, der ſich in andern Staaten erreichen läßt; ſie würde deshalb immer noch den Vorzug behaupten. Indeſſen ſelbſt dieß iſt noch vielen gegründeten Zweifeln unterworfen. Zwar wird Deutſchland wegen der vielen Staaten, woraus es beſteht, nie ſolche Poſten, ſolche Landſtraßen, vielleicht auch Fabriken bekommen, als England, oder Frankreich. Deutſchlands Handlung *) wird wegen der unendlich vielen Zölle und aller der Plakereyen, welchen Schiffer und Fuhrleute ausgeſetzt ſind, nie zu der Höhe kommen, welche die Brittiſche erreicht hat **); verſchiedene Flüſſe werden nie ſchiffbar gemacht werden, weil ſie mehrentheils zu vieler Herren Land durchſtrömen, und nicht jeder großen Vortheil von der Schiffbarmachung zu gewarten hat; aus eben dieſen Grund iſt noch weniger bey uns an ſchiffbare Kanäle zu den-

*) Indeſſen iſt doch der Kaiſer ſeit 1790 verpflichtet, ein ausführliches Reichsgutachten darüber zu erfordern, „wie zur möglichſten Verbeſſerung der zu Waſſer und zu Lande, zum Wohl des Reichs, der Stände und Unterthanen Beſten zu befördernden Kommercien des Reichs durch gemeinſame, den Verhältniſſen Deutſchlands allenthalben angemeſſene, Maaßregeln zu gelangen ſey?“ W. K. Art. 7. §. 1. Man vergleiche auch den folgenden 8ten Art. der kaiſerl. Wahlkapitulation.

**) Die Deutſchen haben zwar in ihrer Handlung mit dem Britten das Uebergewicht; allein demohnerachtet hat Deutſchland, ſeit Erlöſchung der Hanſe, ſeine Handlung nie zu dem Flor der Brittiſchen bringen können. Was England gegen Deutſchland verliert, gewinnt es von andern zehnfach wieder.

Digitized by Google

ken, wodurch Flüſſe, und durch dieſe ſelbſt Meere *) in Verbindung gebracht werden könnten; das Münzweſen wird wohl ſtets in dem traurigen Zuſtande bleiben, worinn es ſich hie und da befindet; und ſo viel ſich auch allerdings von dem Einfluß der Schriftſteller auf deutſches Nationalwohl erwarten läßt, ſo zweifele ich doch ſehr, daß er je ſo ſtark ſeyn wird, als Wieland in der angeführten Vorrede zu Schillers hiſtoriſchem Kalender glaubt.

Alles dieſes ſind freylich nachtheilige Folgen der Zerſtückelung Deutſchlands in ſo viele Gebiete. Aber befinden wir uns deswegen in einer unglücklichern Lage, als unſre Nachbaren in Frankreich, England und Schweden? Welches Reich iſt denn wohl, troz eines verheerenden dreyßigjährigen Religionskrieges, und einer Kette von Kriegen, im Ganzen ſo mächtig, ſo volkreich und ſo wohlhabend, als das Deutſche **)? Wie würde ſich Deutſchland ſo bald und ſo ſehr wieder haben erholen können, wenn es nicht eben aus ſo vielen Staaten beſtünde, von denen jeder ſeinen eignen Regenten hat? Wäre Deutſchland ein Reich, wie Frankreich oder England, nur Einem Herrn unterworfen, gewiß würde es alsdenn weder ſo ſchnell, noch in einem ſo hohen Grade den Wohlſtand erreicht haben, deſſen es ſich jezt erfreuet, und den es eben ſeinen vielen Regenten, die ungleich beſſer, als die Beherrſcher großer Reiche, den Flor ihrer Länder befördern können, verdankt.

*) Würde die Altmühl, ein Fluß, der im Anſpachiſchen entſpringt, durch das Eichſtädtiſche fließt, und ſich in die Donau ergießt, mit der Rednitz, an welcher Bamberg liegt, und welche in den Main fällt, durch einen ſchiffbaren Kanal vereinigt, ſo käme dadurch das ſchwarze Meer mit dem großen Weltmeer in Verbindung. K. Karl der Große machte dieſen Verſuch, und fuhr wirklich ſchon zu Schiffe von Regensburg nach Würzburg, allein aus Mangel hydrauliſcher Kenntniſſe war das Werk nicht von Dauer.

**) S. von Schirachs Vorrede zu Stovers hiſtoriſch-ſtatiſtiſcher Beſchreibung der Staaten des deutſchen Reichs. Hamburg 1785. Randels Annalen der Staatskräfte von Europa. Hpſt. 1.

„Die Regenten mittler Staaten, ſagt einer unſrer vorzüglichſten Geſchichtforſcher *), haben vor den Beherrſchern großer Monarchien den Vorzug, daß ſie ihre ganze Zeit und ihre ſämmtlichen Kräfte, auf die innern Angelegenheiten ihres Landes verwenden, in die einzelnen Geſchäfte tiefer eindringen, und jede Maaßregel, wodurch man die Wohlfahrt des Unterthanen zu befördern hofft, genauer unterſuchen können. Regenten großer Reiche nimmt die Theilnahme an auswärtigen Angelegenheiten, und die jetzt unvermeidlich nothwendige Aufmerkſamkeit auf das Kriegswesen, den beträchtlichſten Theil ihrer Zeit weg; die Zerſtreuungen an größern Höfen ſind vielfacher und unabwendbarer; kleine und große Geſchäfte häufen ſich in dem Kabinette in dem Maaße, daß auch die angeſtrengteſte Arbeit darunter erliegt, wenn man ihnen die erforderliche Aufmerkſamkeit ertheilen will. Endlich iſt beſonders die Ausdehnung eines weitläuftigen Reichs zu groß für die Umfaſſungskraft eines Mannes, ſey er auch der Thätigſte, Einſichtsvolleſte, ſey ſeine Geſundheit und Kraft die ſtärkſte. Es iſt unmöglich, daß ein König alle einzelne Theile ſeiner Monarchie überſehen, die Bedürfniſſe entfernter Provinzen fühlen, die Mittel, ihnen abzuhelfen, auffinden, den Werth und die Rechtmäßigkeit der Bitten ſeiner Unterthanen gehörig ſchätzen, und auf die Ausführung hülfleiſtender Verordnungen Aufſicht haben kann. Sie ſind der genauern Verwaltung ſeiner Stellvertreter überlaſſen, und nur alsdenn glücklich, wenn der weiſe und wohlwollende Fürſt auch weiſe und wohlwollende Diener findet, und nie durch Verſtellung, Ueberraſchung, Hofkabale oder Konvenienz in der Wahl derſelben irre geleitet wird. Iſt dieſes

*) Hr. Prof. Remer in ſeiner den 27ten Nov. 1790 zu Helmſtädt gehaltenen, und daſelbſt unter dem Titel: Die charakteriſtiſchen Züge des Bildes eines vorzüglichen Regenten der mittlern deutſchen Staaten gedruckt erſchienenen Rede, S. 21. u. f.

aber der unglückliche Fall, ſo erfährt der ſorgfältigſte Regent ihre Unfähigkeit oder ihre Verbrechen erſt langſam, die Entfernung verhindert die Bemerkung derſelben, erſchwert die Klagen, und verſpätet die Unterſuchung oft ſo lange, daß der Schaden unheilbar wird. Hingegen erlaubt der Umgang der mittlern Staaten dem Regenten, ganz der Vater ſeiner Unterthanen zu ſeyn. Ihm rauben die Staatskünſte der auswärtigen Höfe weder die Ruhe, noch die Zeit, die die Verwaltung der innern Angelegenheiten fordert; ihn nöthigt nicht die Uebermacht eines unruhigen und länderſüchtigen Nachbaren, den Reichthum des Landes den innern Verbeſſerungen deſſelben zu entziehen, und ihn auf Zurüſtung des Krieges zu verwenden. Er kann ſelbſt die Bedürfniſſe ſeiner Unterthanen unterſuchen, die zweckmäßigſten Mittel anwenden, ihnen abzuhelfen, ſchädlichen Unordnungen ſchneller wehren, die widrigen Folgen eines irrenden oder eigennützigen Raths bald entdecken und verbeſſern, der Natur an jedem Ort eine hülfreiche Hand bieten, wo ſie ihre Gaben vorzüglich ausgeſpendet hat, oder ihr nachhelfen, wo ſie weniger milde war, durch Belohnung des Fleißigen und Einſichtsvollen ein Beyſpiel zur Nachahmung aufſtellen, und die Reichthümer, die der Staat in ſeine Hände legte, mit Nutzen in demſelben wieder vertheilen."

Eine nicht minder wohlthätige Folge der Zertheilung Deutſchlands in ſo viele von einander unabhängige Staaten und Gebiete iſt beſſere Vertheilung der Reichthümer. Freylich haben wir in Deutſchland kein Paris, kein London oder Petersburg, wo ſich alles Vermögen ſammelt, aber wir haben der wohlhabenden, blühenden Städte ungleich mehr, als irgend ein anderes Reich. — Wo giebt es ferner mehrere und beſſere Lehranſtalten, als in Deutſchland? Hat nicht faſt ein jeder nur etwas bedeutender Fürſt eine Akademie, oder ſonſt eine Lehranſtalt, die er mit

Recht

Digitized by Google

Recht als das Kleinod ſeines Landes anſieht? Welcher Wetteifer entſteht daraus, und wie vortheilhaft iſt dieſer nicht den Künſten und Wiſſenſchaften? Wie viel Licht wird nicht hiedurch auf alle Klaſſen der Einwohner verbreitet! und wo kann endlich Publicität beſſere Wirkung thun, als in Deutſchland? Hier kann der Miniſter nicht ſo leicht, als in irgend einem andern Reiche, eine Schrift unterdrücken, oder wenigſtens den Augen des Fürſten entziehen. Iſt aber dieſes der Fall, ſo läßt ſich ſicher hoffen, daß die Bedrückungen, welche hie und da der arme Unterthan nicht ſowohl von ſeinem Fürſten, als vielmehr von deſſen Räthen und Beamten erdulden muß, bald ein Ende nehmen werden. Die Erfahrung wird es lehren, daß alle ihre Bemühungen, das aufgehende Licht der Aufklärung wieder auszulöſchen, eben ſo vergebens ſeyn werden, als es ehemals das Beſtreben der Kleriſey war, die Welt in Finſterniß, Dummheit und Aberglauben zu erhalten, um ſie nur ſelbſt deſto willkührlicher beherrſchen zu können. Denn es verträgt ſich freylich das Licht der Aufklärung eben ſo wenig mit Deſpotendruck, als ſich ehemals das Licht der Reformation mit Pfaffendruck vertrug. So lange Finſterniß die Welt bedeckte, ſo lange es dem Klerus gelang, ſie zu erhalten, und jede kaum auflodernde Flamme ſogleich wieder zu erſticken, ſo lange herrſchten Pfaffen, wie kein Deſpot je geherrſcht hat. Aber ſo wie es endlich doch Licht ward, ſo verſchwand auch auf einmal alle die Herrlichkeit; und eben ſo wird und muß auch bey mehrerer Aufklärung, Unterdrückung, Deſpotismus und Tyranney verſchwinden, wie Nebel vor der Sonne! — Heil uns, daß wir dieſem Zeitpunct immer näher kommen!!

Carl Friedrich Häberlein.

Digitized by Google

II.

Major von Marſchall.

Eine Anekdote aus dem ſiebenjährigen Kriege.

Groß war der Schauplatz der Thaten, den der ſiebenjährige Krieg uns lieferte; oft wechſelten in einem Tage, ja oft in einer Stunde, Grauſamkeit und Edelmuth mit einander ab. Viele dieſer Handlungen zeichneten aufmerkſame Sammler auf, manche verwiſchte die Zeit, und andre gingen dadurch verloren, weil der edle Handler ſie im Stillen vollbrachte, ohne einen andern als den Dank ſeines eignen innern Gefühls zu erwarten. Pflicht iſt's daher für den Wiſſenden, ſie der Vergeſſenheit zu entreiſſen, und andern zur Nacheiferung an das Tageslicht zu ſtellen. So liefere ich hier eine, die mir es werth ſcheint der Nachwelt überliefert zu werden, wenn anders Aufopferung für unbekannte Feinde nicht zu den täglichen Tugenden unſers Europa's gehört. —

Durch die unerhörten Verwüſtungen, welche die Ruſſen während dieſes Krieges in den Königl. Preußiſchen Staaten machten, ſah ſich Friedrich der Einzige gezwungen, die mehrmals gedrohten Erwiederungen in Sachſen endlich in Erfüllung zu bringen, um dadurch ſeine Länder jenem Elende zu entreißen. Er befehligte zu dieſem Ende den Major von Marſchall mit einem Bataillon nach Lübben, um von den Ständen der Nie-

derlauſitz 20,000 Thaler Brandſchatzung zu erheben, mit der ſtrengen Ordre, daß, wenn dieſe Summe binnen drey Tagen nicht erlegt wäre, er das Landhaus an allen vier Ecken anzünden ſollte, und ſobald es ganz niedergebrannt ſey, einen zu dieſem Ende mitgegebenen Feldjäger an ihn zurückſenden, um ihn von der Erfüllung ſeines Befehls benachrichtigen zu laſſen. Die Stände thaten alles Mögliche, um das Unglück zu verhüten, aber die Kürze der Zeit, und die ſchon zu ſehr erſchöpfte Kaſſen vereitelten alle Bemühungen, nur mit Thränen der Wehmuth konnte man den traurigſten Ausgang entgehen ſehen. Jedoch erfuhr man die Gewißheit, daß das Geld zwey Tage ſpäter von Dahme aus ankommen würde. —

Marſchall, der Menſchenfreund, war gewiß nicht weniger bekümmert, als jene, wie er die unglückliche Nachricht hörte. Er war Mann, und kannte die Strenge ſeiner Pflicht: aber er war auch Menſch, und hatte ein fühlendes Herz. Nie, ſprach er, bin ich eine Handbreit von den Befehlen meines großen Königs abgegangen; nie ward einer mir auszuführen ſauer. Aber jetzt, ich läugne es warlich nicht, jetzt zum erſtenmal wird mir es dieſer. Man flehte von Seiten der Stände den biedern Feind um Rettung, zeigte, daß man alle Mühe verwendet hätte, daß aber dem allen ohngeachtet das Geld erſt zwey Tage nach der beſtimmten Zeit zu erhalten ſey. Man bat daher, es dem Könige melden zu laſſen, daß es bezahlt ſey, und verſprach es ganz gewiß nach zwey Tagen zu erlegen. Das könnte ihnen und mir nichts helfen, erwiederte Marſchall mit der Miene eines ſeltnen Redlichen, der andrer Kummer zu dem ſeinigen zu machen weiß; denn der König erführe doch das Gegentheil durch den Kriegsrath Hirſch, der dazu beſtimmt iſt, das Geld in Empfang zu nehmen, und mir den Empfang quittiren muß. Es bleibt nur

noch ein einzig Mittel; ſchlägt auch dieſes fehl, ſo helfe ihnen Gott! Gehen ſie zum Kriegsrath, und ſuchen ſie ihn zu bewegen, daß er die Quitung ſchreibt, ſo ſoll ihr Haus gerettet werden. —

Man eilte zum Kriegsrath, und bewegte ihn, mit auf das Landhaus zu gehen. Er kam; aber umſonſt verſchwendete man Bitten und Flehen an demſelben. Es iſt jetzt Krieg, erwiederte dieſer, und trotz ihrem beſten Willen könnten unvorhergeſehene Vorfälle ſie verhindern, das Geld ſogleich zu bezahlen; der König könnte es anderwärts anweiſen, wo ſollte ich es hernehmen? Ich habe Frau und Kinder, und darf dieſe meinem Gefühle nicht aufopfern. Die Beſtürzung bey der rechtlichen Weigerung des Kriegsraths war groß, und in dem Auge des rechtſchaffenen Marſchalls zitterte eine Thräne, die er umſonſt zurückzudrängen ſich bemühte: aber, hinter dieſer Thräne brach ein Blick ſeltener Menſchengröße hervor. So dringen am trüben Frühlingstage die erſten Stralen der wärmern Sonne hindurch, und entfalten von Neuem die Schöpfung.

Sie ſind mit meinen Vermögensumſtänden bekannt? redete Marſchall den Kriegsrath an.

Ja! Herr Major.

Nun ſo werden Sie wiſſen, daß ich gerade dieſe 20000 Thaler erſetzen kann. Wollen Sie mir ſelbige auf zwey Tage auf Wechſel anvertrauen?

Sehr gern, erwiederte der Kriegsrath?

Marſchall ſchrieb den Wechſel, erhielt die Quitung, und rettete das Landhaus. Ohne einen Dank abzuwarten ging er hinaus, warf ſich auf ſein Pferd, und marſchirte mit ſeinem Bataillon ab. Nur ein einziges Mal blickte er zurück, und einen gewiß himmliſchen Genuß gewährte ihm dieſer Rückblick. —

Digitized by Google

Zum beſtimmten Tage kam das Geld an. Man brachte es dem Retter, und zur Erkenntlichkeit ein verſiegeltes Paquet mit einer anſehnlichen Summe Geldes. Man bat mit Thränen gerührtes Danks um Annahme einer Summe, die zwar nur klein ſey, aber gewiß aus gutem Herzen komme.

Sollten ſie mich verkannt haben? ſagte Marſchall mit einem finſtern Blick. Glauben Sie, daß Intereſſe mich bewegen konnte, dem Befehl meines angebeteten Königs zuwider zu handeln? Nein! nur allgemeine Menſchenliebe war's, die mich zu dieſem Fehler verleitete. Gott ſey Dank, daß die Noth vorüber iſt. Kehren Sie nach ihrer Stadt zurück, und heben Sie das Geld auf; noch iſt der Krieg nicht beendigt, und bey ähnlichen Vorfällen werden Sie es brauchen können. —

Thränen erſtickten den Dank der Ueberbringer; beſchämt verließ man den Redlichen. Ob er noch lebt? oder, ob ſeine Aſche längſt ein Spiel der Winde geworden? Sie ſey es immer; eine ſolche That macht unſterblich! Wenigſtens wird keine Zeit ſein Andenken aus dem Herzen des ganzen Landes reißen. Noch jetzt ſteht das ſchöne Monument ſeines Edelmuths, dieſes gerettete Haus; oft drücken ſich biedere Sachſen vor demſelben die Hand, und ſagen: Marſchall erhielt es uns! Dann rollt von neuem die Thräne des Danks, und kein Knabe iſt aufmerkſamer, als wenn ſein Vater von Marſchalls Großmuth erzählt. —

F. von Walther und Cronegk.

Digitized by Google

III.

Ueber den Einfluß des Studiums der ſchönen Künſte auf Manufakturen und Gewerbe.

(Eine Rede am Geburtsfeſte des Königs, im September 1792 in der Akademie der Künſte vorgeleſen, von K. P. Moritz.)

Wenn die Beförderung nützlicher Anſtalten eben ſo ſehr, als die glorreichſten Siege die Regierungsepoche eines Regenten verewigt und glänzend macht, ſo iſt ein Blick auf den Einfluß, den eine Akademie der ſchönen Künſte, wie die unſrige, auf ſo manche Zweige der öffentlichen Betriebſamkeit hat, und haben kann, gewiß kein unwürdiger Stoff, um das erhabene Geburtsfeſt unſers Monarchen, während dem Geräuſch der Waffen, dennoch auch in dieſem friedlichen Tempel der Muſen, durch die ſanftern Gefühle zunehmender innerer Volksglückſeeligkeit, zu verherrlichen.

Der deutſche Fleiß iſt von jeher erfinderiſch geweſen; in geſchmackvoller Bearbeitung aber haben andere Nationen die unſrige übertroffen. Um deſto rühmlicher iſt der Wetteifer, mit welchem jetzt der deutſche Kunſtfleiß auch in Sachen des Geſchmacks den Ausländern den Preis ſtreitig zu machen ſucht, indem er zu derſelben Quelle, woraus jene ſchöpften, zu dem Studium der Antike, unmittelbar zurückkehrt.

Digitized by Google

Dieß Studium der Antike aber, welches eine Akademie der Künſte ſich immer zum Hauptaugenmerk nehmen muß, iſt allein fähig, den Launen der Mode ihre Gränzen vorzuſchreiben, und die Grundſätze des guten Geſchmacks zu beſtimmen, der einmal keinen höhern Maaßſtab, als die Meiſterwerke der Griechen kennt, welche in Sachen des Geſchmacks die Lehrer aller nach ihnen kommenden Jahrhunderte geblieben ſind.

Da nun unſere Geſetze der Schönheit ſelber von den griechiſchen Kunſtwerken genommen ſind, ſo wird eine Akademie der Künſte, die den guten Geſchmack verbreitet, ſich bey ihren Ausſprüchen immer an dieſe ihre großen Muſter halten, und dem etwa herrſchenden Geſchmacke zu Gefallen, auf keine Weiſe davon abweichen.

Unſer Geſchmack in der Baukunſt hebt ſich, je mehr ſich dieſelbe der edlen Simplizität der griechiſchen Architektur wieder nähert — Unſere Gefäße werden immer geſchmackvoller, jemehr die ſchönen Formen der Alten darin nachgebildet werden — Und die Verzierungen, welche uns das ſchöne Alterthum überliefert hat, behaupten ſich immer in ihrem Werthe, und ſind durch neuerfundene noch nicht verdrängt worden.

Da nun aber das Koſtüme unſerer Zeiten eine Menge von Dingen in ſich begreift, wovon die Alten nichts wußten, und die doch unter das Gebiet des Geſchmacks gehören, ſo ſey es mir erlaubt, auf die mannichfaltigen Fächer der öffentlichen Betriebſamkeit aufmerkſam zu machen, worauf eine Akademie der ſchönen Künſte Einfluß haben kann, und worauf die unſrige durch ihre Kunſtſchule und Provinzialkunſtſchulen, zum Theil ſchon Einfluß hat.

Man ſieht leicht ein, wie viel z. B. bey den Seidenmanufakturen auf die Muſterzeichnungen der geblümten Tafte, Sammte,

Digitized by Google

mit Blumen durchwebten Flore, u. ſ. w., ankömmt, wenn ein guter Geſchmack darin herrſchend werden ſoll, und daß eine Akademie welche gute Muſterzeichner bildete, auch auf dieſen Zweig der Manufakturen einen ſehr nützlichen Einfluß haben könnte. — Eben dieß würde auch bey ſeidenen Stickereyen, und Tapetenmanufakturen nach franzöſiſchen, engliſchen, und antiken Muſtern Statt finden, wenn eine Akademie nur das vorzügliche Geſchmackvolle heraushübe, und den Geſchmack allmälig darauf zu lenken ſuchte.

Wenn der gute Geſchmack einmal allgemein verbreitet werden ſoll, ſo ſind ſelbſt die Formen und Verzierungen an Doſen, Uhrketten, Schnallen, Knöpfen und Stockknöpfen; die Ausſchmückungen an Fächern; die Bildſchnitzerarbeit an Stühlen, Kanapee's und Sopha's; die Formen und Verzierungen der Oefen; Spiegelrähme, Tiſchfüße, Wandleuchter, Uhrgehäuſe u. ſ. w., nicht ganz gleichgültige Gegenſtände, ſondern ob ſich gleich darin nichts vorſchreiben läßt, ſo kann doch eine Akademie der Künſte auf das vorzüglich Geſchmackvolle oder Geſchmackloſe aufmerkſam machen, und vermittelſt ihrer Kunſtſchulen den Profeſſioniſten, welche ſich mit dieſen Arbeiten beſchäftigen, durch wohlgewählte Zeichnungen hülfreiche Hand leiſten.

Auch würden wohlgewählte Muſter zu antiker, groteſker, und architektoniſcher Stubenmahlerey; eine Auswahl der ſchicklichſten Verzierungen zu Stuckaturarbeiten; Vorbilder zu geſchmackvollen Tafelaufſätzen für Konditor; Modelle zu Tiſchen, Schränken, und Komoden; Buchdruckerſtöcke; Formen für Kattundruckereyen; wohlgewählte Verzierungen für den Band der Bücher u. ſ. w., lauter Gegenſtände ſeyn, worauf eine

Digitized by Google

Akademie durch ihre Kunſtſchulen den nützlichſten Einfluß haben könnte, und die unſrige ihn zum Theil ſchon hat.

In allen dergleichen Gegenſtänden nun die Launen und Abweichungen der Mode auf die Grundſätze des erſten ächten Geſchmacks immer wieder zurückzurufen, iſt das Geſchäft einer Akademie der Künſte, in ſo fern ſie die allgemeine Verbreitung des guten Geſchmacks ſich zum Augenmerk nimmt; ſie ſoll aber dieſen Endzweck zu erreichen ſuchen, durch ihren Unterricht, durch ihre Preisvertheilungen, und durch ihre Schriften.

Digitized by Google

IV.

Ueber
die Nationalgleichgültigkeit der Deutſchen gegen öffentliche Denkmäler.

Die ehemaligen Bewohner Italiens verehrten wie die Griechen in jenen Werken der Kunſt, theils Gegenſtände ihres Gottesdienſtes, theils Denkmäler ihrer Nationalthaten, an denen bey dem Beſtand ſo vieler kleiner ſelbſtſtändiger Staaten der unmittelbare oder mittelbare Antheil einer jeden Familie immer ziemlich bedeutend war. Ehrendenkmäler waren das Ziel wornach ihre Helden rangen. Bey einer Nation, die den Sieger in Marathons Gefilden durch den erſten Platz in der Darſtellung dieſer Schlacht belohnte, konnte ſicherlich Keiner öffentliche Monumente mit gleichgültigen Blicken betrachten. Bey dem heutigen Italiäner fallen dieſe Beweggründe der Ehrerbietung für Gegenſtände der Art zwar weg, allein neue treten an ihre Stelle; und ſollten nicht ſelbſt, da ſo manches Vorurtheil der Vorzeit ſich bey Welſchlands entarteten Völkern findet, auch von dieſem heilſamen, Ueberbleibſel in der Nationaldenkart noch vorhanden ſeyn? Wenigſtens glaubte noch im ſechzehnten Jahrhundert der Senat von Genua, daß eine Ehrenſäule eine angemeſſene Belohnung der Verdienſte des großen Andreas Doria ſey, der die Feſſeln der Republik zerbrochen hatte. Und noch in dieſem Jahrhundert wählte Verona dieß Mittel, um

ſeine Dankbarkeit dem Grafen Scipione Maffei zu bezeugen. Die heutigen Bewohner von Heſperiens geſegneten Fluren ſehn ſich von zahlreichen Fremdlingen, welche die Denkmäler der Kunſt ihrer Vorfahren herbeylocken, beſucht und bereichert. Dieſes muß jeden einzelnen Ort zur Erhaltung der in ſeinem Bezirk vorhandnen Denkmäler anfeuern. Dieſe von allen Europäiſchen Nationen Italiens Kunſtwerken gezollte Bewunderung, ſchmeichelt dem Stolz aller Einwohner, indem ſie den Eigennutz Einzelner befriedigt. Die wichtigſten Ueberreſte alter Kunſtwerke weihte der Aberglaube den Heiligen, und gewährte ihnen dadurch Unverletzbarkeit. Gewiß verdient es keine Bewunderung, daß Italien ſo viele antike Werke aufweiſen kann, wenn man bedenkt, daß ein halbes Jahrtauſend hindurch die Schätze der halben Welt zur Verſchönerung dieſes Landes verſchwendet wurden. Das Volk gewöhnt ſich von Jugend auf, dieſe Gegenſtände mit Ehrfurcht zu betrachten; natürlich war's, daß dieſe Ehrerbietung auch den Werken der neuern Kunſt zu Theil werden mußte.

In Deutſchland findet alles dieß nicht Statt. Wie die Deutſchen das Heidenthum verließen, waren ſie zu roh, zu unkultivirt, um Kunſtwerke aus jener Zeit aufweiſen zu können. Unſere Vorfahren verehrten nur Bäume, und dieſe mußten ja unter der rüſtigen Hand unſerer Bekehrer fallen.

Nie war es deutſche Nationalſitte, große Thaten durch Denkmäler zu verewigen, oder dadurch das Andenken erlauchter Männer der Nachwelt zu überliefern. Man beſchuldigt dieſerwegen, und mit Recht, die Nation des Mangels an Gemeingeiſt.

Jene hohe enthuſiaſtiſche Liebe zum Vaterland, welche die edlen Republikaner der Vorzeit charakteriſirt, wurde auch bey

den Bewohnern heutiger Freyſtaaten vergebens geſucht. Eigene Nationalgottheiten, eigenthümliche Sitten und Gebräuche, verbunden mit wenigem Verkehr mit den Ausländern, und einer ganz zu dieſem Werk hinleitenden Nationalerziehung, machten, daß der Bürger ſich auſſer ſeiner Vaterſtadt kein Lebensglück denken konnte.

In unſern monarchiſchen Staaten, wo von jeher, Erlangung eines politiſchen Gewichts, oder Erreichung ſonſtiger Privatzwecke der herrſchenden Familie, mehr als Beförderung des Bürgerglücks das Ziel des Beſtrebens der Regenten war, bey uns, wo der Staat die Dienſte ſeiner Bürger bezahlt, da konnte an die Stelle des Patriotiſmus nur Anhänglichkeit des Dieners an die Perſon ſeines Herrn treten. Wenn zufälligerweiſe Genies auf Thronen ſaßen, ſo wußten ſie ſich dieſer Eigenſchaft der Menſchen als eines Werkzeugs ihrer Größe zu bedienen.

Nur ruhigen Gehorſam iſt jetzt der Bürger dem Staat ſchuldig, da in ſo manchem der Nationalwohlſtand nur als Mittel nicht als Zweck betrachtet wird. Indeß iſt nicht zu leugnen, daß, da die Nation es mittelbar empfindet, wenn des Herrſchers Heere glücklich oder unglücklich fechten, ein gewiſſer Grad des Gemeingeiſts, eine obwohl lauliche Theilnahme an den Schickſalen, die den Staat betreffen, entſteht, und auch dieſes findet in Deutſchland nicht Statt.

Die Zerſtückelung in ſo viele kleine Staaten hat in Deutſchland die entgegengeſetzte Wirkung, die ſie in Griechenland und Italien hatte, weil den deutſchen Staaten innere Selbſtſtändigkeit fehlt, und weil ſie bey der Verbindung mit andern europäiſchen Ländern, und deren ſo unähnlichen Verfaſſung, großentheils von geringer politiſcher Wichtigkeit ſind. Daher findet

Digitized by Google

man auch, daß keine Nation mit ſo großer Leichtigkeit ihr Vaterland verläßt, wie die Deutſchen. Der Franzoſe wanderte unter der vorigen Verfaſſung aus, allein weit häufiger ſah man ihn reuig in ſein Vaterland zurückeilen.

Im heutigen Italien ſollte ſich der Gemeingeiſt im wahren Sinn des Worts auch ſchwerlich noch irgendwo finden, allein die bauluſtigen italiäniſchen Fürſten ſtimmten, indem ſie ihrer Prachtliebe ein Genüge thaten, mit dem Geſchmack der Nation überein; ihre ultramontaniſchen Nachahmer befanden ſich nicht in dieſer günſtigen Lage und wählten doch auch wol nicht immer Gegenſtände, deren allgemeines Intereſſe, deren gemeinnützige Wichtigkeit den Volksbeyfall hätte erhalten können.

Prachtvolle Wohnungen der Fürſten konnten dieß nicht, Wege und Brücken von frohnenden Händen erbaut, konnten es auch nicht, und koſtbare Verzierungen von Spaziergängen, von deren Beſuche man das Volk ausſchloß, ja hin und wieder noch ausſchließt, noch weniger. Was Wunder, daß Schildwachen erforderlich ſind, um die Statüen der Fürſten vor Mishandlungen zu ſchützen, da ſie ſelbſt oder ihre Nachfolger ſich meiſtens dieſe ſetzen ließen? Oder, wenn die Nation es that, ſo pflegt ſie nur den Lebenden zu huldigen. Sicher iſt dem Andenken des Deſpoten Frankreichs die Inſchrift ſeiner Bildſäule in Montpellier die glorreichſte in dieſer Art. Sie lautet: A Louis XIV. aprés ſa mort. — — Vergebens bemühte ſich Friedrich der Einzige, dieſen in der Vorzeit ſo wirkſamen Sporn zu großen Thaten zu benutzen.

Die Ritterorden ſind eine dem herrſchenden Egoismus des Zeitalters weit angemeſſenere Belohnung des Verdienſtes oder Afterverdienſtes. Hier genießt der vom Staat geehrte in jedem

Digitized by Google

Moment den ſinnlichen Anblick ſeines Glücks. Er trägt, wo er hingeht, dieſe äußern, freylich mit ſeiner Exiſtenz aufhörenden, Kennzeichen ſeiner Größe umher. — Bey ihrer Entſtehung waren die Orden nicht das, was ſie jetzt ſind, Inſtitute des Staats, ſondern es waren Innungen, Genoſſenſchaften, Korporationen. Nur die geiſtlichen Orden haben dieſe ihre urſprüngliche Geſtalt beybehalten. Bekanntlich entſtanden ſie im 11ten und 12ten Jahrhundert, bey Gelegenheit der Kreuzzüge. Gewiß war es einer der glücklichſten Gedanken, die Vorrechte der Ritterſchaft mit den Vorzügen des Pfaffenthums zu verbinden, in einem Zeitalter, wo dieſe beyden Stände allein alle Vortheile der Staatsverbindungen genoſſen. Der Erfolg krönte dieſe Verbindungen, und ſchnell ſtiegen die Ordensmitglieder von Pflegern eines Spitals zu Gebietern von Ländern und Veſten empor.

Der erſte weltliche Orden Europens, der Hoſenbandorden, dankt bekanntlich ſeine Entſtehung der Rittergalanterie Eduard des Dritten. Schon längſt war es Ritterbrauch, ein Band von der Farbe der Dame des Herzens zu tragen. Hier vereinigte ſich eine Genoſſenſchaft, Bänder von derſelben Farbe anzulegen. Der beynah gleichzeitige franzöſiſche St. Michaelsorden, der bald zu einem collier de tous les animaux herabſank, verdankt ſeinen Urſprung der eitlen Nachahmungsſucht des Königs Johann. Das goldne Vließ nahmen Philipp von Burgund und ſeine Höflinge zum Zeichen des Gelübdes an, das ſie gethan, die jüngſt der Chriſtenheit entriſſene Hauptſtadt des Orients den Händen der Ungläubigen wieder abzugewinnen.

Es würde mich zu weit führen, ſo der Entſtehung eines jeden Ordens nachzuſpüren. Genug Europens Fürſten benutzten geſchickt die allgemeine Tendenz ihrer Zeitgenoſſen zur Eitelkeit. Vom ſechzehnten Jahrhundert begann man die Orden als Sinn-

bilder der Fürſtengunſt zu betrachten, und ſeitdem bedient man ſich ihrer um Verdienſte willkährlich und ohne Aufwand zu belohnen. Faſt alle ſouveräne und halbſouveräne Höfe ſah man Orden ſtiften, und faſt jedes Jahrzehend wird noch durch die Entſtehung mehrerer bezeichnet.

Bey dieſer, den öffentlichen Denkmälern ſo ungünſtigen Richtung des Ehrgeizes, kamen noch mehrere Umſtände hinzu, welche in Deutſchland die Mishandlung der wenigen vorhandenen öffentlichen Kunſtwerke veranlaſſen.

Die Einführung und Handhabung des Acciſe- und Zollſyſtems machte den verderblichen Grundſatz ziemlich allgemein, daß, den Landesherrn zu hintergehn, ihm zu ſchaden, kein Verbrechen ſey. Der daraus für alle öffentlichen Anlagen entſpringende Nachtheil iſt augenſcheinlich.

Zwar kömmt ein Theil des an öffentlichen Werken verübten Muthwillens auf Rechnung der ausgelaſſenen Jugend, welches ſich alſo aus dem angeführten nicht erklären ließe; allein man bedenke, daß nur höchſt ſelten Kinder ſich an Gegenſtänden vergreifen, denen die Ehrerbietung ihrer Eltern huldigt.

Eine in Deutſchland vorzüglich mitwirkende Urſach der Entheiligung von Denkmälern u. ſ. w. iſt das, in mehreren deutſchen Ländern, in Schwange gehende Laſter der Trunkenheit, welches in Italien ungleich ſeltner iſt. Die Kriminalarchive mehrerer Länder erweiſen, daß ſeit Einführung des Branntweins, Verbrechen aller Art ſich mehrten. Hätte man ähnliche Liſten von Polizeyvergehungen, ſo würde bey deren Vermehrung die Epoche der Ausbreitung jenes Getränks ſicher noch merkbarer ſeyn. Wenigſtens lehrt an vielen Orten die tägliche Erfahrung, daß der größte Theil jener Beſchuldigungen Trunkenen beyzumeſſen iſt.

Digitized by Google

Bey dieſen ſo ungünſtigen Umſtänden wählte man, zur Hemmung dieſes Unweſens, zur Sicherſtellung der öffentlichen Anlagen, das unzweckmäßigſte Mittel; — man drohte dem Muthwillen die Strafe der gröbſten Verbrechen! — die hieraus entſtehende Unanwendbarkeit der Geſetze machte dieſelben wandelbar, und ſtatt den Muthwillen zu ſchrecken, reizte man ihn.

In manchen deutſchen Städten finden ſich beym Volk noch Ueberreſte der ehemaligen Freyheitsliebe, welche nach dem Verluſt des Antheils an der Regierung in Muthwillen ausartete. Mancher beſchädigte öffentliche Anlagen, bloß um den Geſetzen Trotz zu bieten. Wo dieß der Fall iſt, wäre gewiß ein bittweiſe geäußerter Wunſch des Herrſchers wirkſamer, als die furchtbarſten Strafedikte. Allein, nur wenig Fürſten achten ihr Volk genug, um zu demſelben den Ton des unterweiſenden Vaters, ſtatt des eines unumſchränkten Gebieters zu reden.

Ludwig XVI. unter Türgots Leitung, und Karl von Braunſchweig, geben unſerm Zeitalter ſeltne Beyſpiele dieſer Art.

D. Graf zu Rantzau.

V.

Digitized by Google

V.

Weſſen Seel' iſt ſtärker?

Ein Dialog über den Selbſtmord.

Omnia iſta per ſe non ſunt honeſta, nec glorioſa; ſed quidquid virtus ex illis adiit tractavitque — honeſtum et glorioſum facit.

Seneka's Briefe — 82.

Philetär. Wie find' ich dich, Aeſthet? — Deine ganze Seele ſcheint in Bewegung.

Aeſthet. Sie iſt's. — Sahſt du ſie nicht, das unglückliche Weib?

Phil. Ich verſteh dich ſchon; — eben deshalb ahndet' ich heut ein neues Phänomen in deiner empfindſamen Seele, und ſuchte dich auf.

Aeſth. Sahſt du das unglückliche, aus den Fluthen gezogne Weib?

Phil. Nun ja doch; ich ſah ſie, und — bedauerte in ihr das Schickſal der Menſchheit.

Aeſth. O ihr bedächtigen Menſchen, deren Blut der eherne Froſt der Weisheit in Eis verwandelte; — legt ja jedes eurer Worte in die Wagſchale, damit ihr dem Elende nicht zu viel ſpendet! — Euer Bedauren, mit einem Achſelzucken hingeworfen, iſt genug; — was könnt ihr für ſolche Thoren?

Digitized by Google

Phil. Das hab' ich erwartet; — aber, Lieber — die Sprache deiner aufſiedenden Empfindung abgezogen — was in aller Welt haſt du mehr bey der Sache thun können, als ich?

Aeſth. Ich? — that eigentlich nichts. Nennſt du das etwa bedauern, daß ich ſtumm und in mich gekehrt vor dem Leichnam ſtand — den Wellen zuſah, wie ſie heranſpülten, als wollten ſie zum zweytenmal ihren Raub erhaſchen; — dann, als man ſie ans Land zog, auf die welken hangenden Glieder hinſchauerte, die ſich jeden Stoß gefallen ließen; — und alle Leiden mir vorſchwebten, die die Elende zermalmt hatten, die nun nicht länger tragen konnte!! — Nennſt du das ſo? — Es ſey drum; jeder hat ſeine Sprache.

Phil. Recht ſo, Lieber; — genug, wenn wir uns am Ende verſtanden haben. —

Aeſth. Unterbrich mich jetzt nicht; — Du weiſt noch nicht alles. — Ich betrachtete ſie noch einmal; und mich dünkte einen ſtolzen Triumph in ihrer Miene zu erblicken, der mich vor Scham zur Erde niederſchlug. — Philetär! es war ein ſchlechtes, nicht geachtetes Weib; — und dennoch ſchien ſie die Umſtehenden kühn zu fragen: Wo iſt der Unglückliche unter euch, der meine ſchauervolle Bahn zu betreten wagt?

Phil. Ich geſtehe es, jeder Selbſtmord hat den Anſtrich des Heroiſchen; aber auf dem Wege von dieſem zur Wirklichkeit geht dem Beobachter ſo viel geprieſener Heroiſmus verloren, daß er faſt in die Verſuchung geräth — den ganzen Kram für ein Hirngeſpinſt zu halten.

Aeſth. Und mir hat immer dein Satz umgekehrt gegolten — den einen Fall ausgenommen, wo Wahnſinn den Unglücklichen trieb; denn freylich die Handlung eines ſolchen heroiſch zu nennen — wäre ſelbſt Wahnſinn.

Digitized by Google

Phil. Gut! ich habe ſchon Feld gewonnen; und mehr als du denkſt. — Was nennſt du Wahnſinn? — Etwa bloß jene Zerreiſſung der Gehirnfiebern, die den Elenden ſeiner Menſchheit vergeſſen macht? oder allenfalls eine an jenen Zuſtand angränzende Melancholie? — O mein Lieber! — was ſind unſre Leidenſchaften anders, wenn ſie wie empörte Wogen — das ängſtlichſte, heiligſte Rufen unſrer Pflichten überdämmern? — Entweder Tugend iſt ein Traum, oder jede Leidenſchaft Wahnſinn, der ſie zum Opfer wird.

Aeſth. Bald geſagt! — aber mich dünkt der Unterſchied äußerſt wichtig zwiſchen deinem moraliſchen Wahnſinn und dem phyſiſchen; ſo wichtig, daß ſich nicht ſelten in jenem eben ſo große Seelenſtärke findet — als körperliche Kraft in dieſem. — Oder haſt du je von einer hohen That gehört, die nicht irgend eine menſchliche Leidenſchaft Mutter nennen konnte?

Phil. Lieber! — es giebt ſcheinbare und wirkliche Kräfte. Der Wahnſinnige, der ſich ſonſt vielleicht kaum an einen Knaben wagte, wirſt itzt mit ſeiner Fauſt die ſtärkſten Männer zu Boden, — gerade, weil er wahnſinnig iſt; und der Nachtwandler, bey deſſen gefahrvollen Bahn dem Geſunden das Geſicht ſchwindet, wird ſtürzen, ſo bald ihn ein Ruf aus ſeinem Traum zurückſchreckt. Wer wird leugnen, daß dieſe Menſchen etwas Auſſerordentliches thun? aber ſcheinbar nenn' ich ihre Kräfte in Rückſicht des handelnden Subjekts; weil ſie auſſer ſeiner Natur liegen, und eben ſo wenig ſein Eigenthum ſind, — als das Fliegen des Menſchen, den ein gewaltſamer Orkan in die Luft führte.

Aeſth. Wie du das aber auf den Geiſt anwenden willſt?

Phil. In geſunden, nicht leidenſchaftlichen, Zuſtand, iſt uns allen — das wird kein Vernünftiger bezweifeln — Leben das höchſte irdiſche Gut. Wir ſind bereit, jedes andre dagegen auf-

Digitized by Google

zuopfern. — Aber nun nimm den Menſchen von irgend einer heftigen Leidenſchaft beherrſcht. Gleich einem furchtbaren Despoten, und immer gewohnt Gehorſam zu fordern, wird ſie, wenn es ihr gut dünkt, ſelbſt das Leben, jenes Heiligthum der geſchaffnen Kreatur, ihrem Befehl unterwerfen. — Iſt es Thätigkeit, iſt es eigne geſunde Kraft des Geiſtes, wenn wir an uns ſelbſt das gefällte Bluturtheil vollſtrecken — weil wir gehorchen mußten? Was iſt hier, frag' ich, wirkend? der Menſch oder die Leidenſchaft? — Und der Wahn, der uns bis dahin zu treiben vermag, iſt öfters ſo nichtswürdig, ſo elend! — Nein, Aeſthet! — Selbſtmord aus Leidenſchaft iſt unmöglich das Antheil einer ſtarken Seele! —

Aeſth. Ein herrliches Argument, in Wahrheit, — um gradezu jeden Selbſtmord unter die menſchlichen Thorheiten hinzuwerfen: denn für einen dritten Fall hab' ich keinen Sinn. — Wer waren jene Perſonen des Alterthums, — eine Lukrezia', ein Kurtius, die Dezier, ein Kato von Utika, ein Brutus? — Hatt' ihnen die Natur keine Leidenſchaften gegeben? mordeten ſie ſich gleich den Wahnſinnigen mit kaltem Blute? — Wahrlich es iſt mehr als ſonderbar, aus einer ſchulgerechten Grille jene heiligen Namen, welche Dichter und Geſchichtſchreiber begeiſterten, — Namen, denen die Vor- und Nachwelt Altäre baute — zu Sklavenſeelen oder Kindern herabwürdigen wollen, die das Spiel ihrer Leidenſchaft waren.

Phil. Nenne das ſo ſonderbar als du willſt; — wahrlich wenn ſie nichts nobilitiren ſollte, als der Tod, — würden manche in meinen Augen ganz gewöhnliche Menſchen ſeyn.

Aeſth. Du mußt denn deinen eignen Maßſtab für Größe haben. Fürs Auge andrer Menſchen iſt wol kein Anblick erhabner, herzerhebender, erſchütternder, — als

Digitized by Google

ein Kato, der — erſt für die Sicherheit ſeiner Freunde ſorgt; ſich dann aus den Armen der Seinen loswindet, mit dem ernſten Gedanken: du darfſt ein unglückliches, rettungsloſes Vaterland nicht überleben? dann zu ſeinem ſtillen Lager hingeht — ihn noch beym Erwachen veſthält — und nun das Schwerdt in ſeinen Buſen ſtößt.

Phil. Auf dem Theater ohne Widerſpruch; wenn irgend der gute Kato keinen Therſites im Schauſpieler findet. — Nur daß wir hier nicht groß zu philoſophiren pflegen; unſer Zweck iſt Vergnügen für Sinn und Herz; und in dieſer Lage kann uns jeder Eindruck gewinnen, der irgend eine empfindſame Saite des letztern erſchüttert. — Aber, Lieber, laß uns die Lichter auslöſchen, und Tag machen. Laß uns die hochgeprieſene That mit kaltem Blick zergliedern, laß uns ganz einfältiglich fragen: Warum that Kato das? und was war das Verdienſt ſeiner That? — Denn ſchön ſtaffirte Sentenzen eines Dichters oder Geſchichtſchreibers werden — auch dir nicht für Gründe gelten.

Aeſth. Welch eine Frage? Hatte nicht Kato alles gethan, was die reinſte, heiligſte Vaterlandsliebe vermochte? Setzten nicht ſelbſt jene feigherzige verrätheriſche Römer in Utika ſeinen Arbeiten das letzte Ziel? a) — Sollt' ein Kato neben ſeinem Vaterlande gefeſſelt dem Triumphwagen Cäſars vorhertreten? — Oder war der Schmerz über deſſen Knechtſchaft nicht edel, der ſeine unbegränzte Liebe mit einem freywilligen Tode verſiegelte.

Phil. Nein, Beſter, ich denke die Gründe der That liegen tiefer. — Das Herz des Menſchen, — o wer hat je dieſen Abgrund erforſcht! — auch der große, auch der tugendhafte Mann bleibt Menſch. Es giebt eine trotzige, rauhe Tugend. — Unwandelbar und ehern verfolgt ſie die ſelbſt gewählte Bahn des

anerkannten Guten, — lacht der Arbeiten und Gefahren, — und ſpricht Hohn dem Tode; — aber laß das mächtigere Schickſal ihr in den Weg treten; laß es ihr unmöglich werden, gerade dieſe Bahn fortzuwandeln; — und ſie zerfällt mit Gottheit und Menſchen. Das in Knechtſchaft geſetzte Vaterland blieb immer noch Kato's Vaterland: — aufzugeben zwar war itzt der Gedanke, dem Mächtigen zu widerſtreben; aber das Schickſal deſſelben zu lindern, zu beſſern — was konnte Kato nicht als verehrter Senator b), als Staatsbürger, als Freund eines Siegers wirken, der es bedauerte, daß ihm Kato nicht den Ruhm gegönnt, ihm das Leben erhalten zu haben? — Dieß, dieß — ich geſteh es — war das letzte größeſte Opfer für die ſtolzere Tugend — ein köſtlicher Roſenduft von innen; aber von außen mit den Dornen der Verachtung beſetzt: — und — gute Nacht, Vaterland! du biſt zu dürftig worden für Kato! — aber der Dolch, der Dolch ſpiegelt?

Aeſth. Und durft' er Cäſarn, durft' er einem Römer dieſe ungewöhnliche Seelengröße zutrauen? — oder konnte Rom, noch unzufrieden mit dem, was er gethan, — auch jene vielleicht unnütze Demüthigung fordern? — War denn etwa ſein Tod ohne alle Folge, ohn alles Verdienſt? — befeuert' er nicht jene letzten Römer Brutus und Kaſſius — noch einmal für die ſterbende Freyheit des Vaterlandes den Blutkampf zu beginnen c)?

Phil. Das wäre denn allenfalls ein höchſt zufälliges Verdienſt; denn er ſelbſt verzweifelte ja an ſeiner Rettung. — Nein, Aeſthet — ſo lang' ich dieſen erhabnen Geiſt mit ſeinen Tapfern durch die Wüſte Libyens wandeln ſehe; nicht Sonnenglut, nicht Durſt, nicht Schlangen, nicht das Murren eines ermatteten Heeres achtend, — kämpfend bis zum Erliegen der Menſchheit, immer freudig genug noch mehreres für die Mitbürger zu

Digitized by Google

dulden d), — glaub' ich ein überirdiſches Weſen zu erblicken: aber Kato, der ſeine große Rolle auf einmal geendigt hält, — weil er ſie nicht nach ſeinem Sinn ſpielen kann; und unmuthig den Schauplaß verläßt! — O was hat die Welt größern Gewinn von ſeinem Tod — als von dem Tod eines Werthers?

Aeſth. Der hätte ſonach ſeine Abfertigung! — Und Brutus mit ſeinen Gefährten? — Aber was frag ich lange? — Deine Antwort kann ich mir ſelbſt geben.

Phil. Dieſe waren eher zu entſchuldigen. — An Cäſars Stelle hatten itzt umbarmherzige Tyrannen, ein Oktav und Anton, die Schaubühne betreten. Man leſe die Geſchichte ihrer Bluturtheile e), um ſie kennen zu lernen. Veſter und unzerbrechlicher waren durch mehrere Umſtände die Ketten des Vaterlandes worden. Völlig zu Boden geworfen f), was ſollte ſein letzter Vertheidiger wagen, — noch hoffen nur? — Die Pflicht, die uns auszuüben unmöglich wird, hört auf Pflicht zu ſeyn. Dieß war — wenigſtens gegen das Vaterland, denk' ich, — Brutus Verhältniß. Sein Tod ſelbſt der nemliche, als Kato's, — ein leeres Schauſpiel für das unterdrückte Rom; und ſchöner Stoff für gute und ſchlechte Dichter.

Aeſth. Grüß dich Gott, Herr Philoſoph! — bleib in deinem Winkel; — ſichte Menſchengröße, wie mit einem Siebe, bis du den letzten Gran hindurch geſchlagen haſt; — laß die Tugend über deinen prüfenden Feuer verfliegen, bis ſchwarzes Laſter auf dem Boden zurück bleibt: wahrlich du wirſt mich nicht eines andern bereden; — verehren werd' ich jene, — und niederfallen vor dieſer!

Phil. Da lodert nun wieder die Flamme der Empfindſamkeit hoch empor! Erinnert dich nicht mein obiges Faſt g), daß ich keinen allgemeinen Satz behaupten wollte? — Lieber, ich wie-

derhol es, wo durch den Selbſtmord Pflichten, große Pflichten verletzt werden; da kann die That keine wahre Größe begleiten, weil ſie irgend eine Leidenſchaft oder Verirrung gebar. — Laß uns auf die Unglückliche zurückkommen, von welcher unſre Unterredung begann; — ewig fern ſey es, ihr das mindeſte Verdammungsurtheil zu ſprechen; aber war ſie nicht Mutter unerzogener, hülfsbedürftiger, — und nun durch ihre That unausſprechlich elender Kinder? — Menſch! wenn deine Gefühle nicht lügen, — höre das troſtloſe Wimmern dieſer Waiſen, und — ſage noch: Sie hat was Großes gethan!

Aeſth. Philetär! Philetär! — Dieß ſind meine Waffen! — ich geſteh's, du beginnſt mir überlegen zu werden.

Ph. Sobald du mir hier das Feld räumſt, ſo ſtänden wir auf dem Punkt der Vereinigung. Es wird alſo einen möglichen Fall geben, wo Selbſtmord das unverkennbare Gepräge ächter Seelenſtärke an ſich trägt; — dieſen nemlich: wo wir der höhern Pflicht dadurch ſelbſt ein Opfer bringen: — nenneteſt du nicht vorhin die Dezier?

Aeſth. Ich nannte ſie, — Namen, die jederzeit meinen Ohren ehrwürdig geklungen haben!

Ph. Wohl, — ſie verdienen's, hier das Muſterſtück zu ſeyn. Kurz, aber groß iſt ihre Geſchichte. Ihre Heere fangen an zu weichen; — augenblicklich wird die Vaterſtadt der einzige, alles verſchlingende Gedanke; dieſer weihen ſie ſich dem Tode — wie ein Bräutigam ſeiner Braut; ſtürzen in die dichteſten Haufen der Feinde; — ſtählerner Muth kehrt in ihre Soldaten zurück, und Rom iſt gerettet. — Laß uns hier das trefliche Nebenſtück aus der Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges aufſtellen, welches Archenholz ſelbſt zu den Deciern ſetzte h) — den Ritter Ayaſſa, einen jungen

franzöſiſchen Offizier des Regiments Auvergne. „Er kommandirt ein Detachement, welches in der Nacht in einem Walde von den Alliirten überfallen wird. Es iſt finſter, — und er in einiger Entfernung von ſeinem Haufen. Hundert Bajonette zum Stoß bereit, gegen ſeine Bruſt gerichtet, drohen ihm bey dem geringſten Laut einen augenblicklichen Tod . . . . Ayaſaſſa denkt nur an ſeine Pflicht. Er ruft: Auvergne, hier ſind Feinde! — und im nemlichen Augenblick wühlen alle Bajonette in ſeinen Eingeweiden.“ — O wer wird hier nicht mit dem gefühlvollen Abbt i) ausrufen: „Tretet näher, Jünglinge: ihr habt nicht immer einen ſolchen Anblick . . . . werdet nicht neidiſch — es iſt ſchwer, ein ſolches Verdienſt zu übertreffen; denn ſeine Mitbürger bis zum Tode lieben, und für ſie bluten, dieß iſt das größte Wohlwollen!“

Aeſth. Auch denk' ich, kommt es hier nicht in Anſchlag, — wenn auch Irrthum oder Aberglaube die Quelle der That war. — Auch ein Kurzius, welcher im hohen Selbſtgefühl von dem Werth eines tapfern Mannes, ſich mit ſeinem Roß in den entſtandnen Erdſchlund des römiſchen Forums hinunterſtürzt; — weil nach dem Ausſpruch der Götter nur durch ein Opfer vom höchſten Preiſe Rom vom Untergang gerettet werden konnte k), hinterließ mit nicht mindern Anſprüchen, wie Jene, ſeinen Namen der Ewigkeit. — Alles dieß ſo weit recht gut. — Aber, Lieber, was bleibt nun für den übrig, der in deinem Falle nicht iſt? — willſt du ihn ſtark nennen, wenn er ſklaviſch duldet; wenn er — mit Werthern zu ſprechen — einem alten Mütterchen gleicht, die ihr bischen Holz an den Zäunen zuſammenſtoppelt, um ihr freudenloſes Daſeyn auf ein paar elende Tage zu verlängern?

Ph. Ganz ein anders iſt es, aus Feigheit, als aus Grundſätzen den Selbſtmord verabſcheuen. — Wer wird jenem Brutus einen andern gleiches Namens an die Seite ſetzen wollen; den die Angſt vor einem unvermeidlichen Tode treibt — noch einmal zuvor ein Naturbedürfniß zu befriedigen*l)? — Aber laß uns mit der Sache einen richtigen Sinn verknüpfen. Was iſt Feigheit? — Eine Seelenſchwäche; gut! ſo muß der Gegenſatz Stärke ſeyn. Nun aber hab' ich behauptet, daß, außer dem angenommenen Falle, der Selbſtmord von keiner wahren Seelengröße begleitet ſeyn könne; — alſo fiel dein Einwurf von ſelbſt. — Doch ich will hier nicht den Sophiſten machen; — eben dieſer Einwurf will ſo viel ſagen, daß mein Schluß nicht konſequent war. — Aber auch hier, Beſter, trügt uns der Schein — wie in tauſend Dingen unterm Monde. Erſtlich frag' ich: Iſts denn etwa eine ſo unerhörte Heldenthat, ein Leben, das mir unerträglich wird, durch einen Streich — vielleicht in dem ſechzigſten Theil einer Minute zu enden? — Solten wol nicht tauſend und abermal tauſend wackre Menſchen dieſen Muth haben, — wenn ſie nichts zurückhielt, als die Furcht dieſes Augenblicks?

Aeſth. Man ſollt' es glauben — zur Ehre der Menſchheit.

Ph. Sie haben ihn zuverläßig, mein Freund. — Aber geh nun hin zu der Stätte des Unglücks; ſieh den unter Dürftigkeit, unter Krankheit, unter dem Hohn ſeines Unterdrückers oder des Schickſals Schmachtenden, oder an ſeiner Ehre Tiefgekränkten, — allenthalben bedroht von den Schrecknissen des Gegenwärtigen und des Zukünftigen, — die Welt um ihn her eine Wüſte, wo kein Geſchöpf ſeines Gleichen ſeinen Zuſtand lindert, oder zu lindern vermag, — der nicht mehr

weinen kann, weil Kummer ſein Brod, und ſein Trank Thränen waren; — wenn der noch Muth haben kann, jenen Ausweg zu verwerfen; noch Muth, ſein mattes Auge zu dem Weſen aller Weſen aufzurichten, und zu ſagen: deine Ordnung will ich nicht ſtören; auch mich beglückt ſie einſt! — — Weſſen Seel' iſt ſtärker? —

Aeſth. Du haſt mein Innerſtes erſchüttert! — Ich verkannte ſie, dieſe höhere Tugend!

Ph. Aber der Piſtolenſchuß des Mörders iſt rauſchender Triumphton dem Ohre der Welt; — und die einſamen Seufzer des Duldenden erlangen erſt dann einen Laut, wenn ſie über unſern Luftkreis hinaus ſind, — um in höhern Gegenden hörbar zu werden! m)

Aeſth. Sieg! Sieg! — Laß dich umarmen; und ſey künftig mein Führer!

Anmerkungen.

a) Das von Kato beſetzte Utika war jetzt — gleichſam noch der einzige Winkel des Römergebiets, den Cäſar zu beſiegen hatte. Kato hatte aus denen hier befindlichen 300 Römern eine Art Senat errichtet; — denn hier waren nach ſeinen Grundſätzen die Trümmern des ehemaligen freyen Roms geſammlet. Mit dieſen war er das Aeußerſte zu thun entſchloſſen. Allein beym Anmarſche Cäſars, und der nähernden Gefahr — dachten dieſe nicht wie Kato. Er mußte daher alles verloren geben; und entſchloß ſich nun — zu ſterben.

b) Als Kato einſt auf Befehl des aufgebrachten Cäſars, — damaligen Konſuls, nach dem Gefängniß geführt werden ſollte; — trug der ſämtliche Senat kein Bedenken, dieſem Manne dahin zu folgen. — Ein andermal war er Zuſchauer bey den Spielen der Flora, wo es zum Theil sehr ausſchweifend herging; — das römiſche Volk unterſtand ſich nicht in ſeiner Gegenwart, (wie das ſonſt Sitte war,) die Schauſpielerinnen entblößen zu laſſen. Nachdem ihm dieß ein Freund hinterbracht hatte, entfernte er ſich; — und den Hinweggehenden begleitet der Jubel eines Volks, welches dieſem Einen mehr Majeſtät zugeſteht — als allen übrigen zuſammen! — Valer. Max. B. 2. K. 10, 7. 8.

c) Jeder Geſunddenkende wird von ſelbſt verſtehn, — was Knechtſchaft, Freyheit des Vaterlandes, und ähnliche Ausdrücke ſagen wollen. Ein Sulla, ein Cäſar, ein Oktav, und ihre Mitverbündeten bemächtigten ſich, — ohn irgend Jemandes Einwilligung — einer Herrſchaft über ihr Vaterland, — zu der ſie nichts berechtigte, als überwiegende Stärke; alſo waren jene Männer, welche ſich ihnen widerſetzten, und die Grundverfaſſung des Staats wo möglich aufrecht zu erhalten ſuchten — Patrioten im edelſten und eigentlichſten Sinn des Worts; Patrioten, wie ſich's jeder Unterthan unſers guten Königs zu ſeyn freuet. — Aber in unſern Tagen ſcheinen dergleichen Erläuterungen nicht oft genug gemacht werden zu können, um Mißverſtändniſſen vorzubeugen.

d) Man ſehe das meiſterhafte Gemälde jenes Zuges beym Lukan B. 9. V. 294—950.

e) Nach Appian wurden gegen 300 Senatoren und 2000 vom Ritterſtande durch die Triumvirs geächtet; — d. h. ihres Lebens und ihrer Güter verluſtig erklärt. Die Geſchichte dieſer unmenſchlichen Proſkription findet man bey angef. Schriftſt. — Bürgerkr. B. 4. (Lutet. cur. C. Stephani 1551. pag. 301. ſeq.)

) In der bekannten letzten Feldſchlacht bey Philippi in Macedonien.

Digitized by Google

g) Man ſehe oben S. 50.

h) Geſch. des ſiebenjährigen Kr. S. 113. 114.

i) Vom Verdienſte S. 235.

k) Liv. B. 7. K. 6. Val. Max. B. 5. K. 6, 2. Oroſ. B. 3. K. 5.

l) Seneka's Briefe, 82. — Es war Dezimus Brutus, ein Mitverſchworner gegen Cäſar, eben der, welchen Oktav in Mutina entſetzt hatte; der aber zu⸗letzt von ſeinem Heere verlaſſen, durch die Abgefertigten Antons auf der Flucht entdeckt und aufgeopfert ward.

m) Die letztern Worte ſind die eignen des vortreflichen Abbt — vom Verd. S. 69.

Bertrand.

Digitized by Google

VI.

Vorſchlag zu zweckmäßiger Erleichterung des Selbſtunterrichts in Sprachen, ſonderlich der Lateiniſchen.

Es iſt wol entſchieden, daß bey einigen Leuten der mündliche, und beſonders der öffentliche, Unterricht in einem an ſich ſo trocknen Studium, wie das Studium der todten Sprachen, vor dem Privatunterricht und mehr noch vor dem Selbſtunterricht große Vorzüge haben müſſe. Jener iſt weit lebendiger und angenehmer, er erhält Luſt und Liebe zum Lernen, und der Schüler hat oft mehr Nutzen vom bloßen Zuhören, als er, einſam und eingeſchloſſen in ſeiner Stube, auf dem bisherigen ungebahnten, weit umführenden, abſchreckenden Wege des Selbſtunterrichts, bey gar viel größerer Anſtrengung, gewiß nicht finden würde. Der Umgang mit jungen Leuten ſeines Alters iſt ihm überdieß in andrer Rückſicht ungemein heilſam zur Stärke und Gewandheit des Körpers, zur Gegenwart des Geiſtes, zur Entwicklung ſeines ganzen Weſens, zur Gleichſchätzung ſeiner ſelbſt mit andern Knaben, die über und unter ſeinem Stande ſind, folglich zur Gründung eines für die ganze übrige Lebenszeit wohlthätigen Gefühls von männlichem Stolz und männlicher Beſcheidenheit.

Wo alſo die öffentlichen Schulen ihrer Beſtimmung entſprechen, wo der Lehrer Kenntniſſe, Willen, Rechtſchaffenheit und

eine zweckmäßige Methode beſitzt; wo zwar noch wilde Knabenſtreiche verübt werden, wo aber keine Laſter, beſonders keine heimlichen, im Schwange ſind: — da laß, gewiſſenhafter Vater! oder du ängſtliche Mutter! deinen Knaben ſich holen, was er daſelbſt zu holen vermag: eben keine Gelehrſamkeit, denn das kann er nicht und ſoll er nicht, aber doch immer die erſte Grundlage dazu. Er lerne da nur lernen; er erwerbe ſich nur das, was ſo unumgänglich nothwendig iſt, um ſich dereinſt durch Menſchen und Dinge muthig und beſonnen durchzudrängen. Wenn er denn auch einmal nach Haus kommt, mit einem Riß im Kleid, oder wol gar mit einer Beule am Kopf, ſo muß dich das in deinem unverkünſtelten und ſichern Syſteme im geringſten nicht irre machen.

Aber gut und nicht ſittenvergiftend müſſen doch alſo die Schulen ſeyn, gut ihre Lehrer, gut ihre Methode — und haben wir deren ſchon viele? —

Ich weiß wohl, künftig werden ſie nicht mehr ſo ſelten ſeyn. Denn an manchen Orten hat man ſchon ſolche Einrichtungen getroffen, welche mindeſtens zeigen, daß man die großen Gebrechen unſers Schulweſens fühle. — Aber man betrachtet doch noch immer nicht die Schulen als die wahreſten Nationalanſtalten, als ſolche Anſtalten, die auf die ganze Bildung der ganzen männlichen Menſchheit vom größeſten Einfluß ſeyn könnten. Noch immer hat man ſich nicht über die zu ergreifenden Mittel vergleichen, noch immer nicht dieſe Mittel in wirkliche Anwendung bringen wollen.

Doch, über jede wichtigere Angelegenheit des Menſchen geht ſeit einiger Zeit in allen Köpfen eine große und heilſame Revolution vor. Wir haben alſo allerdings mehr als bloße Vermuthung, daß ſolche ſich auch über das Schulweſen vieler deutſchen

Länder nach und nach erſtrecken, und demſelben eine ganz vernunftmäßige Verfaſſung geben werde.

Aber wie viele Zeit kann noch darüber hingehn! Denn, wenn unſre meiſten Väter des Vaterlandes für alles, was zu ihrer ſo genannten Erholung dient, Geld genug haben, ſo haben ſie überall keins für die dringendſten Angelegenheiten und Bedürfniſſe der Menſchheit, keins alſo für die Unterſtützung des ſo ärmlichen Schulſtands, keins alſo für die beſſere Einrichtung der Schulen ſelbſt. In ſo vielen größern oder kleinern Städten, wo ſich demnach — nur ſchlechte und ſeelenverderbliche Anſtalten dieſer Art befinden, hauptſächlich auch in den zahlloſen kleinen Landſtädtchen, Dörfern, abgelegenen Landhäuſern, Meyerhöfen, u. ſ. w. wo man freylich weit beſſer gar keine, als ſolche elende Schulen beſitzt, — in dieſen unüberdenklich häufigen Fällen ſieht ſich daher noch ſehr lange ſo mancher redliche Vater, und mehr noch ſo manche beſorgte Mutter in der äußerſten Verlegenheit. Die lateiniſche Sprache iſt und bleibt einmal noch für lange Zeit diejenige Thür, durch welche man unumgänglich zu jeder Gattung von ausgebreiteten Kenntniſſen eindringen muß. Latein wird alſo zu jeder gelehrten Beſchäftigungsart erfodert, Latein muß alſo der Knabe nothwendig lernen. Aber wie fängt man es an, wenn man gar keine, oder doch nur, in andrer Abſicht, eine für Geiſt und Körper äußerſt gefährliche Gelegenheit dazu hat? Dem Vater fehlt es, um ſeinen Sohn ſelbſt zu unterrichten, oft an Wiſſenſchaft, oft an Muße, oft an Willen, oft an Geduld. Die Mutter ſieht ſich vollends gänzlich auſſer Stande, ihrem Sohne dieſe Gattung von Bildung zu geben. Man muß alſo dem Knaben einen Informator halten! Wie viele ſonſtige Unbequemlichkeiten und Nachtheile kann dieß haben! Wie drückend koſtbar iſt dieß auf alle Fälle für die meiſten Eltern! Können ſie ſich alſo nicht

dazu

dazu verſtehn, ſo müſſen ſie ihren Sohn gänzlich von ſich entfernen. Dieß ſtreitet aber wieder völlig wider alles elterliche Gefühl, gegen alle elterliche Beſtimmung, gegen alles wahre Wohl ihres Kindes Sehr beklagenswerth iſt es vollends, wenn ſie ihren Sohn auf ein entlegenes Gymnaſium ſchicken müſſen, und, wie es leider oft der Fall iſt, daſſelbe alle Eigenſchaften beſitzt, um ſeinen Kopf zu verſchrauben, und ſein Herz zu vergiften.

Häusliche, elterliche Bildung iſt und bleibt alſo diejenige, welche die Natur verordnet, eingeleitet, und gewiß auch auf alle mögliche Weiſe erleichtert hat. Und dieſe Bildung ſoll der arme Knabe zu ſeinem ewig unerſetzlichen Schaden entbehren; bloß weil er Eine Sprache, und noch dazu eine todte, lernen ſoll? Kann denn dieß die nothwendigſte, die einzige Beſtimmung ſeines Alters ſeyn, welcher man alle andre Rückſichten, auch die wichtigſten, auch die heiligſten aufopfern muß? Und gäb' es denn durchaus kein Mittel, beyde Zwecke mit einander zu vereinigen? Kein Mittel, das Eine zu thun, und das Andere nicht zu laſſen? —

Wer nur einigermaßen auf die Geſchichte ſeines Lernens gemerkt, der wird gefunden haben, daß er im Grunde wenig gelernt, worin er nicht ſein eigner Lehrer geweſen. Jeder andre, und war es auch der geſchickteſte und gewiſſenhafteſte, konnte nichts anders thun, als Winke und Anleitung geben, um die Wißbegierde zu wecken und zu unterhalten, und dann das Uebrige dem eignen Fleiß, und dem eignen Scharfſinn zu überlaſſen.

So bald ein Knabe das eilfte, zwölfte Jahr erreicht hat, und von der Natur und der Erziehung nicht ganz verwahrloſt worden, ſo bald regt es ſich in ihm, ſeine Kenntniſſe zu erweitern. Die bisher ganz planloſe, kindiſche Geſchäftigkeit lenkt ſich nun auf weſentlichere Gegenſtände, und erhebt ſich bis zur Thätigkeit. In die Welt, in welche er jetzt erſt wirklich tritt, bringt

er jungen, friſchen Muth, Geſundheit, Kraft, Wißbegierde, ein neues, williges Gedächtniß. Sechs volle Jahre kann er nun ſammeln und muß er ſammeln, wenn er einen veſten Grund legen will zu künftiger Geſchicklichkeit, Thätigkeit und Glückſeligkeit. Die Leidenſchaften ſind noch nicht bis zu dem Grade erwacht, und können nach Verhältniß der Beſchäftigungsliebe des Jünglings nicht zu dem Grade erwachen, daß ſie ſich ſeiner ganz bemächtigten; er müßte denn durch Luxus und andre Verkünſtelung ſchon verſchroben und verdorben ſeyn. Er wird ſich alſo gern beſchäftigen, er wird alſo auch gern Latein lernen, wenn man ihn nicht durch eine verkehrte oder gar tyranniſche Methode davon abſchreckt.

Einen Weg müßte man daher entdecken und einſchlagen, auf welchem ſorgfältige Eltern, auch wenn ſie ſelbſt keine gelehrte Bildung bekommen hätten, dennoch ihren Sohn, ſo bald er, gegen das eilfte, zwölfte, dreyzehnte Jahr, Luſt und Trieb zum Latein lernen fühlt, dahin bringen könnten, daß er, unter ihrer freundlichen Aufſicht und Anfeurung ganz von ſelbſt das Nothwendigſte der lateiniſchen Sprache ſich eigen machte: daß alſo keine verkehrte und verhaßte Lehrart, kein pädagogiſcher Korporalſtock, der jedes Ehrgefühl äußerſt beleidigt, oder endlich ganz zerſtört, den jungen Menſchen auf ſein ganzes Leben gegen dieſe Sprache mit Ekel erfüllte, ſondern daß er ſchrittweiſe, muthig und froh in derſelben, wie in andern Zweigen des ihm nothwendigen Lernens, bis zu einem gewiſſen Grade ſich empor hülfe, und eben dadurch ſeinen Fleiß und ſein Selbſtvertrauen ſtärkte, ſpornte, belohnte. —

Zu einer Zeit, da einer meiner Freunde nicht die geringſte Kenntniß der engliſchen Sprache beſaß, fiel ihm ganz von ohngefähr das neue Teſtament, engliſch und franzöſiſch gegen einander

übergedruckt, in die Hände. Der Inhalt war ihm natürlicherweiſe bekannt, er konnte alſo das Engliſche ſehr bald verſtehn; wo er es nicht verſtand, da zog er das Franzöſiſche zu Rathe. Als er nachmals hörte, daß die neue Cyropädie von Ramſay ebenfalls engliſch und franzöſiſch gegen einander über abgedruckt ſey, verſchafte er ſich dieſe, und las wieder das Engliſche auf die nämliche Weiſe. Die Grammatik machte er ſich unter der Hand gleichfalls bekannt. Dadurch erhielt er denn bald eine ſolche Grundlage im Engliſchen, daß er ſich noch gar viel leichter und ſchneller hätte ſelbſt forthelfen können, wenn er andre und ſtufenweiſe ſchwerere Bücher, aber eben ſo mit gegenüberſtehender Ueberſetzung, gefunden hätte.

Und eben auf dieſe Erfahrung meines Freundes gründet ſich mein nachſtehender Vorſchlag zu einem allgemeinen Lehrbuch der lateiniſchen Sprache zum Selbſtunterricht junger Leute. Ich nähre den ſehr angelegentlichen Wunſch und die ſehr freudige Hofnung, dieſer Vorſchlag werde recht bald einen wackern, denkenden Mann finden, der ihn wirklich ausführt, und ſich dadurch den Dank vieler Eltern und insbeſondre vieler Jünglinge erwirbt.

Bey dieſem Lehrbuch denk' ich mir aber folgende Einrichtung.

Im erſten Bande. Das Nothwendigſte der Grammatik. Alſo überhaupt ein Begriff der Sprache; von der lateiniſchen und ihrer Oekonomie insbeſondre. Deklinationen. Konjugationen. Regeln. Abweichungen. Alles kurz, zweckmäßig geordnet, klar, faßlich.

In mehreren folgenden Bänden. Eine ganz zweckmäßige Chreſtomathie aus klaſſiſchen Schriftſtellern der Römer, um die jungen Leute nicht allein gleich mit dem wahrſten Latein,

ſondern auch, zur Erhebung ihres Selbſtgefühls, unmittelbar mit großen und berühmten Schriftſtellern dieſes großen und berühmten Volks näher bekannt zu machen. Größtentheils proſaiſche Stücke. Zuletzt auch poetiſche. Anfangs ganz leichte. Dann immer ſchwerere, möglichſter Zuſammenhang beträchtlicher Stücke. Bemerkung der Quantität in jedem Falle, wo der junge Leſer zweifeln könnte. Gegen über dem lateiniſchen Text eine ſo wörtliche Ueberſetzung, daß ſie genau die nämliche, und zwar Anfangs, wie jene, bezifferte Wortfolge beobachtet, um die Abweichung dieſer letztern und überhaupt den ganzen Genius der beyden Sprachen — das ſchwerſte in jeder! — deſto anhaltend fühlbarer und anſchaulicher zu machen. Verweiſung auf die merkwürdigſten Regeln und Abweichungen von denſelben.

Im vorletzten Bande. Eine elegante, jedoch ſo viel wie möglich treue Ueberſetzung, theils um im Nothfall die wörtliche zu verſtehn, theils und hauptſächlich auch, um ſich mit dem guten, deutſchen Styl bekannt zu machen, indem man mit ihr die ſeinige jedesmal vergleicht.

Im letzten Bande. Ein zweckmäßiges Wörterbuch, worin aber jedesmal die Bedeutungen der Wörter ganz ſo folgen, wie ſie logiſch aus einander entſtehen, damit der junge Menſch den Zuſammenhang der ſo verſchiednen Bedeutungen leicht einſehen, und ſie ſich um ſo viel beſſer merken könne. Diejenigen, welche in der Chreſtomathie ſelbſt vorkommen, werden theils durch eine andre Schrift, theils auch durch Hinweiſung auf die Stellen ſelbſt merkbar gemacht.

Als nothwendig trennbarer Anhang. Eine kurze und leicht zu faſſende, leicht zu befolgende Anleitung für Eltern ꝛc. was ſie, bey dem Selbſtunterricht des jungen Menſchen zu beobachten haben.

Mit dieſen Hülfsmitteln kann es ihm, wie mich dünkt, unmöglich ſchwer und unangenehm fallen, täglich einige beſtimmte Stunden zu dieſem Selbſtunterricht zu verwenden; beſonders wenn der Vater oder die Mutter diejenigen menſchlichen Mittel gebrauchen, die ſo ſehr in ihrer Gewalt ſtehen, ihn zu ermuntern und zu ſtärken. Wie er ſo, vom Leichtern immer zum Schwerern übergehend, wirkliche Fortſchritte macht, und ſich ihrer bewußt iſt, wächſt auch ſein Muth und ſein Selbſtvertrauen. Intereßirt ihn nun vollends Sprache und Inhalt, — und deswegen ſollte man ſich nur höchſt ſelten vor dem zwölften Jahre mit ihr beſchäftigen, — ſo wird er ſich bald in den Stand ſetzen, den Text fertig herunter zu leſen, und nur noch höchſt ſelten die gegenüberſtehende wörtliche, oder die deutſche Ueberſetzung zu Rathe zu ziehen.

Wenn ſich der Knabe dadurch gewöhnt, ſich allein und gern zu beſchäftigen, ſo iſt es überdieß der ſicherſte Weg zum dereinſtigen wahren Studiren. Die jungen Leute ſind, ich wiederhole es, gewöhnlich wißbegierig genug, aber anhaltendes Sitzen, anhaltendes Arbeiten wenigſtens iſt ihrer ganzen Natur und Neigung entgegen. Sie müſſen alſo nicht allein bis zum nöthigen Grade durch Inhalt, Methode und Fortſchritte dazu gereizt und geſtärkt werden; ſie müſſen auch zu gleicher Zeit Freyheit behalten, ihrer ſonſtigen überſprudelnden Lebensfülle und Geſchäftigkeit, die unendlich wohlthätiger und nützlicher ſind, als mancher Stubengelehrte meint, nach Wohlgefallen und Bedürfniß Luft zu machen.

Dem jungen Menſchen, welcher ſo ſeine beſtimmten Stunden dem Latein und ſeinen andern Studien, wovon ich vielleicht anderwärts einmal ſprechen werde, gewidmet hat, bleibt aber auch alsdann Zeit genug, um noch mit andern Knaben Knabe zu

ſeyn, ein genaues Regiſter über alle Vogelneſter der ganzen Gegend zu führen, und, wenn ihm das Glück recht günſtig iſt, ein Pferd an die Tränke zu reiten. Alles, was ſo der Geſchmack des jugendlichen, ach! dieſes glücklichen Alters mit ſich bringt, hat der Schöpfer ſehr abſichtlich und ſehr weiſe in die Natur des Knaben gelegt, und ſollte daher mit wahrer Ehrerbietung, Freude und Dank betrachtet und beurtheilt werden.

Und hat denn der junge Menſch auf dieſe Weiſe das vierzehnte, funfzehnte Jahr erreicht, hat er ſchon einen dieſem Alter angemeſſenen Vorrath von Kenntniſſen geſammelt, hat er ſeinen Geſchmack an Wiſſenſchaft nun bis zum Hunger gereizt, dann findet ſich ja wohl an ſeinem Wohnort, oder doch nicht ſo gar entlegen davon ein geſchickter und wohlwollender Mann, der ſichs nun zur Freude macht, ihm weiter fortzuhelfen, damit er ſeine Zeit bis zur Univerſität — er muß ſie lieber drey Jahre zu ſpät beziehen, als Eins zu früh — ſo nützlich ausfüllen und verwenden könne, daß er genau in dem Verhältniß einen deſto reifern und reichern Kopf wieder daher zurückbringe, je reifer und reicher er ihn mit dahin genommen.

Aber, wird man vielleicht einwenden, wenn dieß auch bey einem jungen Menſchen angeht, der wirklich Luſt und Trieb zum Lernen hat, was fängt man denn an, wenn einem andern das Lernen gänzlich verhaßt iſt? — Verhaßt iſt das Lernen wol keinem Menſchen von geſunden Sinnen, wenn man ihn nur nicht zur Unzeit und nach einer ſchlechten Methode dazu zwingt; folglich werden dergleichen Fälle von entſchiedener Abneigung äußerſt ſelten ſeyn. Wo ſie aber wirklich eintreten, da iſt ohnehin jede Mühe verloren, da iſt's weit vernünftiger und menſchlicher, den Knaben nicht gerade zu dieſer Beſchäftigungsart zu zwingen, ſobald er durchaus keine Neigung und Fähigkeit dazu hat, ſondern

Digitized by Google

ihn lediglich dem, zu was ihn urſprünglich der Schöpfer organiſirt hat, zu überlaſſen. Wer hierin einer entgegengeſetzten Meinung iſt, der gebrauche alle die tyranniſchen Mittel, die ihm die Natur, aber nicht die Vernunft in ſeine Gewalt gegeben, er zerarbeite ſich, den armen Zůchtling zu etwas zu machen, was er doch niemals werden kann, er vergifte ihm ſo die ſchönſte Blüte des Lebens, und jede künftige Erinnrung an ſie: ich kann den Marterer, ſo wie den Gemarterten, nur bedauren.

Jung.

Digitized by Google

VII.
Der Dichter im Tempel der Natur.

Ein Fragment.

Was uns allein zum wahren Genuß des Schönen bilden kann, iſt das, wodurch das Schöne ſelbſt entſtand; vorhergegangne ruhige Betrachtung der Natur und Kunſt, als eines einzigen großen Ganzen, das, in allen ſeinen Theilen, ſich ſelber ſpiegelnd, da den reinſten Abdruck läßt, wo alle Beziehung aufhört, in dem ächten Kunſtwerke, das, ſo wie ſie, in ſich ſelbſt vollendet, den Endzweck und die Abſicht ſeines Daſeyns in ſich ſelber hat. —

Göthe.

So reiſt, in die Dunkelheit des Waldes, auf die Wieſenfläche und an des Fluſſes Krümmungen von ſeinem Homer begleitet, der vaterländiſche Dichter. —

In ſtaunende Betrachtung ganz verſenkt, irrt bald ſein Auge von des Himmels Wölbung auf des Gräschens gebogne Spitze, bald blickt er in die ſpiegelnde Fluth, bald wieder in den weit erhabnern Spiegel, der vor ihm aufgeſchlagen, in wiederkehrenden Zeilen Jahre rollen, Sonnen auf und untergehen, Menſchen ſich zerſtören, und einen, der nach langen Jahren, ohne ſeine Gefährten, in ſein Vaterland wiederkehrt, mit allen Stürmen des Schickſals kämpfen läßt.

Das alles geht vorbey, geſchieht in wenigen Momenten — Das Auge blickt wieder auf, ſieht noch dieſelbe Himmelswölbung, dieſelbe ſpiegelnde Fluth, deſſelben Gräschens gebogne Spitze; und das vorüberrollende in Gedanken ſteht noch da, ſteht veſt.

Werdende und vergehende Geſchlechter, der immer wirkende, immer duldende Menſch in der ihn umgebenden Natur. —

Digitized by Google

Der neue Sinn erwacht und ſieht mit Staunen die Keime des Werdens und Wirkens in allem, was ihn umgiebt. —

Das Maaß der Empfindung füllt ſich voll, ſtrömt über — der Bildungstrieb iſt da — und findet keinen Stoff. —

Der höchſte Stoff der wirkenden Kräfte iſt vorweggenommen; das höchſte Leben in der zerſtörenden Feldſchlacht unübertreflich dargeſtellt. — Der Stoff der duldenden Kräfte iſt auch erſchöpft — alle die Stürme des Schickſals ſind durchkämpft — dulden kann niemand mehr, als der herrliche Odyſſeus, und ſtandhafter niemand ſeyn, wie er — und doch ſind menſchliche Kräfte einmal der Dichtkunſt höchſter Stoff. —

Was bleibt dem ſtrebenden, aufs höchſte geſpannten Bildungstriebe, als die durch ihr Uebermaß ſich ſelbſt zerſtörende, in jeder unſchuldigen Aeußerung ihrem Untergange unaufhaltſam zueilende Lebenskraft, in ihrem innern Kampfe: ſo entſtand die aller Herzen ſich bemeiſternde Erzählung von Werthers Leiden, worinn ſich nun aufs neue wieder die ganze Menſchheit ſpiegelt.

Ein Werk, das unter allem, was die neuere Dichtkunſt ſchuf, der griechiſchen Einfalt, Würd', und Wahrheit am nächſten kömmt, und doch, wie mitten aus dem täglichen Leben herausgehoben, von unſrer Welt und unſren Sitten ein daurender Abdruck iſt.

Sein Stoff, der einzige noch unbenutzte, der dem Homer nachgeſchaffen und gleich gebildet, die einzige noch wahre mögliche Epopee unſrer Zeiten ward.

So entſtand durch die wetteifernde Nachahmung des Shakeſpear, unſer erſtes Originaldrama Götz von Berlichingen, wo alles Große, Edle und Schöne aus der Barbarey der mittlern Zeiten, ſich von dem Gröbern, Unedlen, und Gemeinen ſondernd, und immer näher aneinander rückend, zuletzt ein täuſchendes Ganze bildet, und auch ein heller Spiegel des großen Lebens der Natur in allen Zweigen wird.

Digitized by Google

Geßner.

Durch vereinten harmoniſchen Natur und Kunſtgenuß entſtanden auf ähnliche Weiſe Geßners Schweizeridyllen, einzig ſchön und unübertreflich in ihrer Art.

Rammler.

Mit ſeinem Horaz am Ufer der Spree hinwandelnd, beſang der Schöpfer unſrer Ode die Thaten und Schlachten Friedrichs des Einzigen.

Klopſtock.

Genährt durch ruhigen ſtillen Naturgenuß, ſtrömte Klopſtock in ſeiner Frühlingsfeyer und ſeinen frühen Gräbern, das höchſte Maaß von Empfindung aus, wodurch unſer innerſtes Weſen ſanft bewegt und erſchüttert wird.

Gleim.

Selbſt froh und heiter um ſich blickend, und mit vollen Zügen, die ihn umgebende Natur einathmend, ſang der edle Gleim, wetteifernd mit ſeinem Tyrtäus und Anakreon, in die Herzen der Deutſchen Muth und Freude.

Voß.

Genährt durch jenen ruhigen harmoniſchen Natur und Kunſtgenuß konnte Voß durch ſeine unübertrefliche Ueberſetzung des Homers, uns von dem Höchſten der Dichtkunſt, in unſrer eignen Sprache, den reinſten Abdruck geben, und in den Marſchländern ſeinen Pfarrer von Grünau mit griechiſcher Einfalt und Wahrheit dichten.

Wieland, Göthe, Leſſing.

So ſind wir von Gottſched bis zu Gellert, von den Bremiſchen Beyträgen zu den Litteraturbriefen, endlich bis zu der höchſten Feinheit und Grazie von Wielands Muſarion, bis zu der griechiſchen Einfalt, Würd' und Wahrheit in Werthers Leiden,

Digitized by Google

und zu der alle Nebel des Vorurtheils durchdringenden Klarheit von Nathan dem Weiſen emporgeſtiegen.

Wieland.

Wieland trug im Feuer ſeiner mitwirkenden Imagination zuerſt den ganzen griechiſchen Himmel auf unſre rauhe Flur hinüber. Wir wandelten, wenn wir wollten, unter Eichen in Lorbeerwäldern, unter Tannen in Cypreßenhainen.

Allein die ſanften Täuſchungen ſollten nur unſer Leben würzen, nicht aber zur nährenden Speiſe werden. Den edlen Nahrungsſaft ſoll unſre eigne, uns ſelbſt umſtrömende Natur, und fremde Himmelsſtriche nur die Würze für unſern Gaumen zollen. — Sobald die Würze zur Speiſe wird, muß unſre Lebenskraft vertrocknen, wir ſterben unſerm vaterländiſchem Boden ab, und finden keine andre Heimath.

Die Kunſt, als Lebenswürze und nicht als Speiſe brauchen, darinn beſteht ja eben jener harmoniſche Natur und Kunſtgenuß, wobey allein nur der Geſchmack ſich durch ſich ſelber bilden, die Bildungskraft ſich durch ſich ſelbſt entwickeln kann.

Die Würze bloß zur Würze und nicht zur Speiſe brauchen, heißt ja nicht ihren Werth verkennen, ſondern ſie recht nach ihrem Werthe ſchätzen, indem wir ſie über alle das Reizende aber nicht über das Nährende ſetzen, was mit ihr zugleich genoſſen wird.

Die Würze iſt nicht um zu nähren, ſo wenig das Schöne da iſt, um zu nützen; das Schöne, ſo bald wir es nach dem Nützlichen ſchätzen, ſinkt es von ſeinem Werth und hebt ſich auf: darum eben ſoll es nicht nach dem Nützlichen, ſondern bloß nach ſich ſelbſt geſchätzt, und mit ſich ſelbſt verglichen werden.

Wollte nun jemand ſagen, die Würze an Speiſen ſey unnütz und überflüßig, eben weil ſie nicht zur Nahrung dient, wozu das hinreicht, was auf unſerm vaterländiſchem Boden wächſt —

Digitized by Google

ſo könnte man auch ſagen: der Duft an der Blume ſey überflüßig, weil er uns nicht nährt, ihre ſpielenden Farben ſind unnütz, weil ſie uns nicht ſpeiſen.

Als ob wir bloß verdauen, in Nahrungsſaft verwandeln, und nicht auch ſchmecken, riechen, hören, ſehen, uns etwas ein und ausbilden, und denken ſollten; und als ob das Verdauen und die Verwandlung in Nahrungsſaft nicht eben dazu wäre, damit wir öfter die Würze in der Erdbeere ſchmecken, den Duft in der Blume riechen, Natur und Kunſt in unſerm Auge ſpiegeln, mit unſerm Ohre vernehmen ſollten — um das Schöne von allen Seiten in uns herein, und wenn wir können, verſchönert wieder aus uns herauszubilden. —

Wer kann ſagen, wo das bloß Nützliche aufhört, und das bloß Schöne anfängt. — Freylich ſteht es bey uns, die Gränze zu ziehen, wo wir wollen, in Werken, die von Menſchenhänden gemacht, durch Menſchenhände zerſtörbar ſind.

Aber können wir auch dem Auge verbieten, daß es Auge, dem Ohre, daß es Ohr ſey? dem Regenbogen, daß er glänze? der Blume ihren Duft, der Erdbeere ihren Wohlgeſchmack?

Laſſet unſre große Lehrerinn, die Natur, uns fragen: wo hört der Kreislauf ihrer immer ſich aus ſich ſelbſt entwickelnden, verjüngenden und verſchönernden Bildungen auf, wo hebt er an?

Wohin wir blicken, ſehen wir eine immerwährende Bildung des Einzelnen zum Ganzen und dieſes Ganzen wieder zu einem größern, und immer größern, uns zuletzt undenkbarem Etwas, das unſre ſtammelnde Zunge, da wo ſie den ſich immer ſelbſt umwälzenden Begriffen nicht weiter folgen kann, in der letzten Anſtrengung ihrer Kraft, das All, das große Ganze, die Natur nennt.

Wir faſſen ſie uns an ſie ſchließend mehr mit Liebe, als mit Gedanken.

Digitized by Google

Fühlen können wir ſie, als die Gebährerinn aller Weſen, denken nur als die Gebährerinn unſers Weſens. — Und wollen wir ſie uns dennoch denken, wie ſie iſt, und den Begriff von ihr nicht leer laſſen, was können wir ihr höheres wieder geben, und in ſie hineinlegen, als das höchſte, was ſie dem Menſchen ſelber gab, im höchſten Maße; ſtatt der Bildungs-Schöpfungskraft, worinn ſie alle übrigen denkbaren Kräfte auf einmal ſchaffend in ſich faßt, und die wir uns nun als den Mittelpunkt ihres Weſens denken, auf den ſie ſich von allen Seiten ſtützt, und in welchem ihr eignes großes Daſeyn auf ſich ſelber ruht.

Wir glaubten ſie uns vorzuſtellen, und haben doch nur uns ſelbſt gedacht — wir wachen aus der Täuſchung auf — der Kreislauf unſrer Begriffe ſchließt ſich hier, und geht, wohin er ſoll, in dankvolle ruhige Empfindung unſers eignen Daſeyns — und haben wir Bildungskraft, in einen reinen Abdruck des höchſten uns fühlbaren Schönen, über.

So bildete unter jedem Himmelsſtrich die Natur das Schöne, ſich in den reinſten Seelen, in ihren ruhigſten Momenten, ſpiegelnd — Nichts ſtörte die ſanfte Harmonie, ſie konnte ewig dauern — wenn nicht der Wechſel der Dinge ſtets ſeine Tyranney ausübte.

Völker, wo die Künſte blühten, wurden weichlich, üppig, entfernten ſich vom reinen Naturgenuß immer weiter — durch übertriebnen Genuß in jeder Art des ſchwächſten Eindrucks fähig, verlohren ſie endlich ihre Wiederſtehungskraft. —

Die Schwerdter der Barbaren drangen ein — das Schöne ward verkannt, verdrängt, zertreten; allein ſein edler Saame blieb. —

Nach einer langen Pauſe ruhen die Schwerdter wieder — der Handel blühet — Menſchen theilen ſich Menſchen mit. —

Die ruhige Betrachtung ſtellt ſich ein — man horcht wieder auf die Stimme der Natur — der Sinn für das Schöne erwacht — man ſucht es unter Schutt und Steinen auf; die koſtbaren Ueberreſte werden mit Gold und Schätzen aufgewogen — ein Volk regt das andre an — man ſucht und ſchätzt das Schöne bey allen Nationen, unter jedem Himmelsſtrich, wo man es findet — die Sitten bilden ſich menſchlicher; die Barbarey entflieht.

Der Nationalgeſchmack, Nationalſtolz und Eigendünkel hört mit dem Religions⸗ und Nationalhaß und Vorurtheilen, allmälig auf — das, was zu wechſelſeitiger Bildung geſchaffne Völker von einander hielt, wird durch die ſiegende Vernunft verdrängt. — Die Menſchheit tritt wieder in ihre angeſtammten Rechte, ſich mittheilend und ſich kennend von Aufgange bis zum Niedergange.

Und wo iſt eine Nation, die mehr vom Eigendünkel frey, das außer ihr ohne ihr Zuthun ſchon Hervorgebrachte, ſorgfältiger ſich zu eigen macht, mehr fremde Sprachen lernt, mehr überſetzt, mehr das, was nicht auf ihrem Boden ſproßte, doch ihrer Aufmerkſamkeit würdig hält, mehr willig lernt und annimmt, als die unſrige; welche mehr Werth in ihre Menſchheit, als in alles ſetzt, wodurch der Menſch ſich von dem Menſchen unterſcheidet, und welche eben dadurch der edelſten wechſelſeitigen Mittheilung und Bildung fähig, auch ihrer eignen Achtung und Selbſtſchätzung werth iſt.

Eine ſolche Nation muß und kann ſich bis zu dem höchſten Grade der Verfeinerung bilden, ſo bald ſie das Edle und Schöne, wo ſie es findet, dann erſt, wenn durch ſtille Betrachtung der Sinn für das Schöne ſich von ſelbſt eröfnet, ruhig umfaſſend an ſich drückt.

Dann muß nothwendig das bildende Genie noch immer mehr durch wetteifernde Nachahmung, und der wählende und prüfende Geſchmack durch reinen harmoniſchen Natur und Kunſtgenuß, ſich immer mehr durch ſich ſelbſt vervollkommnen und entwickeln. In wie fern dieß nun geſchehen ſey, wiſſen wir, und ſchließen aus der Natur der Sache, wie es hat geſchehen müſſen, und ferner geſchehen kann — und dieſer ruhige Ueberblick iſt alles, was, unbeſchadet der guten Sache, hiebey unſrer Wirkſamkeit übrig bleibt.

Moritz.

Digitized by Google

VIII.

Proben aus Schubarts Aeſthetik der Tonkunſt. *)

Einleitung.

Man hat bisher behauptet, nur der mathematiſche Theil der Tonkunſt laſſe ſich auf Grundſätze bringen, der äſthetiſche aber liege ganz und gar nicht im Gebiete der Kritik. Daher haben ſich die Werke erſterer Art bis zum Ekel angehäuft, und von letzterer be-

*) Verſchiedene Freunde meines ſeligen Vaters äußerten mündlich und ſchriftlich gegen mich, daß ich doch in Zeiten eine reine und korrekte Auswahl ſeiner Gedichte beſorgen, und ſonderlich die in der Chronik erwähnte Aeſthetik der Tonkunſt nicht zu lange zurückhalten möchte. Dieſen dient hiemit zur Antwort, daß auf Oſtern 93. der 1te Th. ſeiner Gedichte mit Chodowieckiſchen Kupfern bey Himburg in Berlin erſcheinen; der 1te ſeiner vermiſchten Schriften gleichzeitig ausgegeben; und ſofort längſtens zur Michaelismeſſe 93. die Berliner Ausgabe der Gedichte ſowohl, als zwey Theile der vermiſchten Schriften vollendet ſeyn werden.

Da ich aber zur Zeit noch nicht wiſſen kann, wann ich mit der etwas mühſamen Reviſion ſeiner Aeſthetik der Tonkunſt aufs Reine komme; ſo lege ich dem Publikum hiemit einige Proben daraus vor, und verſichere zugleich feyerlich, daß ich das Ganze, etwa mit Zuziehung eines Sachverſtändigern, nicht nur gewiß, ſondern auch ſo bald wie möglich nachliefern werde. Einige Muſikaliencollecteurs haben ſich, vermuthlich weil man in der Chronik etwas an ihren patriotiſchen Entrepriſen auszuſetzen fand, da und dort ſo beleidigende Urtheile über die muſikaliſchen Arbeiten meines Vaters herausgenommen, daß die Beſorgung ſeiner Aeſthetik und ſeiner zerſtreuten Kompoſizionen doppelt Pflicht für mich wird.

Ludwig Schubart.

ſitzen wir kaum einige matte zitternde Verſuche. Das Todengerippe der Muſik iſt wie alle Todengerippe ekelhaft anzuſehen; doch hat es für die kritiſchen Zergliederer ſeinen großen Nutzen; hingegen der äſthetiſche Theil der Tonkunſt, der ſich mehr mit der Erfindung der Melodie, als mit der Harmonie und mit Modulazion beſchäftigt, oder welches eins iſt, der dieſem Todenkörper Karnation und Kolorit giebt, iſt zwar viel ſchwerer, aber deſto fruchtbarer und angenehmer.

Nachſtehende Abhandlung iſt dazu beſtimmt, dieſen wichtigen Theil der Kunſt zu bearbeiten, und die äſthetiſchen Grundſätze der Muſik ſo deutlich als möglich darzuſtellen. Nicht dem Virtuoſen und Kenner allein, ſondern jedem, der in dieſer göttlichen Kunſt nicht ganz unwiſſend ſeyn möchte, muß ein Verſuch willkommen ſeyn, der ganz deutlich zeigen ſoll, wie man muſikaliſche Schönheiten auf der That erhaſchen, und beurtheilen kann.

Um die zwey großen Fragen:

Was iſt das muſikaliſche Schöne?

Wie wird dies Schöne hervorgebracht?

ſoll ſich die ganze Abhandlung drehen. —

Der Einwurf, über Töne dürfe man nicht urtheilen; ſie müßten blitzſchnell mit dem Ohre aufgefangen und mit dem Herzen empfunden werden; — denn jede künſtliche Zergliederung vermindert die Täuſchung: dieſer Einwurf verliert alle Kraft, wenn man bedenkt, daß es ſonſt auch nicht erlaubt ſeyn würde, über die Gegenſtände der Mahlerey zu urtheilen, deren Eindrücke gewiß eben ſo tranſitoriſch *) ſind, als die Eindrücke der Tonkunſt. Indeß lieſt man einen Mengs, Hagedorn, Lippert, Füeßli, Ariſon, d'Argenville, Cailus, Winkelmann, Sulzer, Göthe,

*) Der Einwurf: das Gemählde bleibt; Töne verhallen — iſt falſch; die genaue Anſicht einer Partitur bringt mir die Töne ſo genau ins Ohr, als wenn das Stück wirklich aufgeführt würde.

Der Verfaſſer.

Göthe, Herder, über dieſe und andre ſchöne Künſte mit Entzücken. Es kömmt daher alles darauf an, ob man die Schönheiten der Tonkunſt ſelbſt im Innerſten fühle? Ob man wenigſtens auf Einem Inſtrument Meiſter ſey? Ob man philoſophiſch über dieſe Kunſt nachgedacht habe? und ob man endlich die Gabe beſitze, eine Folge von Tönen zu haſchen, und in ſchickliche Worte einzukleiden; dem Phantaſieſchwung und Herzensguß des Tonſetzers zu folgen, und dem Leſer zu zeigen, warum dieſer Tonſatz wirklich ſchön ſey? Vor allen Dingen aber muß der muſikaliſche Aeſthetiker den Wirkungen der Tonkunſt ſorgfältig nachſpüren, und zu zeigen wiſſen, warum dieſer oder jener Gang ſo große und einſchneidende Wirkungen hervorbringe, und warum ein andrer Satz kraftlos vom Herzen der Hörer abglitſche?

Skizzirte Geſchichte der Muſik.

Die Tonkunſt iſt ſo alt als die Welt. Man könnte eben ſowohl den Menſchen ein ſingendes Geſchöpf, als mit Ariſtoteles ein redendes Geſchöpf nennen. Alle Menſchen werden mit einer Anlage zum Sang gebohren. Nur wird dieſe Anlage mehr oder weniger ausgebildet, oder gewiſſe Gebrechen an den Werkzeugen der Stimme, oder eine ganz unmuſikaliſche Erziehung verhindern dieſe Ausbildung der natürlichen Anlage bey den meiſten. In einer Gemeinde von tauſend und mehrern Menſchen wird kaum ein Einziger gefunden werden, der nicht vom Strome des Tempellieds mächtig ergriffen und auf ſeinen Wogen mit fortgewälzt wird. Es iſt alſo kindiſch und ganz und gar gegen die Würde der Menſchheit, wenn man mit einigen alten muſikaliſchen Geſchichtſchreibern annehmen wollte: der Menſch hätte das Singen von den Vögeln gelernt. Das ewige

Digitized by Google

Einerley des Vogelgeſangs iſt zu ermüdend, als daß die Menſchen anders als in gewiſſen launigen Augenblicken auf die Nachahmung deſſelben verfallen könnten. Die Schwalbe auf unſrer Dachrinne zwitſchert noch heute wie zu Adams Zeiten; die ſteigende Lerche ſingt noch jetzt über dem Haupt des Pflügers, wie ſie ſang über dem Haupt Abels, des Schäfers, und die Nachtigall gluckt zu unſern Zeiten nicht anders als ſie dem erſten liebenden Paar aus dem Schattenhain Edens zugluckte. Hingegen welche unendliche Veränderungen hat die Tonkunſt nicht unter dem Menſchengeſchlecht erlitten! Wie richtet ſich der Geſchmack nach allen Himmelszonen! Vom kunſtloſen Volksliede einer Grasnimphe, bis zur Bravourarie einer Mara oder Gabrieli, — welche Abſtufung, welcher Tonwechſel! Und vom Dorfſiedler bis zu einem Lolli oder Cramer hinauf, — welche Verſchiedenheit des Geſchmacks, der Fertigkeit! Auch hier zeigt ſich der Menſch in der hohen Würde, die ihm der Schöpfer anſchuf. — Die ſieben Töne liegen zwar auch in der Kehle der Vögel; aber was hat der Menſch aus dieſen ſieben Tönen gemacht! Er ahmt damit das Säuſeln des Frühlingslüftchens, wie das Heulen des Nachtwinds, und den Waldbeugenden Sturm nach. Er liebt, er zürnt, er klagt, er tobt, raſt, betet, verflucht; er lacht, er weint, er miſcht ſich ins Halleluja der Engel, und ins dumpfe Getöſe der Harfen des Todes vom Donner geſpalten — und dies alles mit ſieben Tönen!!

Das Göttliche der Tonkunſt iſt alſo ganz unverkennbar. Dem Menſchen iſt das muſikaliſche Genie angebohren: nur von der Kultur hängt es ab, wie weit dies ſein muſikaliſches Genie kreiſen ſoll. Wir haben noch heutiges Tags unzählige Beyſpiele, daß Menſchen mit der Gabe, den Alt, Tenor oder Baß zu einer Melodie aufzufinden, gebohren werden. Das Bauernmädchen ſekundirt ihrer Freundin, ohne zu wiſſen, daß dieß der Sekund ſey. Der Handwerker ſummt ſeinen Strohbaß zum Liede ſeines Weibes, ohne jemals in einer Singſchule die Verhältniſſe des Baſſes erlernt zu

haben. Im Kapitel vom muſikaliſchen Genie ſoll dieſer Punkt weitläuftiger auseinander geſetzt werden.

Unſtreitig iſt alſo die Geſangmuſik lange vor der Inſtrumentalmuſik hergegangen: denn die Unterſuchung Ton gebender Körper iſt zu ſchwer für die Kindheit der Welt. Hingegen iſt der Geſang uns ſo natürlich, und entquillt ſo frey und ſo kunſtlos unſern Herzen, daß jedes Gefühl von Heiterkeit, oder von ſüßer Schwermuth, oder jeder leidenſchaftliche Drang hinreichend iſt, uns die Lippen zum Geſang zu öffnen. Ganz gewiß hat alſo das erſte Menſchenpaar ſchon geſungen; ihre Abkömmlinge hallten ihre Töne nach; und erſt nach vielen Jahrhunderten war es einem Jubal vorbehalten, den Grund zur Erfindung der Inſtrumentalmuſik zu legen. Die Schallmei oder die Hirtenflöte, und die Leier wegen ihrer ſimpeln Zuſammenſetzung, gehören mit Recht unter die erſterfundnen Inſtrumente: und wenn die heil. Schrift von Jubal ſagt: von ihm ſind herkommen die Pfeifer und Geiger, ſo iſt gewiß die Hirtenflöte und Leier, und ganz und gar nicht unſre Geige darunter zu verſtehen. Denn welchen Reichthum menſchlicher Erkenntniſſe erfordert nicht die Geige, ſo wie wir ſie heutiges Tags beſitzen! Die Simmetrie des Bauches, der Stimmſtock, die äußerſt ſimple Stimmung; der Einfall — einem verächtlichen Schafdarm durch einen mit Kalfonium geſtrichnen Roßſchwanz himmliſche Töne zu entlocken, iſt ſicher erſt in weit ſpätern Zeiten reif worden.

Gewiß aber iſts, und es kann aus der Natur der Menſchheit unumſtößlich erwieſen werden, daß ſchon vor der Sündfluth die Tonkunſt unter dem Menſchengeſchlechte ſehr ſtark getrieben worden; und ſchwerlich hat Bodmer in ſeiner Noachide, dieſem göttlichen Gemählde der erſten Welt, die Schilderung vom Zuſtande der Muſik in dieſem Zeitalter übertrieben. Gleich nach der Sündfluth findet man wieder Spuren der auflebenden Tonkunſt. — Die Chaldäer, und ſonderlich die Phönizier

haben ſehr früh ſchon die Tonkunſt mit dem Gottesdienſt verbunden. Sie übten den Geſang in großen Chören, und begleiteten ſelbigen ſonderlich mit blaſenden Inſtrumenten von mannichfaltiger Erfindung. Ihre ſogenannten Trommeten, waren von Erz, noch häufiger aber von Thon, wie ſolches aus der Einfalt dieſer Erfindung dargethan werden kann. — Noch höher ſtieg die Muſik bey den Egyptiern. Der Weihgeſang der Iſis, und des Oſyris wurde von mehrern tauſend Pfaffen abgeſungen, und auſſer dem ſchallenden Krummhorn, der Trommel, dem Cymbel, welches aus Stahl verfertigt und mit einem eiſernen Schlägel geſchlagen wurde, noch mit einem Inſtrumente begleitet, das ſo lautſchallend war, daß es den Geſang von vielen Tauſenden trug und hob.

In Paris, London, Rom und andern großen Kunſtſammlungen findet man einige von dieſen Inſtrumenten, von ſo ungeheurer Größe und Weite, daß ſie kein Menſch mehr anblaſen kann; (vielleicht auch weil nur das Mundſtück dazu fehlt.) Einige dieſer Blasinſtrumente haben 5 — 6, einige noch mehrere Löcher, wodurch Mannichfaltigkeit in den Ton gebracht werden konnte. Da der Geſchmack der Egyptier in allen Stücken ungeheuer groß war; ſo könnte man auch ohne hiſtoriſche Beweiſe darthun, daß ſie in der Muſik das Gigantiſche liebten, —

— — — —

— — — —

— — — — — —

Sebaſtian Bach.

Unſtreitig der Orpheus der Deutſchen! Unſterblich durch ſich, und unſterblich durch ſeine großen Söhne. Schwerlich hat die Welt jemals einen Baum gezeugt, der in einer Schnelle ſo unverwesliche Früchte trug, wie dieſer Cedernbaum.

Digitized by Google

Sebaſtian Bach war Genie im höchſten Grade. Sein Geiſt iſt ſo eigenthümlich, ſo Rieſenförmig, daß Jahrhunderte erfordert werden, bis er einmal erreicht wird. Er ſpielte das Klavier, den Flügel, und das Cymbal mit gleicher Schöpferkraft; und in der Orgel — — wer gleicht ihm? Wer war ihm je zu vergleichen? Seine Fauſt war gigantiſch. Er grif z. B. eine Duodezem mit der linken Hand, und kolorirte mit den mittlern Fingern dazwiſchen. Er machte Läufe auf dem Pedal mit der äuſſerſten Genauigkeit; zog die Regiſter ſo unmerklich durch einander, daß der Hörer faſt unter dem Wirbel ſeiner Zaubereyen verſank. Seine Fauſt war unermüdet, und hielt Tage langes Orgelſpiel aus. Er ſpielte das Klavier eben ſo ſtark als die Orgel, und umſchrieb alle Theile der Tonkunſt mit atlantiſcher Kraft. Der komiſche Styl war ihm ſo geläufig wie der ernſte. Er war Virtuos wie Komponiſt in gleichem Grade. Was Newton als Weltweiſer war, war Sebaſtian Bach als Tonkünſtler. Er hat ſehr viele Stücke geſetzt, ſowohl für die Kirche als für die Kammer, aber alles in einem ſo ſchweren Style, daß ſeine Stücke heut zu Tage höchſt ſelten gehört werden. Seine Jahrgänge, die er für die Kirche ſchrieb, ſind höchſt ſelten anzutreffen, ob ſie gleich ein unerſchöpflicher Schatz für den Muſiker ſind. Man ſtößt da auf ſo kühne Modulazionen, auf eine ſo große Harmonie, auf ſo neue melodiſche Gänge, daß man das Originalgenie eines Bachs nicht verkennen kann. Aber die immer mehr einreiſſende Kleinheitsſucht der Neuern hat an ſolchen Rieſenſtücken beynahe gänzlich den Geſchmack verloren. Eben dies läßt ſich von ſeinen Orgelſtücken behaupten. Schwerlich hat jemals ein Mann für die Orgel mit ſolchem Tiefſinn, ſolchem Genie, ſolcher Kunſteinſicht geſchrieben, als dieſer. Aber es gehört ein großer Meiſter dazu, wenn man ſie vortragen will; denn ſie ſind ſo ſchwer, daß kaum zwey bis drey Menſchen in Deutſchland leben, die dieſe Stücke

Digitized by Google

fehlerfrey vortragen können. Eine Phantaſie, eine Sonate, ein Konzert oder figurirter Choral für die Orgel von Bach geſetzt, hat gewöhnlich ſechs Zeilen, zwey für das obere Manual, zwey fürs untere, und zwey für das Pedal. Die Regiſter ſind meiſtens bemerkt, die man in der Geſchwindigkeit zu ziehen hat. Das Pedal iſt ungewöhnlich beſchäftigt, und die Ligaturen, die laufenden Sätze, und andere Verzierungen für die Orgel, ſind ſo ſchwer geſetzt, daß man oft Stundenlang über eine Zeile nachdenken muß. Ueberdies hat oft die linke und rechte Fauſt Dezem- auch Duodezem-Griffe, die nur ein Gigant herausbringen kann.

Bachs Klavierarbeiten haben zwar die Grazie der heutigen nicht, ſie erſetzen aber dieſen Mangel durch Stärke. Wie viel könnten unſere heutigen Klavierſpieler von dieſem unſterblichen Manne lernen, wenn es ihnen nicht mehr um den leichten Beyfall der Modeinſekten, als um den wichtigern großer Kunſtverſtändigen zu thun wäre? Die Bachiſchen Stücke ſind nicht Ueberſetzungen aus andern Inſtrumenten, ſondern wahre Klavierſtücke; er verſtand die Natur des Inſtruments ganz; ſeine Sätze ſtärken die Fauſt, und füllen das Ohr. Beyde Hände ſind in gleicher Beſchäftigung, ſo daß nicht die Linke erlahmt, wenn die Rechte erſtarkt. Auch hat er einen ſolchen Reichthum von Ideen, woran ihm niemand als ſein eigner großer Sohn gleich kommt. Mit allen dieſen Vorzügen verband Bach noch das ſeltenſte Talent zur Unterweiſung. Die größten Orgel- und Flügelſpieler durch ganz Deutſchland haben ſich in ſeiner Schule gebildet; und wenn Sachſen hierin noch einen merklichen Vorzug bis dieſe Stunde vor andern Provinzen Deutſchlands hat, ſo hat es dieſes dem gedachten großen Manne allein zu verdanken.

Händel.

Wieder ein Rieſe! Er war auf der Univerſität Halle gebohren, und zeigte von Jugend auf ein auſſerordentliches muſikaliſches

Genie. Der erſtgedachte große Bach war von Kindheit an ſein vertrauteſter Freund. Händel ſpielte die Orgel und das Klavier vortreflich, und machte ſich damit ſchon in ſeiner Jugend weit und breit bekannt. In ſeinem 13ten Jahr ſetzte er ſchon eine Oper in Hamburg. Er reißte darauf nach Italien, ſchrieb daſelbſt Opern und andere Stücke, die ungewöhnlichen Beyfall fanden. Auch beſiegte er da den großen Skarlotti im Klavier, und hatte noch nicht 24 Jahre erreicht; ſo war ſein Ruhm in Europa ſchon allgemein. Einige reiſende Engländer nahmen ihn mit ſich nach London, und hier war es eigentlich, wo er den Drehkreis fand, der weit genug für ſeinen Genius war. Er wurde daſelbſt Königlicher Kapellmeiſter, und ſpielte über 50 Jahre lang eine Rolle, dergleichen wohl kein Muſiker in England geſpielt hat. Er wurde von den Britten beynahe angebetet, und erwarb ſich ein ſehr großes Vermögen. In Weſtminſter unter den Säulen der Nation hat er jetzt ſein Grab. Kein Tonkünſtler iſt aber jemals in den Geiſt der Britten ſo tief eingedrungen, wie dieſer. Zuerſt ſtudirte er die engliſchen Dichter mit dem größten Eifer; dann ſetzte er einige ihrer beſten Stücke in Muſik. Alexanders-Feſt von Dryden hat ſeinen Ruhm auf immer befeſtigt. Dieſes Stück wird alle Jahre noch in London am Cäcilia-Tage mit immer wechſelndem Beyfall aufgeführt. Es iſt einfältig, erhaben, und reich an Geniezügen. Händel hat den Geiſt des genialiſchen Dryden ſo ganz erreicht, daß es ſeit dieſer Zeit kein Muſiker wieder wagte, dieſe Meiſterpoeſie in Muſik zu ſetzen. Rammler hat einen deutſchen Text unter dieſe Kompoſition verfertigt, wodurch der Deutſche in den Stand geſetzt wird, ſelbſt über den Ausdruck zu urtheilen.

Auch die Kantate Cäcilia von Pope hat Händel komponirt, und faſt mit gleichem Glücke. Pope reichte dem Tonſetzer nicht ſo reichen Stoff zu großen Gedanken dar, als Dryden: daher konnte auch Händel hier ſein Genie nicht ſo äußern.

Digitized by Google

Doch iſt auch dieſes Stück von den Engländern ſehr gut aufgenommen worden, und wird noch heute öfters in London aufgeführt.

Händel hat ſehr viele Opern verfertigt, in welſcher und engliſcher Sprache, wobey ſein Beyfall bis ans Ende ſtieg. Der Geiſt ſeiner Opern hat etwas ganz Eigenthümliches. Diejenigen ſo er in Welſchland ſetzte, ſind bis auf einige Tinten deutſcher Eigenheit, ganz welſch. Die in England verfertigten Opern haben ſehr vieles vom eigenthümlichen Charakter dieſer Nation angenommen. Händel wählte z. B. ſehr oft ein allgemein beliebtes Volkslied, und brachte es mit Verſchönerung und künſtlichen Abwechslungen aufs Theater. Dieſem Kunſtgriffe hat er die enthuſiaſtiſche Verehrung zu danken, womit ihn die Britten bis ans Ende ſeiner Laufbahn belohnten; und noch jetzt behaupten die Engländer, Händel übertreffe alle Muſiker, die jemals gelebt haben.

Auch die Kirchenſtücke, welche Händel in London verfertigte, ſind bis auf dieſe Stunde von keinem andern verdrängt worden. Händel war ein trefflicher Kontrapunktiſt; doch opferte er niemals das Genie der Kunſt auf, wie man einigen ſeiner Landsleute mit Recht vorwirft. Auch ſeine Kammerſtücke, ſonderlich einige Orgelſonaten, und Fugen, werden ſich erhalten, ſo lange noch wahrer muſikaliſcher Geſchmack in der Welt iſt.

Händel war ein Mann von ungewöhnlicher Leibeskraft, einer der ſtärkſten Eſſer in London, und niemals in ſeinem Leben krank. Mit einem ſolchen Körper konnte ein ſolcher Geiſt Thaten thun! — Er war zum Beyſpiel fähig, Stundenlang mit größtem Nachdruck auf der Koppel zu ſpielen, ohne ſich über Müdigkeit zu beklagen. Seine Fauſt war ſo weitgreifig, wie Bachs ſeine; daher ſind einige Sätze in ſeinen Orgelſtücken ſo ſchwer herauszubringen. Auch die Theorie andrer Inſtrumente

Digitized by Google

verſtand Händel vollkommen. Kurz er iſt eines der ausgebildet-ſten Genies, die jemals gelebt haben.

— — — —

— —

— — — —

— —

Aus dieſer ſkizzirten Geſchichte der deutſchen Muſik muß auch dem Nichtkenner der Gedanke einleuchten, daß muſikaliſcher Geiſt zu den Hauptzügen des deutſchen Karakters gehöre. So ſehr man uns Nachahmung vorwirft, und ſo wahr es iſt, daß ſich keine Seele mehr in alle Formen ſchmiegt als die deutſche; ſo hat doch die große deutſche Schule ihre Eigenheit beybehalten. Dieſe Eigenheit beſteht im tiefſten Studium der Harmonik, im Naturgemäßen Gang der Töne oder der Modulation, und in einfacher mit allen Herzen ſympatiſirender Melodie. Deutſcher Geſang wird überall geliebt, wo es Menſchenohren giebt. Der Fuß des Wilden zuckt ſo gut, wenn er einen deutſchen Schleifer hört, als der Schenkel des biedern Schwaben. Im Tone des herzigen Volksliedes iſt Deutſchland noch von keinem Volke übertroffen worden. Die größten welſchen Meiſter belauſchten oft unſre Handwerksburſchen, um ihnen herzige Melodien abzuſtehlen. Die Natur ſelber ſcheint aus deutſchen Kehlen zu ſingen; und der philoſophiſche Geiſt unſrer Nation hat dieſer Natur eine Richtung gegeben, welche natürlich eine große Schule bilden mußte. Welches Volk hat einen Kirchengeſang wie wir? welches Volk hat uns je in der Inſtrumentalmuſik übertroffen? welches Volk hat ſo allgemein gute Stimmen aufzuweiſen wie das Unſrige? welches Volk ſtimmt endlich ins einfältige Konzert der Natur ſo richtig ein, wie das Unſrige? Ganz Europa hat unſern Werth anerkannt; alle

Digitized by Google

europäiſche Orcheſter ſind mit deutſchen Kapellmeiſtern beſetzt, und das Wort Tedesco iſt jetzt mit dem Wort Virtuos in Italien in Eins zuſammengefloſſen.

— — —

— —

— — — — —

Und hiermit endigt ſich die Geſchichte der Tonkunſt. An ihrer heilgen Schwelle ſind nur noch die Fragen übrig:

I. Was haben wir gethan?

II. Was thun wir wirklich?

III. Was ſollten wir noch thun?

Was die erſte Frage betrift; ſo muß jedweder Denker einſehen, daß in der Tonkunſt ſchon unausſprechlich viel gethan iſt. Man hat nicht nur den Geſang gebildet, dem Strome der Empfindung Dämme und Geſetze vorgeſchrieben; den Einſturz, oder die Begleitung der Inſtrumente berichtigt, und dem Akkompagnement mit dem Flügel die höchſte Richtung gegeben: Man hat Inſtrumente eingeführt, von denen die Vorwelt keinen Laut hörte; man hat neue Bewegungen entdeckt in Moll und Dur; man hat endlich mechaniſch einen Kanal erfunden, wodurch Herzblut ins Herzblut des Bruders überſtrömen ſoll.

Auch iſt die Orgel in Frankreich gut kultivirt worden: nur iſt es Raſerey, jemals einen franzöſiſchen Orgelſpieler mit deutſcher Kraft und Kunſt vergleichen zu wollen. Der Franzoſe winſelt in weibiſchen Tönen; der Deutſche ſchreitet daher in männlichen. Der Deutſche denkt und handelt; der Franzmann handelt viel, aber denkt wenig; der Deutſche iſt kalt und tief raffinirend; der Franzoſe glitſcht an der Oberfläche der Dinge ab; Frankreich goutiret, Deutſchland erfin-

det, Welſchland ſchmückt. Dies uralte Sprichwort iſt noch heute wahr, und wirft auf alle muſikaliſche Schulen Licht.

Die zwey letztern Fragen: Wo ſind wir, und was haben wir zu erwarten? ſind von großer Bedeutung. Wir wollen ſie beleuchten.

II.) Den gegenwärtigen muſikaliſchen Geſchmack in Europa betrachtet, ſo iſt er wirklich noch groß, und hebt ſich über alles hinaus, was jemals über Muſik gedacht, oder geſchrieben war. Wenn Timotheus, der den Alexander bezauberte, heut zu Tage aufträte, ſo würde er kaum als Kalfoniumbub zu gebrauchen ſeyn. Geſchwindigkeit, Stetigkeit, Tiefgefühl oder Hochgefühl, Kunſteinſicht, und das leiſeſte Gemerk auf das, was Herz und Geiſt weckt, hat jetzt unter uns ſo überhand genommen, daß die Griechen und Römer hoch aufſchauen würden, wenn ſie vor unſern Orcheſtern ſtünden. Die Theorie iſt durch alle ihre Adern ſo blitzſcharf anatomirt worden, daß der Künſtler ſtutzt, und kaum etwas mehr herauslallen kann, als die Worte: Was ließ Philipp dem Alexander übrig? —

III.) Es war einmal eine Zeit, wo man ſehr unverſchämt behauptete: man hätte es ſo weit in der Tonkunſt gebracht, daß nichts mehr zu thun übrig wäre. Da keine Kunſt ſich weniger erſchöpfen läßt, als die Tonkunſt; da das Gebiete der Harmonie das Univerſum iſt; da ſich noch unzählich viel neue Tonſtücke, Inſtrumente, und Bewegungen denken laſſen; ſo ſieht man von ſelbſt, wie unphiloſophiſch dieſe Behauptung ſey. Weil der Geſchmack am Komiſchen große Verheerungen unter uns anrichtete; ſo müßte unſre erſte Bemühung dahin gehen: dieſen Geſchmack ſo viel möglich einzuſchränken, und dem Ernſten, Heroiſchen und Tragiſchen, dem Pathos und dem Erhabenen wieder unter uns Platz zu machen. Der Kirchenſtyl muß die freche Miene, in die er ausgeartet iſt, wieder ablegen,

und Glut der Andacht im Himmelſchauenden Auge verrathen. Man muß auf der einen Seite nicht zu viel grübeln, auf der andern nicht aller Theorie ſpotten; man muß zwar die Tonkunſt ſimpliſiciren, aber ſie eben nicht nackend in die Welt hinausjagen. Sonderlich wird es nöthig ſeyn, einen neuen Rhytmus ausfündig zu machen, damit nicht die immer vorkommenden Einſchnitte, Monotonien unſrer Tonkunſt veranlaſſen; man muß endlich auf neue Tonkünſte raffiniren, die alten Taktarten wieder in Gang bringen; die Volksmelodie genau ſtudiren und mit dem Geniusſtral in der Seele ſetzen und vortragen: ſo wird die Tonkunſt nicht nur zu ihrer alten Würde und Hoheit zurückgeführt werden, ſondern bald eine Höhe erreichen, zu der ſie noch nie aufſtieg.

Hymne.

Heilige Tonkunſt, göttlichen Stammes!
Geſpielin der Engel, Vertraute des Himmels!
— Tief klagte die gefallne Menſchheit;
Des Lebens Dornenpfad verwundet' ihre Sohle,
Eine blutige Thräne fiel auf die ſengende Neſſel:
Da trafſt du, Himmliſche, im Schwanenkleide
Vor ſie hin, und hauchteſt ihr Liedergeiſt ein.
— Nun klang die Saite unter dem ziſchenden Bogen,

Nun klang das Goldgeweb' der Harfe,
Nun klang der Lira Silbergewebe;
Nun ſchmetterte Trompetenklang,
Und es wieherte das Streitroß drein,
Nun tönte das ſchallende Horn,
Nun liſterte die weiche Lydiſche Flöte;
Nun wirbelte der Tanz —
Nun ſchmolz der Jüngling in Liebe,
Zerfloß das fühlende Mädchen in Liebe. . .

Im Tempel ſcholl Jehovahs Lob! —
Die Hallpoſaune tönt' es nach,
Und die Aſoor und die Githit, und das ſchallende Cymbal
Klang unter geflügelten Fäuſten;
Der Donner des Hymnus ſtieg zum Olympus,
Der Pſalm flog Blitzgeſchwingt ins Allerheiligſte:
Und Jehovah lächelte Gnade! —

Laß mich dich, göttliche Polihymnia,
(Denn auch mich haſt du
In den Stunden der Weihe beſucht:
Du gabſt mir männlichen Geſang und Flügelſpiel,
Daß ich gebiete der Thräne des Hörers zu fließen,
Daß ich färbe das Antlitz des fühlenden Jünglings
Mit der hohen Begeiſterung Glut,

Daß ich dem lauſchenden Mädchen
Seufzer der Liebe entlocke;
Daß ich durch Wodansgeſang
Schwelle den Buſen des Mannes —)
O laß mich dich, göttliche Polihymnia,
Und deines Geſchenkes himmliſchen Werth nie entweihn!
Laß mich ſingen Jehovah,
Der iſt, der war und der kommt!

Laß mich ſingen ſeine Natur
— Den Lichtthron ſeiner Offenbahrungen!
Dir, o Tugend, dir frömmere Liebe,
Dir, traulicher Scherz bey unentweihten Pokalen;
Und auch dir, o Vaterland, Vaterland!
Das ich liebe wie der Jüngling die Braut —
Dir Vaterland der Helden und der Weiſen
Weih ich mein Flügelſpiel und meinen Sang!

Wenn ich einſt ſchlummere nach meines Lebens Mühen,
Wenn über mir, bepflanzt mit Roſen,
Sich ſchweigend der Grabhügel thürmt;
Wenn ich die lange Kettenlaſt
Am Grabgeklüft zurückgelaſſen habe:
So weile ein zärtlicher Jüngling am Grabe,
So weile ein fühlendes Mädchen am Grabe.

Digitized by Google

Sie ſchauen zum Himmel und ſprechen
Mit dem Schimmerblick des heißen Herzgefühls:
Weht ſanfter ihr Winde, um dieſen Aſchenhügel,
Hier ruht Polihymnias Freund!
Ihm gab Gott Sang und Flügelſpiel;
Doch er entweihte ſie nicht!
Im Tempel hängt' er ſeine Harfe auf,
Und ſeine Telyn in Thuiskons Hain!!

Digitized by Google

IX.

Strenge Buße.

Kurz vor der heilgen Faſtenzeit
Beſuchten einſt zwo Herzoginnen ſich,
Und redeten chriſtſchweſterlich
Von ihrer Seelen Seligkeit,
Von Beten, Kirchengehn und Faſten,
Und was die Kirche ſonſt gebeut,
Sich ſeiner Sünden zu entlaſten.

Am Ende gab den beyden frommen Seelen
Sankt Nepomuk zu dem Entſchluſſe Kraft:
Sie wollten — ihrer Dienerſchaft
Ein ſtrenges Faſten anbefehlen!

Schwarz.

Digitized by Google

Deutſche Monatsſchrift.

1793. Februar.

I.

Die Erlöſung,

an Antonio.

Geſichte hoher Art, die ich geſehen
als meine Sinnen tief entſchlafen waren,
ſoll mein Geſang der Zukunft offenbaren.
Wo war, als das geſchah was ich beſchreibe,
mein Geiſt? war er in oder auſſerm Leibe?
iſts Wahrheit oder myſtiſches Gebild?
und welch geheimer Sinn liegt drin verhüllt?

Bürger.

Hier auf eisbezognen Klippen der Nordſee, neben einſamen blätterloſen Forſten, ſiz' ich und ſinne. Dein gedenk' ich, Antonio, dich mögt' ich fragen — Ach! wer biſt du? wo biſt du? warſt du ſelbſt mehr als Erſcheinung? werd' ich dich wieder ſehn? hätt' ich dich jemals erblicken ſollen?

Ich rede, und niemand hört mich. Ich frage und keiner antwortet. Ich ſchreibe — wirſt du mir leſen?

Als ein geheimer Zug unſre Freundſchaft unſrer Bekanntſchaft zuvoreilen ließ, als wir uns viel ins Auge ſahn, ehe wir

Digitized by Google

wenig geſprochen hatten, als wir von Aquileja auf Felſenwegen das deutſche Gebiet zu befahren begannen, brach ein Rad des Reiſewagens, und menſchliche Hülfe war fern, und kein Baum in der Nähe, und kein Holzhaufen ſichtbar. Kein Dorf zeigte die Ferne, kein Rauch färbte ſich in den ſinkenden Strahlen der Sonne.

Wir ſtiegen aus, wir erkletterten die Höhe unſern Geſichtskreis zu erweitern, nirgends dämmerte Spur von Bewohnern vor uns auf, aber in Oſten ein entlegner Wald. Dahin richteten wir den ungewiſſen Schritt.

Schweigend ſank die Nacht, wir gingen ſchweigend, kein Fußtritt hallte rund umher als der unſrige. Wir betraten den Wald, die Spur des Weges verlor ſich, das Laub raſſelte unter unſern Füßen. War es ein Pfad den es deckte, oder ließ der Abſtand der Bäume, den Wanderern ſo viel Raum, ſich durchzudrängen?

Ernſte ſchauerliche Gedanken füllten meine Seele, die Zeit und ihr Maas verſchwanden vor mir, und wacht' ich noch, ſo hat auch das Wachen ſeine Träume.

Endlich betrat ich einen bäumeleeren Kreis, der von Bäumen umgeben war. In ſeiner Mitte ſtand verſenkt ein rundes Gebäude. Die Sterne funkelten nicht, tief lag das graue Gewölbe des Himmels, vom Mondenſchimmer nicht erleuchtet. Blaß und undeutlich, wie einen Nebel, erkannt' ich Säulen und Stufen, ich ſtieg hinab; der Griff einer Thür fand ſich unter meiner Hand, ich öfnete ſie.

Sahſt auch du das Gebäude, Antonio? bliebſt du drauſſen? Seit meinem Eintritt in den Kreis verlor' ich dich, lange vorher hatt' ich mich ſelbſt vergeſſen.

Ich ſtand in einem Dom. Seine Kuppel war hoch. Unter ihr eine Vertiefung wie ein Grab. Ein großes Kreuz ſchwebte flammend über dem Grabe, und erhellte die untere Wölbung der

Kuppel, die obere war in Nacht gehüllt. Vergebens ſtrebte das Auge ſie durchzublicken, und forſchte umſonſt ob Mauerwerk ſie bedecke, oder der Himmel ſelbſt ihr Baldachin ſey. Um die innere Ründung des Doms lief ein Gang eherner toſcaniſcher Säulen, zum Theil dunkel, zum Theil von rother Glut erhellt, und wie ein marmorfeſter Brand empor ſtrebend. So hab' ich keinen Sterblichen bauen ſehn.

Und ein Einklang von tauſend Stimmen unſichtbarer Sprecher ſtieg feſt und mild und erhaben, als käm' er aus den Säulen, herauf. Gebenedeyet ſey, die da iſt, die da war, die da ſeyn wird! Ihre Wege ſind unerforſchlich, und ihre Gerichte ſind gerecht! Ein heiliger willkührlicher Schauder ergriff mich, ich warf mich auf mein Antlitz zur Erde, meine Seele ward gereinigt wie durch ein Feuerbad, mein Herz voll gutes Muths, meine Lippen beteten in den Chor.

Endlich erhob ich mich wieder, und ging langſam an das Alabaſtergeländer des Grabes, und ſah. Ein Mann, in der erſten Blüthe der Mannheit, ritterlich angethan, bleich und ſchön, fromm und grambewölkt, tapfer und ergeben, ſtand neben einem offenen Sarge. In dem Sarge lag ein Weib, tief verhüllt in weiſſes klöſterliches Gewand, doch zeichnete deſſen Faltenwurf eine vollkommne Bildung. Nur ihr Geſicht war unbedeckt, und die halbe Hand, und die Fülle ihres Haares durchdrang in ſchönen Ringeln den Schleyer. Alles das ſchien Stein, doch trug es den Ausdruck lebendigen Reizes und jener Weichheit, mit welchem die ausſtattende Natur, nur die bräutliche Wange der eben vollbürtigen Jungfrau belegt; die Pygmalions Meiſſel nachzuſchaffen verſagte; um deren flüchtigen Beſitz, der griechiſche Bildner ohne Reue ein ewiges Denkmal hingab, und die unſterblichen Götter um Sterblichkeit flehte.

Der Ritter beugte ſich ſanft und laurend über das Antlitz des Weibes. Seine geſtützte Rechte drängte ſich leiſe zu ihrer

Linken. Er ſeufzte tief, eine langverhaltne Thräne fiel von ihm auf ihr Geſicht, und verſuchte unter ihre Augenlieder zu ſchleichen; die Augenlieder lagen feſt. Der Ritter ergriff die Hand des Weibes; ſie blieb unbeweglich bey ſeinem Druck. Dann richtete er ſich in die Höhe, ſeufzte noch einmal, und ſchüttelte langſam und traurig das Haupt. Jetzt fielen ſeine Blicke auf mich.

Was iſt das, Antonio? Hegen wir ſchlummernde Kräfte, die höhere Weſen zu wecken vermögen? Giebt es für uns ein Ahnden der Zukunft, wie ein Gedächtnis der Vergangenheit? und iſt der Menſch ſolcher Entzückungen fähig, die ihm einen Gebrauch unentwickelter Eigenſchaften verſtatten: wie manche Dinge, die er in ſeinem jetzigen Leben noch nicht erhört hatte, Erinnerungen aus einem vorigen ſcheinen? Niemand ſprach, und ich vernahm keine Worte, aber im Anſchauen ward mir alles deutlich, vergangene Jahrhunderte gingen bey mir vorüber, und Geheimniſſe des Todes wurden offenbar. Was ich davon niederſchreiben kann, will ich verſuchen: ob mir gleich vieles dunkel blieb; vieles meinem Geiſte nur vorſchwebt, zwar fühlbar, doch Worten unausſprechlich; wie Töne des Meiſters, der durch himmliſchen Laut und Einklang, die Seelen der Erde entführt. Vielleicht hilft das Beſtreben mich deutlich zu machen, mir ſelbſt zur Deutlichkeit. Und zu dir wend' ich mich, Antonio, wiewohl ich mein Blatt, daß es dich finde, in den Wind werfen muß. Aber von dir hätt' ich am liebſten Antwort und Erklärung. Mich deucht, du allein könnteſt ſie mir geben.

Es ſey mir erlaubt, den Ritter redend einzuführen. Durch ihn erfuhr ich, was mir bekannt ward: und ich weiß keinen Weg, das und die Darſtellung ſeiner innigſten Empfindungen, kürzer an den Tag zu legen.

Ich bin Hugo, ſo wandt' er ſich zu mir, aus dem Geſchlecht — (das ich ihm nicht nach nenne, weil es mir nicht

ziemt, das geliebteſte und verdienteſte meines Vaterlandes, in etwas zu miſchen, das einem Traum gleicht.) Ich ward unfern der Ufer des Rheins gebohren, als Karl der Große über Deutſchland und Frankreich Geſetze gab. Der Knabe wuchs auf zu Waffen gebildet, doch blieb des Jünglings Ohr nicht taub bey Alkuins Lehren, und mitten im Durſt nach Ruhm, ſchien ihm die Hand einer Jungfrau der ſchönſte Preis künftiger Thaten. Du ſiehſt Bertha von Wildungen, und tadelſt mich darum nicht. Vater und Mutter hatt' ich früh verlohren. Bertha's Vater ward mein Vormund, ihre Mutter die meinige. Eben naht' ich mich der Zeit, wo ich hoffen durfte, die Waffen der Uebung mit kriegeriſchen zu vertauſchen, als Geſandte eines bedrängten Saracenenkönigs aus Spanien kamen, die Klagen ihres Herrn vor dem größten Kaiſer auszuſchütten. In ſeiner Noth hoft' er keine Rettung als von ihm: ſich und ſein Volk gelobt' er, zum Dank der Hülfe, dem Gotte der Chriſten. Karl ſäumte nicht, das Heil der Seelen zu ſuchen. Er bot ſeine Helden auf ihm zu folgen. An ihrer Spitze ſtand Roland, auch mein Pflegevater Wildungen zog mit, und ſein Sohn Franz, der, als Rolands Waffenzögling, die erſten Sporen verdienen ſollte. Mich verurtheilte meine Jugend zu Hauſe zu bleiben. Der Kern unſers Heeres ſäumte lange im fernen Zuge. Wir hörten keine Botſchaft von Gottes Streitern, und Adelheit von Wildungen lebte in verſchloßnem Gram. Ihre Tochter und ich ſuchten ſie zu tröſten. Sie lohnt' uns durch Anerkennung unſrer Liebe. Unterdeſſen wuchs den Sachſen der Muth. Die ſich Chriſten nannten, waren Heiden im Herzen. Zweifelnd an des Kaiſers Rückkehr, zweifelten ſie nicht länger ihren Götzen wieder Altäre zu errichten, Karls Markgrafen zu verjagen, und den Krieg den wir zu ihnen gebracht hatten, uns wieder zu geben. Wer Waffen tragen konnte warf ſich ihnen entgegen. Ich ſaß gleichfalls auf. Bertha weinte, Adelheit ſprach Worte des Muths. Sie führte

mich und ihre Tochter auf ein ſtilles tannenbedecktes Plätzchen, an der Kapelle ihres Hauſes. Dieſe, ſprach ſie, verlob' ich dir vor dem Angeſicht Gottes. Vater und Bruder ſind fern. Die Mutter neigt ſich zum Grabe. Ehe du wieder kehrſt, bin ich nicht mehr. Aber dein ſoll ſie harren unter frommen Jungfrauen, und dich aufnehmen und pflegen, dein gutes Weib. Der Vater wird ſie dir nicht verſagen. Der Bruder, wenn er lebt, lebt doppelt durch dich. Wer deines Stammes iſt, hat nie vergebens gefreyt. Sollten aber Mißgeſchicke, die ich nicht befahre, ſich zwiſchen euch ſtellen, ſo nimm deinen Rath nicht vom kochenden Blut deiner Adern. Merke wohl, was ich dir ſage. Hier werf' ich mich alle Morgen und Abend nieder in ſtillem Gebet, hier red' ich ungelernte Worte, wie ein Kind zu ſeinem Vater; und bin nie ohne Troſt, oft mit Freudigkeit von hinnen gegangen. Unter dieſen Tannen, deren ſchirmendes Obdach Regen und Schnee von mir wendet, will ich deiner gedenken, und mit den Himmliſchen über dich zu Rath gehn. Dieſe geweihte Erde, koſtbaren, von heiligen Pilgern aus Jeruſalem überbrachten Sandes, die der Thau verſchont, und die Güſſe der Wolken nicht hinwegſpülen, auf der ich knie weil ich lebe, deckt nach dem Leben meinen Staub. Du kannſt dieſe Stäte nicht vergeſſen. Suche ſie, wenn menſchliche Hülfe dir fehl ſchlägt. Gott der Herr iſt überall, wir ſeine Diener ſind in enge Gränzen beſchränkt. Weilt noch ein Gedächtniß um die Todten; iſt das Maas ihrer Sünden nicht zu groß, etwas auſſer ihrer Buße zu denken; darf die Liebe der Heimgegangenen ſich Zurückgebliebener erbarmen; ſo beſpricht ſich hier mein Geiſt mit dem deinen, und wird dir eingeben was du thun ſollſt. Iſt es mir aber nicht vergönnt, dann hört dich der, der aller Bedrängten Seufzer von allen Enden hört, von dem Stärke kommt zu tragen was er auflegt, der mir Stärke giebt von dir zu ſcheiden, der ſey dir gnädig! Jetzt leb' wohl, mein Sohn! Bertha,

Digitized by Google

umarme deinen Verlobten zum erſtenmal! Wir umarmten uns, wir knieten nieder, wir beteten ſchluchzend ein Vaterunſer auf der geweihten Stäte. Bertha lehnte ſich traurend an ihre Mutter, Adelheit ſegnete mich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, ich ging ſprachlos zu meinen Knechten.

Die Sachſen waren weit vorgedrungen, wir trieben ſie langſam und oft mit zweifelhaftem Kampf zurück. Endlich ſiegten wir, aber faſt zwey Jahre verſtrichen im Kriege, und ich erfuhr keine Nachricht von Hauſe. Meine Leute waren mir zur Seite erſchlagen, ich ſelbſt mehr als einmal verwundet, zuletzt ward es Friede, und jeder kehrte, wie er konnte, in ſeine Heimath. So ritt ich in der Abenddämmerung einſam, beunruhigt und traurig einem Scheidewege entgegen, ungewiß und unbekümmert welche Straße ich einſchlagen ſollte, deren Wahl ich meinem Roß überließ; als es ſcheu zur Seite ſprang, und mich veranlaßte mein geſenktes Haupt zu erheben. Ein Mann ſtand vor mir, auf ſächſiſche Weiſe bekleidet; ſeine Rechte hielt ein Beil zur Erde nieder. Ich ſah Unterwürfigkeit und ein Anliegen auf ſeinem Geſicht. Edler Herr, ſo fragt er mich, ihr ſeyd allein und des Weges unkundig, braucht ihr keinen Diener? Wer biſt du, Sachſe? war meine Gegenrede. Warum wendeſt du dich an mich? Weil ich euch kenne, antwortete er, ihr ſeyd Hugo von ...... Durch euch verlor ich meinen Herrn, und möchte gern keinem geringeren gehören, als dem, der ſeiner Herr ward. Entſinnt ihr euch noch des Tages, da ihr mit wenigen aus dem Vortrab des fränkiſchen Heeres, euch einem Gebüſche des Harzwaldes nähertet, es zu erkunden. Wittekinds Vetter, auf einem ſtolzen Rappen, von edlen Sachſen begleitet, ſprengte gegen euch an. Er ſchwenkte ſich, da er nahe kam, mit ſeinem Geſchwader, um euch lebendig zu fahen. Ihr warft eure Streitaxt gegen ihn, die Schneide durchſchnitt die Gelenke ſeines Halſes, er ſtürzte, ſein Gefolge trug den Todten zurück, ich nahm das Beil aus

ſeiner Todeswunde, und trag' es noch. Seit der Zeit ſucht' ich euch im Gefecht, und hätte mein Ende gefunden, wenn ihr des Ueberwundenen nicht zu ſchonen wüßtet. Aber der Sieger vergißt, und des Beſiegten Erkenntlichkeit darf ſeine Pflicht nicht zur Tugend aufwerfen. Meine einzige Empfehlung ſey euer Bedürfnis. — Dies Bedürfnis war gegründet, er ſchien ſtark und geſund, vollkommen wohl gebildet, bis auf eine leichte Krümmung der Beine, gewand und verſtändig. So ein Menſch war mir in der That irgendwo vorgekommen. Ich bewilligte ſein Begehren. Reinhard, ſo hieß er, machte ſich im nächſten Nachtlager beritten, und war von dieſem Augenblick mein Begleiter. Ich ſprach mit ihm, es lag Sinn in ſeinen Antworten, doch fiel keine vorlaut oder zudringlich: ich fühlte wohl, daß er um einen Fürſten geweſen ſey. So macht' ich ihn zu meinem Vertrauten, weil ein Herz ohne Vorwurf ſeinen Feind dazu machen kann, und er ſelbſt, immer offen und theilnehmend, nie neugierig oder forſchend ſich zeigte. Dazu war er ein trefflicher Führer, denn er hatte im Gefolge einer ſächſiſchen Geſandſchaft, weit und breit Weg und Steg durchſtreift, und vergaß nichts, was er einmal ſich merkte. Wir naheten uns dem Kaiſerlichen Hoflager. Karl war zurückgekommen, geſchmückt mit Ehre und Siegen, aber empfindlich gekränkt durch den Verluſt der edelſten ſeines Heers, der auch mir zu langem Kummer geworden iſt. Der Mainzer Verräther, ſein Name werde unter ehrlichen Leuten nicht genannt, dem es oft gelang, durch giftige Reden, das Gemüth ſeines Kaiſerlichen Gebieters gegen ſeine Getreueſten einzunehmen, glaubte endlich, ſtolz auf den Beiſtand der Mauren, die in unzählbaren Schwärmen von Afrika herüber gekommen waren, ihn mit offenbarer Feindſchaft vertilgen zu können. Seine Leute machten das Hintertreffen des chriſtlichen Heers: wann wären die Mainzer vorangeſtanden? Er hatte mit den Saracenen Frieden vermittelt, der ihnen freyen Abzug verſtattete. Die Franken ſchmauſten arglos und ſicher, zur Feyer des Bündniſſes. Da brach der Heiden Schaar

auf ſie ein, und die treuloſen Mainzer vereinigten ſich ſie zu umzingeln. Der graue Karl ſtand unter ſeinen Helden, im Getümmel der Schlacht, wie ein hoher eisbedeckter Fels, von Gewittern umlagert. Niemand war geharniſcht, jeder ergriff ein Wehr, das manche Hand erſt von ihrem Feinde erbeuten muſte. Ihr dürft nicht vorwärts, ſprach Roland die Seele des Raths, ihr müßt dem deutſchen Vaterlande, der chriſtlichen Welt euch erhalten. Rettet den Beſtand eures Heeres, das euch nicht zu ungewiſſer Schlachtbank vertraut ward, durch einen glorreichen Rückzug. Rächt eure Ritter, die hier fallen müſſen, damit viel Chriſten am Leben bleiben, durch einen beſſer geordneten Anfall. Karl zögerte, aber die Häupter ſeiner Streiter waren alle Rolands Meinung, und Rainald von Montauban brachte der Wahrheit das große Opfer dar, ein minder glänzendes Verdienſt zu übernehmen, und ſchlechtbewehrter Tapferkeit den Weg zu rühmlicher Erhaltung zu bahnen. Den engen Paß, durch den die Weichenden entkamen, behaupteten Roland und Richard und Maugis, und der Britte Edelwolf, den die Welſchen Aſtolfo nennen, und wenig Auserwählte. Unter ihnen der junge Wildungen, der alte focht ſtets an der Seite ſeines Kaiſerlichen Herrn. Noch kam, mit heruntergelaſſenem Viſir, ein ſchlanker ſtattlicher Ritter, in weißer goldbeſchienter Rüſtung, auf einem ſchneeweißen goldbehuften Zelter, einen goldnen Speer in der Rechten, von einem wolkenumlagerten Kloſter herab, den Helden des Bundes zu Hülfe. Er ſchien der Göttlichen einer. Ganze Reihen ſtampfte ſein Roß in den Staub, wer ihm entfloh den ſtürzte die Lanze danieder. Durandarte flammte wie Blitze des Himmels, Rolands Gefährten ſchienen ſtark wie Roland zu ſeyn. So wichen zwar die Feinde, aber ihrer tauſende hatten einen bekämpft, und unter tauſend Pfeilen traf doch einer die unbedeckte Bruſt. Richard und Maugis, und Edelwolf lagen in ihrem Blut, Franz von Wildungen war in Ohnmacht verſunken. Der Graf von Anglante und der weiße Ritter blieben allein von Chriſten übrig, und glaubten

Digitized by Google

eben Zeit zu gewinnen mit einander zu reden, als rechts und links zwey Geſchwader, mit friſcher Kraft, auf ſie losſtürmten. Ferrau mit den ſtolzeſten Saracenen ritt an der Spitze des einen: den tückiſchen Mainzer hatten ſeine verzweifelnden Mannen gezwungen, ſie zum letzten alles wagenden Verſuche zu führen. Dieſen wandte ſich der weiße Ritter entgegen, der römiſche Senator nahm jene auf ſich. Beym erſten Lanzenſtoß fuhr der Mainzer aus dem Sattel, ſein Gefolge kämpfte lange, und blieb mehrentheils auf den Platz. Wenige entkamen, keiner überlebte ſeine Wunden. Sterbend beſchwor der Maizer den Ueberwinder, ſeine letzte Beichte zu hören. Der Sieger beugte ſich erbarmungsvoll, löſte, daß er ihn vernehme, die Schienen ſeines Helms, und lockigtes Haar fiel die ſchönen Schultern herab. Da erblickte der Mainzer das ihm lange verhaßte Geſicht, und die Teufel, in deren Klauen ſeine Seele war, rüſteten ihn mit Kraft, dem Halſe, deſſen der Sonne Strahlen ſchonten, die Todeswunde zu ſchlagen. Eben wandte ſich Roland im Gefecht, und ſah den Ritter fallen. Seine Wuth verdoppelte ſich, die Heiden fielen oder flohn. Ferrau der unverwundbare ſtand allein. Da warf Roland ſein Schwerdt von ſich, daß es zerſchellte, ſchlug mit einem Schlage ſeiner nervigten Fauſt die Hirnſchale des feindlichen Roſſes ein, umklammerte den Gottesläugner mit gewaltigen Armen, und erdrückt' ihn an ſeinem Buſen. Dann warf er ihn zwiſchen zwey Brücken nieder, und eilte zu ſeinem Bundesgenoſſen. Seinem vollen Herzen ahndet' er lange, jetzt erkannt' er Bradamante. Nach Rogers Meuchelmorde übertrug die junge Wittwe des Reichs Verwaltung weiſen Männern, und begab ſich auf den Gebirgen die Ronceval überſchatten, zu einem heimlich von ihr dort errichteten Kloſter, im Gebet für den Abgeſchiedenen zu leben, und im Sehnen nach ihm. Dem Himmel gefiel es ſie zu erhören, und das Weib, des ewigen Lebens würdig, den heiligſten der Tode finden zu laſſen. Am Morgen dieſes Tages kam Meliſſe zu ihr, und bracht' ihr die Rüſtung, den unveralteten Frontin, und die

lange verſenkt geweſene Lanze. Mich ſendet Merlin, ſo ſprach ſie, deine Gebete erwerben dir Thaten. Es ſind die ſchönſten, die letzten. Dich ſegnet dein Volk. Unten im Thal findeſt du Vetter und Brüder. Morgen ſollſt du mit ihnen im Paradieſe ſeyn! Roland blickte um ſich. Er ſah die vornehmſten der Feinde erſchlagen, ihren Troß entflohn. Aber die ſeinem Herzen die nächſten waren, ſchliefen den Todesſchlaf, und Bradamante's verklärtes Antlitz ſprach aus jedem ihrer Züge: es iſt ſo beſſer! Auch Durandarte's Trümmer mahnten ihn, er habe genug gelebt. So nahm er das Hüfthorn von den Schultern Edelwolfs, des lieblichen Jägers, und blies zweymal hinein, ſeinem Volk ein Siegeszeichen zu geben. Das drittemal blies er, und zerſprengte das Horn, und die Gefäße ſeiner Bruſt. So ſank er lebensſatt und ruheverdienend, am Ende eines großen Tagewerks, durch ſich ſelbſt. Andre ſagen: ein Chor der Himmliſchen, das die Seelen der Streiter Gottes aufzunehmen kam, habe auf ſein Gebet, die ſeinige von ihrer irrdiſchen Hülle erlöſt. Soviel iſt gewiß, fromme Seher erblickten in ihren Entzückungen Bradamante und ihn im Himmel. Seelen, rein wie dieſe, bedurften keiner weiteren Läuterung.

Die Heiden vernahmen das wohlbekannte Horn, und verbargen ſich in die innerſten Klüfte ferner Gebirge. Die Chriſten hörten den Laut, und entbrannten in Liebe für ihre Helden. Rainald hatte ſo lange nicht geſäumt das Heer zu retten, und wieder zurück zu ſeinen Brüdern zu eilen. Er kam ſeines Vetters Augen zu ſchließen. Er ſah die Sproſſen des Hauſes Montauban vom Sturm zerſchlagen. Groß war ſein Schmerz, größer der ihn trug. Er erlaubte ſeinem Herzen nicht eher zu brechen, bis in Spanien alles gethan, und Kaiſer und Heer wieder in Deutſchland war. Als aber in Wildungens Ohren das Horn ertönte, da bangte den Vater, Kaiſer und Volk ſtanden ſicher, um das Leben des einzigen Sohns. Zum Löſegeld dafür, gelobt' er ſeine Tochter dem Himmel zur Braut. Franz ſchien ſo tod wie ſeine Genoſſen, doch wich endlich ſein Schlummer dem Balſam der Aerzte, und ſeine

Digitized by Google

Wunden vernarbten nach und nach. Sie kehrten nach Hauſe. Adelheit war geſtorben. Bertha unter frommen Jungfrauen. Vater und Bruder umarmten ſie mit Thränen, aber jener war ſeines Gelübdes eingedenk, und wenig fehlte zu ihrer Einkleidung, als ich ankam. Das alles erzählte mir Wildungen feſt und traurig. Keinen Freyer würd' ich dir vorgezogen haben, fügt' er hinzu, dem Himmel vermag ich nicht einzugreifen. Du biſt mein Bruder, ſprach Franz, und kannſt nicht wollen, daß wir unſre Seelen verderben. Ich ging an die Grabesſtätte der Mutter. Reinhard der mir überall folgte, blieb auſſerhalb des geweihten Umkreiſes. Ich wollte beten und haderte. Eine geheime Stimme ſprach zu meinem Herzen. Sie iſt dein. Recht wird durch Wahrheit erhalten. Wag' alles, rede, handle, und lüge nicht. Ich verließ den Hain des Grabes. Ich begab mich zum Kloſter meiner Geliebten, ſein Eingang ward mir verſagt. Zwey Tage noch, und Bertha nahm den heiligen Schleyer. Umſonſt ſucht' ich Hülfe bey meinen Bekannten. Sie bedienten ſich nur meines Unwillens, und des Entſchluſſes nicht länger unter ihnen zu bleiben, mir die Güter, von deren Verwaltung Wildungen durch meine Volljährigkeit befreyt ward, um einen geringen Preis abzuſchwatzen, den ich, ſie verachtend, mir gefallen ließ. Mein Muth war dahin, mein Gedächtniß erloſchen, meine Vernunft ſchwieg, meine Begierden ſprachen laut. Ich ſollte reden wo niemand aufmerkte, handeln und ſtand allein wider alle, nicht lügen und die Wahrheit fand keinen Platz. Da ſann Reinhard auf Liſt. Vor allen, ſagt' er, müßt ihr Bertha ſehn. Hier ſind Mönchskleider für uns beide. Hier iſt ein Brief, als ſende der alte Wildungen der Tochter ſeinen Beichtiger. Ich begleit' euch. Was ſcheint der verzweifelnden Leidenſchaft unerlaubt? Ich folgte ſeinem Anſchlage, und ward in Bertha's Zimmer gelaſſen. Schmerz und Schrecken lähmten unſre Zungen. Wir hatten nichts als Thränen. Morgen war der Tag der Einkleidung. Morgen, ſprach ich endlich im Entſchluß der Verzweiflung,

durchbrech' ich die Reihen der Knienden, im Tempel Gottes wird man mich doch zulaſſen? trete neben dir am Altar, und erkläre dich laut, vor dem Angeſicht des Himmels und der Menſchen, für meine Gattinn. Bertha zitterte und ſchwieg. Reinhard ſchüttelte den Kopf. Man wird euch ſagen, ihr mögtet dem Herrn an einer Stäte dienen, wo ihr keine Unruh veranlaßtet; man wird euch fortſchicken, und gelingt es euch durchzudringen, ſo findet ihr prieſterlichen Bannſtrahl ſtatt Segen der Ehe. Wie viel Hinderniſſe mögen ſich, zwiſchen dem Entwurf einer ſolchen That und ihrer Ausführung, ſtellen? Ueberwindet ihr ſie alle, und erliegen Bertha's Sinne nicht, unter einer ſo heftigen Erſchütterung, ſo werdet ihr beide ergriffen, und in Kerker geworfen, wo der Tod, der denen die ihm rufen ſpät erſcheint, wenn er endlich kommt, euch nicht einmal beyſammen antrift, noch dem Ueberlebenden den Troſt vergönnt, die Augen des Befreyten zuzudrücken. Bertha weinte, ihr Gefühl beſtätigte Reinhards Vorſtellungen. Du kannſt tadeln, ſprach ich, kannſt du beſſer rathen? Er verneigte ſich bejahend. Das iſt kein Wunder, denn meine Ergebenheit gegen euch erhöht nur was ich von Beſinnung aufzubieten weiß, und wird von keiner Leidenſchaft beſtürmt. Ich rieth euch nicht umſonſt, eure ganze Habe in guten Goldſtücken mitzunehmen. Mein Blick hat die Gelegenheit des Kloſters und der Gegend durchſpäht. Wenn ich in der Kirche bin, von der ein unbewachter Gang in das Kloſter führt, find' ich ſicherlich ein Mittel mich herauszulaſſen, und euch eine Bahn zu leiten, auf der ihr Bertha entführen könnt. — Wie gelangſt du aber in die Kirche? Sie iſt verſchloſſen. — Heute. Morgen während der Feyerlichkeit, ſchleich' ich, den niemand kennt, als Landmann verkleidet durch, verſtecke mich unter irgend ein Betpult, und laſſe mich einſchließen. — Morgen? während der Feyerlichkeit? du biſt wahnſinniger als ich! Dann gelobte ſich Bertha meinem Gott! Kann ich ſie dem entführen? — Ent-

führt er ſie euch? der Herzen und Nieren erforſcht, wird er erzwungene Worte von ſtammelnden Lippen misbrauchen? — Du läſterſt ſeine Gebote! — Ihr läſtert ſeine Gerechtigkeit. — Wir ſchwiegen. Der Seiger erinnerte uns, daß ſchon eine Stunde vergangen ſey. Wir durften nicht länger ſäumen. Böſes Gewiſſen fürchtet verdienten Argwohn. Bertha ſah mich an, hingegeben in die Entſcheidung des geliebten Mannes. Ach! den erſten Schritt der Sünde hatt' ich gethan, wer that ihn, und widerſtand dem zweiten? Doch ſprach mein Gewiſſen, und Scham vor ihm, ließ meine Einwilligung in Reinhards Vorſchlag nicht laut werden. Kannſt du nicht heute in die Kirche ſchleichen? fragt' ich endlich, um mich ihm mit Ehren zu nähern. — Ich kann nichts unmögliches. — Er blieb ſtumm. Unwillig über den Trotz dieſes Verſtummens, rief ich: Wer bürgt dafür, daß es dir morgen möglich ſey, dein Verſprechen zu erfüllen? — Mein Leben. — Das Leben eines Knechtes! — Meine Seligkeit, ſprach er ſchaudernd. — Die Seligkeit eines Sachſ . . . Seit du bey mir biſt, hab' ich dich in keinem Gotteshauſe geſehn, niemals betend bemerkt, keinen Heiligen von dir anrufen hören. Wie durch Eingebung fuhr ich fort: wer biſt du? was glaubſt du? — Ich bin euer Knecht, und lebe für euch. Das kann ich nie vergeſſen. Jeder von uns glaubt, nach dem Maas ſeiner Begriffe, das bey keinem das nemliche iſt, und jeder wird ſeines Glaubens leben. Aber, verzeiht mir, unſer Daſeyn und unſre Seligkeit liegen uns allen gleich nahe am Herzen, Herren oder Knechten, Franken oder Sachſen. Und ich fürchte Gott. Das ſagt' er zitternd und entfärbte ſich. Es that meinem Herzen weh, ihn beleidigt zu haben. Konnt' ich Bertha ſehn, ohne Mitleid von ihr zu lernen? Ich nahm ihn bey der Hand, mit dieſem Druck gingen ſeine Entſchlüſſe in meine Seele über. Die Bürgſchaft gelte, ſagt' ich. Es muß ſo ſeyn! Bertha ſeufzte, und ſeufzend ſprach ſie: meine Mutter vermählte mich dir. Das Weib ſoll Vater und Bruder verlaſſen, und ihrem Manne

Digitized by Google

anhangen. So begab' ich mich fort. Es war hohe Zeit. Denn ſchon bemerkt' ich, an den forſchenden Geſichtern der Kloſterleute, beym Abſchiede, daß ihnen der Beſuch zu lang geſchienen habe. Wir gingen eine weite Strecke, ohne zu reden, neben einander fort. Im Buſch fanden wir unſre Pferde, entledigten uns der Verkleidung, und ritten in eine Mühle, einige Stunden entfernt, zum Nachtlager von Reinhard beſchafft. Der Müller war häßlich und geſprächig. Sein Geſchwätz, dem ich um der Gaſtfreundſchaft willen nicht Einhalt thun durfte, unterdrückte jeden Gedanken in mir. Er verließ mich ſpät in der Nacht, ich war bis zur Sinnloſigkeit zerſtreut, und verfiel endlich in einen bleyernen, langwierigen Schlaf. Denn da ich es für frühe Morgendämmerung hielt, als mich Reinhard mit ſtarkem Rütteln erweckte, war die Nacht des andern Tages bereits angebrochen, und er meldete mir, die Pferde ſeyen geſattelt, die Stunde des Fortrittes da. Biſt du denn in der Kirche geweſen? fragt' ich. Ja, war ſeine Antwort, die Thür zu Bertha's Zelle ſteht offen. Fort! fort! Sie verſchmachtet in ängſtlichem Harren. Wir trabten raſch von dannen, als eine weibliche Stimme im Dickigt um Hülfe rief. Ich eilte zu ihr, wiewohl mich Reinhard beſchwor, dieſe Zeit nicht zu verlieren. Es war ein junges Paar, das durch die Nacht zu ſeiner morgenden Verlobung ging. Räuber hatten den Mann gebunden, und führten die Jungfrau mit ſich fort. Ich entriß ihnen die Braut, tödtete die Entführer, und befreyte den Bräutigam. Mir folgte der Segen der Geretteten. Als wir dem Ort unſrer Beſtimmung nahe waren, banden wir unſre Pferde feſt. Stürme heulten durch die finſtre Nacht. Reinhard zündete eine Pechfackel an, ſie flammte wild über ihn, bey ihrem Schimmer bemerkt' ich, daß er in einen ſchwarzen Kittel gekleidet ſey. Bald fanden wir uns an einem breiten toſenden Waldſtrom, der aus ſeinen Ufern getreten war, und um die Mauer des Kloſters brauſte. Ein Stück dieſer Mauer ragte wie ein Damm hervor, ihre ſchmale gefährliche Spitze mußt' ich überklimmen, Reinhard ging vor mir her.

Digitized by Google

Jetzt ſtand ich vor einem Kirchenfenſter, Reinhard bot ſeine Hand mir hinauf zu helfen, der Fuß glitt ihm aus, er ſtürzte über Kopf in die Wogen, ziſchend erloſch die Fackel darin, umſonſt haſcht' ich nach ihm. Wütend tobten die Wellen gegen die Mauer, und netzten meinen Fuß. Da fand ich mich, nach langem fruchtloſen Streben jenen zu retten, wie von unſichtbaren Händen geſchoben, an der innern Seite des Fenſters. Es war hinter einem Altar. Um den tappt' ich herum, und wagte nicht hinauf zu blicken. Doch mißbraucht' ich den ſchwachen Schein einer Lampe zu ſeinen Füßen, mir in den Kreuzgang zu leuchten. Die Thür ſtand offen, wie mir Reinhard verſprochen hatte, ſo auch Bertha's Zelle, der Schimmer ihres Lichts zeigte ſie mir an. Was hab' ich gethan? ſprach ſie bänglich. Was thu' ich jetzt? Ich ſah ſie, und empfand nur Begehren der Liebe. Vor ihrem Anblick verſtummte jedes andre Bewußtſeyn. Ich umſchlang ſie, und führte ſie ſanft durch den ſchmalen Gang in die Kirche. Wir gingen grade gegen den Altar. An ſeinen Stufen ſank ſie in Ohnmacht. Seine Lampe drohte zu erlöſchen. Ich wollte ſie ergreifen, das heilige Bild fiel mir in die Augen. Ein Gleichniß der Mutter Gottes. Es ſchien zu leben, es blickte mich traurig an. Dieſe liebende Geſtalt hatte mich nie vergebens gewarnt, ſie war Adelheits von Wildungen. Aber Bertha zuckte in meinen Armen. Sie ſchlug ihre Augen wieder auf, Hülfe bey den meinigen zu ſuchen, ihre Wangen brannten an meiner Bruſt, ich vergaß der Mutter um die Tochter, ich drückte Muth auf ihre Lippen. Indem beginnt Mitternacht zu ſchlagen. Ein Getöſe von wilden Stimmen und Glocken, ein Geräuſch und Getümmel von Weibergeſchrey und Männerbrüllen durchdringt mein Ohr. Plötzlich wird die Kirche von hundert Fackeln erleuchtet, ein bewehrter Haufen ſtürmt hervor. Bertha ſchlingt ihre Arme um mich, und ſchmiegt ſich an meinen Buſen. Ich bin umringt. Waffen klirren über meinem Haupt, Wuth ſpricht

Digitized by Google

ſpricht aus allen Geſichtern, ich erkenne die Bildungen, zur Raſche gerüſtet, ich erkenne Reinhard als Führer, die Pechfackel in der Hand. Schon ergreift er Bertha ſie mir zu entreiſſen, als mein Schwerdt ihn durchbort. Da blecken die Verfolger gräßliche Zähne, ſtrecken ungeheure Zungen aus, zum Spott über mich, teufliſches Hohngelächter durchhallt die Wölbungen des Tempels, das hölliſche Gaukelſpiel verſchwindet, alles wird dunkel wie zuvor. Bertha's heiſſes Blut trieft am Griff meines Schwerdtes mir über die Hand, der Seiger vollbringt die Stunde, und die ſterbende Lampe flammt zum letztenmal auf, mich als Mörder meines Weibes zu zeigen. Seitdem ſind Jahrhunderte verfloſſen, aber dieſer Wurm iſt nicht geſtorben, dieſes Feuer iſt nicht verlöſcht.

Nichts ſollte ganz verwerflich ſeyn, nicht einmal die Verzweiflung. Wer ſeiner gar nicht achtet, kann noch für andre denken. Meine Verdammnis fühlt' ich in jeder Ader. Bertha's Leben hatt' ich vernichtet. War es die Heiligkeit der von mir entweihten Stäte, war es meine allumfaſſende Liebe zu ihr, die meine Sinne aus ihrer Betäubung riß, um nachzudenken, was ich thun könne, zum Heil ihrer Seele? Wo ich war, durfte ſie nicht bleiebn, dort hätte man ihr chriſtliches Begräbniß verſagt, und keine Gebete für die Banngetroffene geſprochen. Gottes Statthalter trägt die Schlüſſel des Himmelreichs. Der treue Schäfer kennt am beſten die Bedürfniſſe ſeiner Heerde. Ihnen zuvor zu kommen ſammelt er ſorgfältig, wo er vermag, und verſchmäht zuweilen nicht, reuige Uebertreter ihre Fehler ſchon auf Erden abbüßen zu laſſen; oder für Abgeſchiedene die Prüfung des Fegfeuers zu verkürzen: wenn ihre Vorſprecher mit Darbringung von Schätzen beweiſen, daß ihnen die Gnade des Himmels wirklich theuer ſey, und ihm durch Sündengeld Gelegenheit geben, die Noth der Frommen zu lindern. An ihn wollt' ich mich wenden. Der Erde Güter reichten nicht hin, den Entführer loszukaufen: für die Entführte, der That erlegne, mogte

mein Vermögen genügen. Wenigſtens ward der Verſuch mir zur Pflicht. Ich raſte mich auf, und trug Bertha auf meinen Armen durch das Fenſter. Schon war ich der Dunkelheit gewohnt, und erkannte die Gegenſtände vor mir. Da war keine gefährliche Mauer zu überſchreiten, kein Waldſtrom brauſte unter meinen Füßen, ich ging einen ebenen Pfad bis an den Baum, wo kein Pferd ſtand als das meinige. Ich beſtieg es, hielt meine theure Laſt vor mir, und ritt Wald ein. Da ich an die Stäte kam, wo die Mühle geſtanden hatte, war ſie fort, und an ihrer Stelle ein Kreuzweg. Ihn zu bereiten, wagt' ich nicht. Sachſen und Müller! Müſſen ſich die Teufel ihre Verkleidung ſo leicht machen? dacht' ich bey mir ſelbſt, wandte mich rechts, und befahl meine fromme Abſicht dem Schutzengel Bertha's. Der Morgen graute. Mein wackres Roß ſchnob durch die Enge eines waldigten Hohlweges. Ein Knabe lag queer darüber. Mit Mühe hielt ich den Hengſt zurück, und rief dem Burſchen ſich aufzurichten. Er ſchien ſo viel Kraft nicht zu beſitzen. Ich ſtieg vom Pferde und hob ihn in die Höhe. Er war mir nicht ganz fremd. Ich fragte, was ihn hieher bringe? Er winkte mit der Hand, den Weg hinunter. Sein Leben war ſchwach. Ich ſtand einen Augenblick an, wo ich Schutz für Bertha's Leichnam finden könnte, und entdeckte eine Höle in der Mitte der Felſenwand. Dahin barg ich ſie, belegt mit Blättern und Moos. Des Knaben Augen ſchloſſen ſich wieder, ich ſetzt' ihn auf meinen Gaul, und leitete beyde den Hügel hinab. Unfern ſeines Hanges ſaßen ein Mann, ein Weib und ein Mädchen, zerlumpt, bereift, hohläugig, Bilder des Hungers. Wer ſeyd ihr? fragt' ich. Gehört dieſer Knabe zu euch? Ich ſchob meinen Hut zurück. Der Mann ſtürzte vor mir nieder. Gottes Gerechtigkeit! rief er. Gottes Barmherzigkeit! war meine Antwort. Amen! ſagte der Mann, und winkte ſeiner Frau und ſeinen Kindern, den Saum meines Mantels zu küſſen. Uns geſchehe wie ihr

Digitized by Google

geredet habt. Das geſcheh' uns allen, erwiedert' ich. Aber was weilt ihr hier? was ſetzt ihr euer Alter und dieſe Jugend dem nächtlichen Froſt, und dem unfreundlichen Morgen aus? Der Knabe iſt ſchon halb geſtorben. Jenſeit dieſer Bäume ſteht ein Haus. — Wir klopften geſtern Abends vergebens an ſeine Thür, antwortete der Mann. Es bleibt dem Mangel verſchloſſen. — Kommt mit mir. Hier iſt Gold. Man wird uns aufmachen. — Nein, ich kann nicht! Ich darf von euch nichts annehmen, geſtrenger Herr! rief der Arme. Ihr wißt nicht was ihr thut! Mutter und Tochter benetzten meine Hand mit ihren Zähren. Alle folgten mir. Wir ſtanden vor dem Hauſe. Es öfnete ſich meinem Ruf. Ich warf den Bewohnern ein Geldſtück zu, und empfahl ihnen, die Wanderer zu laben. Man brachte Brod, Wein und Milch. Kaum vermogten die Verſchmachteten Nahrung zu empfangen. Bald ſorgte die Mutter, daß ihre etwas geſtärkten Kinder ſich nicht übernähmen. Der Mann genoß wenig, und gleichſam wider Willen. Thränen netzten ſein Brod, und fielen bitter in ſeinen Kelch. Er blickte unverwand auf mich. Es muß heraus, ſagt' er endlich. Gegen euch hab' ich geſündigt, euch gebührt meine Beichte. So ſeht mich doch recht an. — Ich ſoll dich kennen. — Ich bin Paul, eures Vaters alter Diener. Warum blieb ich ſeinem Sohn nicht gewärtig? Erinnert ihr euch nicht, daß noch keine Woche vergangen iſt, da ihr von euren Verwaltern die Angabe eures Güterbeſtandes begehrtet? Ich war der oberſte unter ihnen. Die Ausfertigung der ganzen Ueberſicht fiel mir zu. Anaſtaſio, der lombardiſche Wucherer, den euer ſächſiſcher Knecht einführte, that mir große Verſprechungen, wenn ich ein Drittel des Werths verſchweigen wollte. Eure Gleichgültigkeit, und die Ausſicht mich bey meinem künftigen Gebieter gut zu betten, ließen ihn Eingang bey mir finden. Aber Untreu ſchlägt ihren eignen Herrn. Kaum war der Handel zwiſchen euch beiden richtig, und ihr fort daß nie-

mand wuſte wohin, ſo warf der Verführer, mich mein Weib und meine Kinder aus dem Hauſe, und ſetzte einen welſchen Kerl an meine Stelle. Ich hatte weder Brief noch Zeugen gegen ihn. Meine Armuth und mein böſes Gewiſſen verboten mir zu klagen. Wir bettelten. Unſre ehemaligen Genoſſen und Nachbarn ſpien uns an. Wir irrten auf der Landſtraße umher. Es iſt Winter, niemand bearbeitet den Acker. Wald und Feld haben weder Wurzeln noch Kräuter. Ein Obdach koſtet Geld. Tagelöhner werden jetzt nicht gedungen. Dieſe ſterben unſchuldig, ich leide verdienten Tod.

Gehſt du ſo ſchnell ins Gericht, o Vater, mit deinen Kindern? Findet ein einziger Fehltritt keine Vergebung? Strafſt du des Mannes Sünde an Weib und Tochter und Sohn? Ich bin ja ſelber der Anlaß ſeines Verbrechens. Meine Fahrläſſigkeit hat ihn zur Habgier verblendet. Ach! mein Schuldregiſter iſt weniger kurz gefaßt! Es iſt dein Eigenthum, Bertha, was ich angreifen muß, dieſe zu retten. Sollt' es dir die Seligkeit verkümmern können, daß ich einen Theil deiner Ablaßſumme zu frommer Großmuth verwende? Das Ganze wird ja vom heiligen Verweſer dazu beſtimmt. Er verzeiht mir ſicherlich, daß ich ihm vorgreife!

Ich ſprach mit den Bewohnern des Hauſes, wo wir uns befanden. Sie waren nicht ſo hart, als Pauls Menſchenfurcht ſie geahndet hatte. Am Abend vorher hielten ſie ihre Thür verſchloſſen, weil ſie herumſtreifendem Geſindel in einſamer Gegend nicht trauten. Hände zur Arbeit, Hausgenoſſen zur Sicherheit, waren ihnen willkommen. Ein mäßiger Preis für die erſte Einrichtung reichte hin, dem Verwalter meines Vaters und ſeiner Familie, Beſchäftigung und Auskommen zu verſichern. Er hatte ein dreyfaches Band das ihn an das Leben hielt, er konnte dulden und hoffen; doch wich die Reue auf ſeinem Geſicht der Freude nicht. Aber Dankbarkeit füllte es ganz, als ich nach bald vollbrachter Verhandlung, mich auf mein Roß ſchwenkte, um von dannen zu eilen. Gott ſegn' euch, ge-

ſtrenger Herr! riefen alle. Er ſegn' euch, ſagte Paul mit betenden Blicken, und ſchenk' euch glücklichere Tage, als der armen Wildungen warten! Ich fuhr zuſammen. Was darfſt du ſagen? — Geſtern, um die erſte Stunde der Nacht erkannt' ich Vater und Sohn, wie Miſſethäter gebunden, rücklings auf Pferde geſetzt, von Reiſigen im vollen Jagen umgeben. Es war ein Trupp Schergen. Fort mit den Hunden! rief der Büttel der ſie führte. Sie kauern mir noch heut, im tiefſten Kerker des Zwingers! — Alſo in die nächſte Stadt? fragt' ich, und gab meinem Gaul die Sporen. Doch hielt ich einen Augenblick ein, und winkte Paul, allein herbey zu kommen. Du ſchweigſt bey deinem Eide! In der moosbedeckten Höle, zur rechten des Felſenganges, liegt ein todter Leichnam. Du begräbſt ihn, wenn ich in drey Tagen nicht wiederkehre, und ſezeſt ein Kreuz über das Grab. Du beteſt für die Ruhe der Entſchlafnen, und lehrſt deine Kinder für ſie beten. Er legte ſeine Hand auf die Bruſt. Ich ſprengte raſch in die Stadt.

Dort lebt' ein Schranze, dem ich ungern dieſen Nahmen gebe, ſo wenig paßt er zu ſeinen vielen Tugenden. Ein unterthäniger Fürſtendiener, aber geſchickt, großmüthig, erkenntlich, und ſo Wahrheit liebend, daß er ihr oft die Anmuth der Lüge gab, um ſie am Hofe fortzubringen. Die Sonne der Majeſtät, die nicht ſelten in einen Sumpf ſcheint, und Geſchmeiß ausbrütet, traf bey ihm lauter gutes Erdreich, und trieb Vollkommenheit über Vollkommenheit hervor. Dafür bekam er auch nur freundliche Geſichter, und war der einzige Kanzler in der Welt, der keinen rothen Heller hatte, wenn rings um ihn her alles reich ward. Nur die Weiber bezahlten ihn, ſo lange er's aushielt, mit ewas das er lieber mogte als Geld. Man erzählte ſich ein drollichtes Geſchichtchen, von ihm und einer unehelichen Tochter des Kaiſers. Er hieß Eginhard. Ich war ihm gern, wo ich konnte, zu Dienſten geweſen, und an das Geſchlecht der Wildungen band ihn Freundſchaft, von ſeinem Anbeginn her. Zu dem ging ich in beſter Zuverſicht. Er fuhr mich an, da

Digitized by Google

er mich ſah. Was will der Brauſekopf? ſprach er. Schämt er ſich nicht vor Menſchen zu erſcheinen, da ſeine ſaubern Freunde ſolch ein Ende nehmen? O, meßt mich mit euren Blicken wie ihr wollt, junger Ritter, ich rede aus Ueberzeugung, und will doch Wunder ſehn, was ihr antworten könnt! Unter dieſen Worten ſchleppte er mich an der Hand durch den Vorſaal, wo ich ihn unter einer Menge von Leuten fand, in ein abgelegenes Zimmer; deſſen Thür, da wir hereintraten, wie von ungefähr zuſchnappte. Jetzt fiel er um meinen Hals. Dies iſt Büberey ohne Gleichen. Sey mir geſegnet, Jüngling, daß du den Muth nicht verlierſt! Kennſt du den Zuſammenhang? — Nicht weiter, als daß die Wildungen im Kerker ſind. — Unſer allergnädigſter Herr erſetzt, wie ihr wißt, den Abgang ſeiner wackern Deutſchen mit Fremden. Man muß ſagen, daß er ſich wohl in Acht nimmt, jene bey der Vergleichung verlieren zu laſſen. Da hat er jetzt einen viel geltenden Augapfel, um den uns niemand beneiden wird, Philipp von Frankreich. Einen Geſellen, der alles Böſe zu thun fähig iſt, zu welchem er keines Muths bedarf. Der ſich dazu drängen würde, ſeinem nächſten Blutsfreund das Todesurtheil zu ſprechen. Deſſen Geſicht die Natur mit Kupfer belegt hat, um ihm den Aufwand des Erröthens und Erblaſſens zu erſparen. Doch ſoll er zuweilen zu Meßing verbleichen, wenn er ſich die Gefahr recht nahe denkt. Er bot ſich im letzten Landkriege an, zur See zu dienen, weil er verlegen war ein harmloſer Element auszufinden: und würde, im Fall der Annahme ſeines Verſprechens, die Flotte klüglich im mittelländiſchen Meer gehalten haben, damit ihr kein Angelſächſiſcher Freybeuter zu nahe komme. Rainald meinte, ſeine eigentliche Stärke liege in der Luft; Roland ſchlug ihm die Hölle vor. Den liebt Karl, vermuthlich weil er ſeine Freundſchaft mit niemanden theilen will. Der hat Bertha von Wildungen, was weiß ich wo? geſehn, und ihrer begehrt. Aber umſonſt. Den Vater band ein Gelübde, ſie dem Himmel zu geben. Philipp hielt das für die Ausflucht eines ihm heimlich Abgeneigten, und vermogte ſelbſt den Kaiſer, ein Vorwort einzulegen. Der

Digitized by Google

Vater entſchuldigte ſich ehrfurchtsvoll. Der Sohn, ſagt man, hat hie und da freyer geredet. Er war des Gelübdes Urſach. Philipp haßt ihn wie ſeinen Vater, es koſtete nicht viel Mühe, ſie bey dem argwöhniſchen alten Herrn in Verdacht des Aufruhrs zu bringen. Darum ſind beyde jetzt gefangen, werden beyde von Richtern, die Philipps Lüſten dienen, gerichtet. — Wo iſt der Kaiſer? — Beſtändig mit Philipp. — Deſto beſſer. Ich habe jedem von ihnen etwas zu ſagen. — Ihr wollt den Franzoſen ermorden? Das kann euch mißlingen. Und wenn es gelänge, ſo fallt ihr, und der Kaiſer opfert die Wildungen der Rache des Todten. Das iſt kein Anſchlag. — Steht denn nichts als Mord auf meiner Stirne? — Ich leſe Verzweiflung darauf. — Ihr ſeyd ein Schriftgelehrter. — Nehmt euch in Acht, daß ſie euren Freunden nicht ſchade. Von euch ſelbſt wär' es jetzt umſonſt zu ſprechen. — Und ewig. Ich erzählt' ihm meine Geſchichte. Faſt hätt' er darüber ſeine Faſſung verlohren. Aber ſein graues Haar, und die Erfahrung, der nichts ganz fremdes aufſtoßen konnte, beſiegte ſein Entſetzen. Ich will euch ein andermal beklagen, ſagt' er. Jetzt dämmert mir, aus dieſer verzweiflungsvollen Nacht, ein Licht für die Wildungen auf. Ein ſehr gewagter Schritt! Dem Buben ein unvollführtes Bubenſtück aufzubürden, dem ſo viel verübte durchlaufen! Sicherlich ging er damit ſchwanger! Dazu giebt es wohl einen Weg. Aber jeder Schritt muß mit Gold gepflaſtert ſeyn, und ich bin razenkahl. — Ihr? — Hab' ich mir nicht den ganzen Morgen die Kehle heiſer geſprochen, dem Hofjuden zu beweiſen, daß Duldung die erſte Pflicht der Chriſten ſey? Dennoch weigert er ſich ſtandhaft, meiner Frau und Tochter ein Paar ſeidne Tücher auf Borg zu geben, womit ſie ſich am Kaiſerlichen Geburtstag ſchmücken wollen. Wenn nur jemand meine Bürgſchaft annehmen mögte! Ich muß ohnedem künftige Woche in den Schuldthurm: und kann der Kaiſer ſeines Kanzlers nicht länger entrathen, ſo befriedigt er meine geſammten Gläubiger auf einmal, mit eiſernen Briefen. —

Sucht nicht weiter! rief ich gefaßt. Gott wird meiner Noth verzeihen! Hier iſt alles, was ich in Leib und Leben beſitze! Ich warf es vor dem redlichen Höfling auf den Tiſch, er gebraucht' es klüglich zu ſeinem Plan. Karl hatte ſich in ſeinem Alter eine bayriſche Dirne beygelegt, ſeine Füße zu decken. Die allein ſah ihn in Augenblikken, wo Philipp nicht um ihn war. Zu der, jedem andern unzugänglich, kaufte der alte Fuchs ſich durch. Mit dem Reſt des Goldes, erkaufte er ſie gegen den Franzoſen. Karl war niemals frommer, als wenn er von ihr ging. Er glaubte dann, mehr als zu jeder andern Zeit, ſich mit dem Himmel abfinden zu müſſen. Irmentraut verdiente diesmal Eginhards Geld mit leichter Mühe. Einer Geſandſchaft aus Bertha's Kloſter Gehör bey den Kaiſer zu verſchaffen, war ihr ganzes Kunſtſtück. Das wäre wohl einer Schwäbin gelungen. Das Kloſter klagte: Bertha ſey entführt, vermuthlich auf Philipps Anſtiften. Die Wildungen wurden ihrer Haft entlaſſen. Franz erbot ſich, Philipps Schuld durch den Ausſchlag eines ritterlichen Kampfes zu beweiſen. Ihre Fehde ward zugelaſſen. Eginhard führte mich in meinen Mantel gehüllt an die Schranken. Bis itzt wuſt' ich nicht wovon die Rede ſey, weil er ſichs zur Bedingung gemacht hatte, daß ich ihn allein walten laſſen ſollte. Die Kämpfer wurden vor den Kaiſer gerufen. Franz erſchien bey dem erſten Trompetenſtoß. Philipp bleich und verſtört bey dem letzten. Seine Beängſtigung ging über allen Ausdruck. So ſehr vermag die Furcht keinen Unſchuldigen zu entſtellen. Ich bin ſtrafbar ſprach er, mit geſenkter Lanze, und will nicht neue Blutſchuld auf mich laden, ehe ich ſterbe. Vernehmt mein reuiges Geſtändniß. Indem drängte ein Knecht ſich neben mich, und zupfte leiſe mir am Gewande. Ich ſah mich um, es war Reinhard. Philipp ſprach weiter, und richtete meine zerſtreute Aufmerkſamkeit auf ſich. Eure Majeſtät weiß, daß ich ohne Bertha nicht leben zu können glaubte. Der Diener eines Ritters, der ſich vormals um ſie beworben, bot mir an, ſie in meine Hände zu liefern, ehe ſie den Schleyer

nähme. Dafür verſprach ich ihm hohen Lohn, und brachte Vater und Bruder ins Gefängniß, damit ſie mir nicht im Wege ſtänden. Ihre Einwilligung in mein Glück, ſollte ihrer Freyheit Bedingung werden. So ſah ich der Ankunft meiner Braut verlangend entgegen, als vor einer Stunde der Kuppler mit leeren blutigen Fäuſten zu mir kam, einen Frevel zu berichten, unter deſſen Laſt ich erliege. Sein Anſchlag war geſcheitert, das Fräulein von Wildungen legte ihre Gelübde ab, ehe er zu ihr hindurch dringen konnte. Als es ihm am Abend nach der Einkleidung gelang, dazu, ſchwör' ich, hatte er keinen Auftrag von mir, als er ſie dennoch den geweihten Ringmauern entführen wollte, fand er ſich in Gefahr mit ihr ergriffen zu werden. Erlaßt mir die Erzählung der näheren Umſtände. Er tödtete ſie um ſich zu retten. Er wird in meiner Behauſung verwahrt. Von ihm könnt ihr mehr erfahren. Er iſt hier, ſagte Reinhard, und warf ſich vor den Stuhl des Kaiſers. Philipp von Frankreich dang mich mit Blutgeld, Bertha von Wildungen ihm zuzuführen, oder aus der Welt zu ſchaffen. Zum Beweiſe ſeht ſeinen Namenszug auf dieſem dreyſchneidigen Dolch, mit welchem er mich ausrüſtete. Ich hab' ihm leider gehorcht. Die nicht für ihn lebte, lebt für niemanden mehr. Er winkte mir verſtohlen bey dieſen Worten. Philipp, entſchied der Kaiſer, dein eignes Geſtändniß verurtheilt dich genugſam. Wir überliefern dich dem Blutgericht. Dein Vermögen fällt den Wildungen anheim. Der meuchelmörderiſche Knecht ſterbe mit dir. Ich riß mich durch die Schranken, und kniete mit entblößtem Haupt vor den Kaiſer. Die Wildungen wurden von Verwunderung ergriffen, die ganze Verſammlung ſah in ſtaunendem Schweigen auf mich. Eure Majeſtät, hub ich an, iſt der Vertreter Gottes auf Erden, und ſchont, wie euer himmliſches Urbild, des Verbrechers nicht darum eine Weile, daß er auf ewig entrinne. Philipp iſt ein tauſendfacher Verräther, und hat ſeine jetzige Strafe längſt verdient. Aber die übergroße Liſte ſeiner Frevel darf nicht ein Tittelchen enthalten, das nicht darauf gehört. Ich bin der

Mann des Todes. Ich habe Bertha ermordet. Dieſer mein Knecht, dieſer argliſtige Verführer, an dem alles, vielleicht ſeine Menſchheit, erlogen iſt, hat mich in die Falle geſtürzt, die unſer beyder Verderben ward. Verhört ihn ſelbſt, und da er, was weiß ich aus welcher hölliſchen Abſicht? fortfahren dürfte, in Lügen zu beharren, ſo fordr' ich euch auf, ehrwürdiger Kanzler, der Wahrheit mehr Ehre zu geben, als eurer ſo oft erprobten Freundſchaft, und hier vor allen zu wiederhohlen, was ich gleich nach der That, mit vollem Herzen dem eurigen vertraute.

Eginhard ſchien zum erſtenmal verlegen. Der arme Herr iſt wahnſinnig, ſagte Reinhard bekümmert. Die Verzweiflung der Liebe hat ihm das Hirn verrückt. Eginhard widerſprach, von dem Kaiſer aufgefordert, meiner Auſſage nicht: nur, ſetzt' er ſchonend hinzu, war Hugo freylich in einer Gemüthsſtimmung, die ihm den kalten Gebrauch der Vernunft nicht verſtattete, welche allein unſer Zutrauen verdient. Beſinnt euch, Hugo, ſagte der Kaiſer. Des Kanzlers Bemerkung iſt wohl gegründet. Sohn! Bruder! riefen die Wildungen, komm zu dir! Bey dem allmächtigen Gott beſchwör' ich dich, du unbegreifliches Weſen, ſprach ich zu Reinhard: bey dem vor deſſen Ankunft die Orakel der Hölle verſtummten, bey dem gekreuzigten Erlöſer, zeuge mir Wahrheit! Er zitterte. Eine dicke Wolke verfinſterte den Mittag. Brüllende Donner rollten über unſerm Haupt. Ein Blitz fuhr kreiſend aus der Erde wo Reinhard ſtand. Die Sonne trat blutig wieder hervor. Der Knecht ward nicht mehr geſehn. Gottes Hand! ſprach der Kaiſer. Wer mag ſie deuten? Beide haben ſich ſelbſt angeklagt. Es iſt kein Zeuge vorhanden. Will jemand in ritterlichem Kampf Himmels Urtheil wider ſie beſtehn? Ich habe Philipp gefordert, ſagte Franz von Wildungen. Nimm deinen Handſchuh zurück, ſprach ſein Vater. Darfſt du gegen einen Mann ziehn, den das Schickſal gelähmt hat? Deine Rede gefällt mir, ſagte der Kaiſer, laß hören was der gute Geiſt dir eingiebt, und wie Wildungen ſprechen wird, ſo ſoll es ge-

Digitized by Google

ſchehn. Laßt ſie ferne ziehn, antwortete Wildungen, und durch einſame Reue büßen. Sie ſind Männer der Sünde, aber eine Decke liegt auf ihrer Schuld. Menſchen vermögen ſie nicht hinwegzunehmen. So enthalten wir uns des Urtheils über ſie, und haben genug zu thun, unſre eigne Miſſethat zu bereuen. Philipp und Hugo, ſagte der Kaiſer, wir verbannen euch von unſerm Hoflager. Das übrige richte Gott und euer Gewiſſen. Er ging. Warum habt ihr das gethan? fragte Eginhard den alten Wildungen. Der Franzos hätte nicht mit dem Leben davon kommen müſſen, noch einer ſeines Stammes. Künftige Jahrhunderte werden euch anklagen, daß ihr von der giftigen Pflanze Saamen übrig gelaſſen habt. Jede Zeit mag ihre eigne Plage bekämpfen, antwortete Wildungen. Giebt es zwey Gerechtigkeiten? Kann ich dieſen freyſprechen und jenen verurtheilen? Soll ich Tod rufen über meinen Sohn Hugo? — Ihm verdankt ihr das Leben, verſetzte Eginhard. — Mög' es ihn tröſten können, ſeufzte der Vater, über den Tod . . . Gott ſegne dich, Hugo, ich führe keine Klage bey ihm wider dich! Und mein Schwerd, ſetzte Franz hinzu, hat gegen das deine eine bleyerne Schneide. Du kannſt nie aufhören, mein Bruder zu ſeyn. Ich fand auch Thränen, wir warfen einander nichts vor. Ich riß mich fort, entwandte ihnen einen theuren Eid mir nicht zu folgen, und ritt unbemerkt, durch die Nacht, zu Paul. Er und die ſeinigen nahmen mich auf, wie einen Segen des Himmels. Bertha war zur Erde beſtattet. Aber ich kam mit leeren Taſchen. Was durft' ich von einer Wallfahrt nach Rom erwarten? Ich hieß Paul mein Pferd verkaufen, und blieb dort in der Nähe des geliebten Leichnams. Mein Schmerz ward dumpfe Verzweiflung. Des Menſchen Leben ſchien mir eine Acht, ſeine Geburt Fluch, und nichts Erlöſung als der Tod. Am Morgen nach meiner Ankunft ergriff michs, die Kinder meiner Wirthsleute, die um meine Knie ſpielten, zu würgen, um ihre Seelen

zu retten. Ich that dem Gedanken Einhalt, aber immer ſchwebt' er vor mir, als ſollt' ich ihn ausführen, wie eine Pflicht, oder als hätt' ich ihn ausgeführt, und das Maaß meiner Verbrechen erfüllt. Da ſchlug ich mich in meinen Mantel, wankte zu Bertha's Grabeshöle, warf die friſche Erde von dem theuren Leichnam hinweg, umarmt' ihn noch einmal, und ſank in mein Schwerd. Kurz war der Ausgang aus dem Leben, ſchnell verloſch das Licht meiner Augen, bald zerriß jeder Faden zwiſchen mir und der Welt. Aber unnennbare Gefühle traten an die Stelle abgeſchiedener Sinne, ſchmerzliche Betäubung ergriff mich, wie in einem jahrelangen Fall. Doch ſchieden meine Arme ſich nicht von dem Weibe an meiner Bruſt. Endlich ſchien ich zu ruhn, mir war — denn wir beurtheilen das neue immer nach dem alten, und dir, der du nicht geſtorben biſt, kann ich meine Empfindungen nur mit Empfindungen des Lebens vergleichen, — mir war, als klopfe, in der Finſterniß worin ich mich befand, mein Herz von neuen mit peinlichen heftigen Schlägen. Meine Blutstropfen waren Eis geworden, und zerriſſen meine Adern von innen, indem ſie mich durchrannten. Jeder ſchien mir zuzurufen: Du wirſt gerichtet! Jeder trat, ein unbeſtechlicher Zeuge, für und wider mich auf. Alle Thaten, alle Gedanken meines Lebens bekamen eine Zunge. Ich erſtaunte über das Heer der vergeßnen, doch erkannt' ich ſie alle. Auch ſprach unendlich vieles auſſer mir. (Sprach iſt nicht das Wort, ſo wie manche Worte nicht, die hier ſtehn und weiter unten, aber zum leztenmal: der Menſchenſinn faßt keine andern.) Zittre der du mich vernimmſt. Dem Gericht der Todten wird kein Lebendiger entgehn. Zittre und ſtrebe Gutes zu wirken, das dein Böſes dereinſt überwiege! Ich will jeder einzelnen Klage nicht erwähnen. Für manche, für die meiſten, gab es eine Entſchuldigung. Ich war nicht lange genug Mann geweſen, um viel unverzeihliches zu begehn. Das Zünglein der Wage hielt ziemlich

in der Mitten. Aber alle Stimmen vereinigten ſich: Er hat Gelübde gebrochen, er hat Warnungen verachtet, er hat, an geweihter Zuflucht Stäte, eine heilige Jungfrau ermordet. — Sie war ſeine Braut vor der Natur, ſagte die kühne Stimme eines Jünglings. — Und die übrigen alle: Warum nahm er ſie nicht, wie das Recht der Natur ihm erlaubte? Er ſchwieg, er ſchlief, er log, er fand verdientes Verderben. — Er ward verführt, ſagten einige weibliche Stimmen. — Und die meiſten andern, und endlich alle: Wer ſich einer Leidenſchaft ganz überläßt, ergiebt ſich ohne Entſchuldigung der Verführung. — Aber nicht ohne Mitleid, ſetzten einige Stimmen leiſe hinzu. — Richtet nach Recht! riefen viele. — Wer mag beſtehn? antworteten wenige. — Er ging auf irrigem Wege, entſchuldigten zwo Stimmen, und doch verſchloß ſich ſein Herz nicht dem Jammer der Braut, er erkämpfte ſie ihrem Geliebten. — Weiberthränen verrückten ſein Gehirn, antworteten viele, Weiberthränen mogten alles von ihm erlangen. — Milde Stimmen und nicht wenige ſprachen: Sein Haupt war verflucht, und doch überlebte Gutherzigkeit ſeine Verzweiflung, und ein treuloſer Diener ward, in ſich und ſeinem Hauſe, beſeeligt durch ihn. — Es war ſeines Uebelbetragens Schuld, daß der arme Mann der Verſuchung unterlag, antworteten andre, in galliſcher Volksſprache, und ſo laut als ob ihrer viel wären. Warum ließ er ſeinen Diener arm? warum hatt' er überhaupt einen Diener? welcher Menſch darf ſich erfrechen, mehr Eigenthum zu beſitzen, als wovon er ſo eben ſatt wird? was braucht er Prachtgewänder? was braucht er nur Beinkleider? — Es entſtand ein allgemeines Gemurre gegen die Schreyer. Man warf ihnen vor, daß ſie die Todten mit Hirngeſpinſten quälten, die bey Lebendigen kein Glück machten. Sie beriefen ſich auf das goldne Zeitalter der Welt. Das finde ſich, antwortete man, nur bey Dichtern, und ſey ſelbſt bey denen blos dünnes Goldpapier, über da

wirkliche Eichelmaſt Zeitalter geklebt. Sie prophezeihten viel von den Tagen des Fauſtrechts, und verſprachen einen Baurenkrieg. Man hofte, der ſollte vorübergehn. Sie ſchwiegen vor Heiſerkeit, und ſchloſſen mit einer rauhen Lobrede, auf das Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Jedermann freute ſich, daß er alsdann nicht nöthig haben würde, auf der Welt zu leben. Endlich vereinigten ſich faſt alle geſunde Stimmen: Er hat die letzte Hofnung ſeines Lebens, den Schmeichelwunſch Bertha's Seligkeit zu vermitteln, einer ſchweren Großmuth gegen die aufgeopfert, die ſie ihm entzogen. Er hat in der Ergieſſung des Herzens, womit er ſich ſelbſt anklagte, jede Beſchuldigung gegen Vater und Bruder unterdrückt. Er hat nicht zugegeben, daß ſein ärgſter Feind auf falſches Zeugniß falle. Gute Werke! gute Werke! ſprach einer im Meißniſchen Dialekt. Wie mag einer durch gute Werke ſelig werden wollen? Der muß die Tochter nicht umbringen, keichte ein Gallier wieder auf, dem Vater und Sohn das Leben danken ſollen: zudem iſt Dankbarkeit, beym Lichte beſehn, ein ſchändliches Sclavenlaſter! Und eine krächzende keifende Stimme bewieß: die Wahrheit, dem Philipp zugeſtanden, ſey in ſich ſelbſt belohnt, weil der überwundne Reiz ſie zu verſchweigen, des Verſuchers letzte Schlinge geweſen wäre; das ſich aber ſelbſt belohne, erwerbe kein Verdienſt. Und was dieſe Stimme ſonſt noch hinzuſetzte, denn ich verſtand ſie nicht recht, ſie nannte das hohe Vernunft, ſie ſprach Latein. Doch hat er Hand an ſich ſelbſt gelegt, tadelten mehrere bedächtige Stimmen. Aber er erlag unter ſeinem Daſeyn, verſetzten andre, faſt eben ſo zahlreiche, er würde ſich nie fruchtbringend erhoben haben. Und alle vereinigten ſich: Schuld, Strafe, Läuterung, Gnade vor Recht! So ſprach dieſe unerklärliche Verſammlung geiſtiger Weſen, mir nicht erklärlicher wie dir. Zwar die Eitelkeit der Menſchen, die im Leben Palläſte baut, träumt ſich augenblickliche Vollkommenheit nach dem Leben; und es ſtirbt kein Schuh-

flicker, der nicht darauf rechne, in der Nacht des Grabes ein paar Augen zu finden, die ſchärfer ſehn, als Plato und Ariſtoteles, da ſie noch in Athen waren. Aber wie der Baum fällt, ſo bleibt er liegen: und es iſt dieſem Geſchlecht auch im Tode nicht vergönnt, einen Weg zurück zu legen, den es nicht betrat. Nur wie ſich dem Wanderer hohe Gegenſtände jenſeit einer tiefen undurchforſchten Kluft zeigen, und ſein Blick die Zinnen eines Bergſchloſſes entdeckt, deſſen verborgenen Zugang er weder überſehn, noch ſeinen unterirrdiſchen Grund abmeſſen kann: ſo ward auch mir eine große Wahrheit klar; ſo vermag ich dorthin zu deuten, ohne zu beſtimmen, wie viel Erfahrungen wir beide noch zu machen haben, bis es zwiſchen ihr und uns keine Lücke mehr giebt.

In dem innerſten Schacht der Erde, dem Licht der Sonne und den Strahlen des Mondes unzugangbar, nie von Menſchenhänden durchwühlt, wo die gebährende Zeugung aufhört, tief unter dem tiefſten Boden der See, den Betten unterirrdiſcher Waſſer, und den Hölen erſchütternder Stürme, ſelbſt der kernhafte Granit hat dort ein Ende, an dem allergeheimſten Buſen der Natur, nur von Geiſtern beſucht, iſt der Aufenthalt unterdrückter Klagen. Hier ſammelt ſich der Geiſt jeder Thräne die auf Erden geweint wird, jeder erſtickte Seufzer nimmt hieher ſeinen Weg. Wünſche gleicher Art geſellen ſich zu einander. Oft vergehn Jahrtauſende, bis ihrer ſo viel werden, ſich bemerklich zu machen. Manche ſind ſeit Jahrtauſenden einzeln geblieben, und ſcheinen nie Verſtärkung gewinnen zu können. Doch läßt ſich von der Vergangenheit auf die Zukunft nicht ſchließen. Denn nicht ſelten macht die Laune eines Tages, lange vernachläßigte Möglichkeit zum Bedürfniß des allgemeinen Verlangens. Selten aber verſchwindet dies Verlangen, ehe deſſen gewährte Erfüllung, den getäuſchten Sterblichen ſeine Nichtigkeit offenbart. Denn ſobald deſſelben ſo viel wird, daß es die

Halle der Klagen nicht mehr faßt, drängt es ſich auf die Oberwelt hervor, und die langverhaltene Hofnung geht in Wirklichkeit über. Seit dem Augenblick ſtrömen Wünſche des Gegentheils von allen Orten und Enden herzu, auch von denen, die noch vor kurzem die Ausführung deſſen erflehten, was eben geſchah; und eine kleine Weile, führt vielleicht die Wiederbringung des abgeſtellten zurück. Das iſt gewöhnlich der Fall, wenn ſich Wünſche überſchnell zuſammenhäufen, und je unreifer ſie ſind, deſto weniger innig an einander ſchließen. Dann entwiſchen ſie vorlaut der waltenden Schutzgeiſter Obhut, und ſtürmen auf die Welt hinaus: aber der leiſeſte Druck widerſtrebender Luft zerſtreut ſie; oder ſie fahren gleich leeren Hülſen aus einander. Selbſt der günſtige Wind, der ſie trägt, zertheilt ſie ohnmächtig in alle Lüfte, und läßt ſie bald, ſeiner ſchlechtverdienten Unterſtützung müde, vom Spott zertreten zu Boden ſinken. Zwar, und dies iſt das öffentliche von Thoren unbeachtete Geheimniß, giebt es keinen Weizen ohne Spreu, ſo wie keine Spreu ohne Weizen. Nur die Mehrheit des letzten entſcheidet den Wehrt der Ausſaat. Denn die Natur vermag nicht, ſich eine neue Materie zu erſchaffen. Sie arbeitet nur in der, die ihr gegeben ward. Alles iſt gut und übel, immer vermiſcht, nie ganz geſondert. Die innige Verbindung beider Eigenſchaften läßt ſich auch im Stäubchen nicht trennen. Wahrheit ward aus Vorurtheil gebohren, und wird Vorurtheil erzeugen. So lebt alles in ewiger Abwechslung. Nichts geſchieht weil es gut oder böſe iſt, ſondern weil man ihm nicht wehren kann zu geſchehn, und was entſtanden iſt muß aufhören. Dieſe Nothwendigkeit regiert die Welt, ſie, der Menſchen himmliſche Weisheit, iſt nichts als die unvermeidliche Folge vorhergegangener Entwickelungen, die ſelbſt zur Urſache andrer Folgen wird. Sie umſchließt alles, ihr iſt nichts unbedeutend, und das bedeutendſte was da iſt, macht nur einen kleinen Theil von ihr aus. Ihr zu widerſtreben iſt unmöglich, darum ergiebt ſich ihr der Weiſe. Denn ſie iſt, ſie war, ſie wird ſeyn. Ihre Wege ſind

uner

Digitized by Google

unerforſchlich, und ihre Gerichte ſind gerecht. Von ihr ward auch ich gerichtet, und durch mich ſelbſt. Ich zerriß Gelübde, die ſo lange beſtehn, bis ein Geſetz ſie vernichtet. Von dem, was der Menſch ſeine Pflicht glaubt, entbindet keine Entſchuldigung. Denn nur durch wechſelſeitige Erfüllung ihrer Ueberzeugungen, beſteht das Band, das Menſchen zuſammenhält. Mir ward nicht erlaubt, dieſe Hülle zu verlaſſen, die noch Verpflichtungen feſſeln, noch dem Weibe vor meinen Augen, bis gekommen ſey das Jahr, und der Tag, und die Stunde, die hinweg nehmen das Joch von dem Halſe der Jungfrau, und die Weihe von dem Haupte des Jünglings, in dem Reich meines ehemaligen Herrn des Kaiſers. Bis dahin büßen wir in dieſem Dom, den die Klagen der halben Welt errichteten. Meine Seufzer füllen ihn unabläßig. Ihrer wurden ſo viel, ihn ganz zu erwärmen, bis auf die kalte Hölung dieſes Sarges. Das Weib iſt Stein. Nie ſoll ich ſie wieder ſehn, um ihrer zu begehren. Langſam wächſt die Glut die ich errege. Kehrt ihr Fuß dadurch zum Leben zurück, ſo erſtirbt der meinige, und ſo verwandelt ſich jedes meiner Glieder von unten auf zu Marmor, wie ein Theil von ihr wieder Menſch iſt. Mein Buſen wird kalt, wenn Bertha's Buſen ſich hebt, meine Augen brechen wenn ſie die ihrigen aufſchlägt, und mein verſteintes Haupt ſinkt in den Sarg, wenn ſie ihn verlaſſen kann. Dann wacht ſie für mich, und erkauft ſo mein Leben mit ihrem Tode.

Wann wird der Augenblick der Vollendung kommen, da wir uns lebendig umarmen, und zu neuem Leben umſchlungen, in alle Elemente vergehn? Er kann nicht ewig ſäumen. Denn Jahrhunderte trugen dies Gebäude, langſam aber unaufhaltbar empor, und am Eintritt eines Lebenden ſeh ich, daß es bis zur Oberfläche der Erde gediehen iſt. Jede ſeiner Säulen faßt die Seufzer eines Landes. Einſt waren ſie alle dunkel und tod. Jetzt iſt Licht und Wärme in den nördlichen hinaufgeſtiegen, und

hat ſich nach Oſten verbreitet. Britannien ſteht am längſten ganz erleuchtet. Holland nach ihm. Rußland ſeit dreyer Menſchen Alter. Der übrige Norden war, noch bey eines Gedenken, nur von unten erleuchtet, denn ihm fehlte die höchſte Krone der Aufklärung. Da tönte durch ſie der Nahme Friedrich, und Duldung! Duldung! ſchallte rund umher, und ich ſah ſie glänzen wie jetzt. Ach! ich ward zum zweitenmal getäuſcht, denn die Säule meines Landes, an die mein Schickſal gebunden iſt, blieb dunkel. Lange vorher war ſie ſchon einmal erhellt. Bertha wachte, und o Wunder! blieb leben, als auch ich mich ſchon aus dem Sarge aufzurichten begann. Denn ehe noch in Weſten die Säulen Oranien und Eliſabeth klangen, hatt' es in Oſten Ferdinand gerufen, und der Nahme Maximilian entzündete bereits den Pfeiler meines Verhängniſſes, aber auf einmal verfinſterte er ſich wieder, ich fuhr fort zu athmen, mein Weib ward Stein.

Jetzt blickt' ich in Süden und Südweſten des Doms. Jenes war wenig erhellt, ganz finſter dieſes. Aber die Säule die mir der Ritter als die ſeinige angedeutet hatte, ſchien mehr als halb erleuchtet, jetzt ward ſie es ganz. Engel Harmonien durchſtrömten das Gewölbe des Heiligthums. Joſeph der Verkannte! rief es, laut und milde und ſegnend, wie ein himmliſches Chor. Das Weib im Sarge erhob ſich, der Ritter ſchloß ſie lebendig in ſeine Arme, ich ſah ihre Leiber verklärt, ich ſah ſie, wie von unſichtbaren Händen getragen, der Kuppel des Doms entſchweben. Alles frohlockte. Gebenedeyet ſey die da iſt, die da war, die da ſeyn wird! Ihre Wege ſind unerforſchlich und ihre Gerichte ſind gerecht!

Mich blendete der Glanz, mich überwältigte das Gefühl, ich fiel anbetend zur Erde, und lag betäubt. Da ich wieder aufblickte, fand ich Morgen, fand mich im Kreiſe der Bäume. Kein Gebäude war zu ſehn, nur ſchien der Boden vor mir eine leichte Spur des Brandes zu tragen. Ich ſtand endlich auf, verließ die Stäte, und fragte mich nach dem nächſten Ort. Dort hatte der Wagenführer

Digitized by Google

meiner ſeit einigen Stunden gewartet. Von dir, Antonio, erfuhr ich nichts weiter. Ich ſetzte meine Reiſe fort. Hier weil' ich, wo die Erde mir abgeht. Mancherley Gedanken und Empfindungen durchdrängen Kopf und Herz. Ich ſcheue mich, einen Vertrauten unter Fremden zu wählen. Ich hänge unerklärlich an dir. Such' ihn, mein Blatt, den Mann, den ich zu meinem Freunde wünſche, und findeſt du ihn, ſo leit' ihn zu mir. Findeſt du ihn nicht, ſo ſey es wie es ſeyn muß. Das iſt ein Troſt für dich und deinen Schreiber, daß wir beyde ja nicht lange, ſo wie wir jetzt ſind, zu irren haben!

Meyer.

Digitized by Google

II.

Kurze Belehrung für Nachdenkende über bürgerliche Freyheit und Gleichheit *).

Freyheit und Gleichheit ſind Dinge worüber jetzt faſt überall geſprochen wird. Die wichtigen Begebenheiten eines benachbarten großen Volks geben dazu ſo reichlichen Anlaß, daß nicht leicht Jemand ohne Theilnehmung dabey geblieben iſt.

Es liegt etwas Edles in dieſer allgemeinen Theilnehmung; denn ſie beweiſt unſer inneres Gefühl für die Wohlfahrt unſrer Nebenmenſchen.

Aber ſo gut dies an und für ſich ſelbſt iſt, ſo ſehr wäre zugleich zu wünſchen, daß man mit den in Umlauf gebrachten Worten: Freyheit und Gleichheit, iederzeit auch die gehörigen Begriffe verbände; denn ſonſt können daraus Folgen entſtehn, welche für einzelne Perſonen ſowohl, als für die ganze Geſellſchaft

*) Wir ſind überzeugt, daß nicht Schweigen, ſondern Vernünftigreden von dieſen Gegenſtänden das iſt, worauf es jetzt ankommt, um allgemeine Ruhe, Ordnung und Zufriedenheit zu erhalten; und wir glaubten, daß dieſe kleine, für einen beſtimmten Wirkungskreis zunächſt entworfene, Schrift ſo ſehr gemacht ſey, zu dieſem guten Entzweck mitzuwirken, daß wir den Herrn Verfaſſer um die Freyheit erſuchten, ſie weiter ausbreiten helfen zu dürfen. d. H.

gefährlich werden. Freyheit, richtig verſtanden, iſt allemal eine weſentliche Grundlage der bürgerlichen und häuslichen Glückſeligkeit; aber misverſtandne Freyheit, oder vielmehr Zügelloſigkeit, kann nicht anders als mit dem gemeinſchaftlichen Verderben enden. Und gerade in dieſem Punkt muß der Menſchenfreund bedauren, daß ſo vielfältig unbeſonnen und ohne gehörige Erklärung über Freyheit geſprochen und geſchrieben wird, zu einer Zeit, wo wir alle Urſach hätten, über einen ſo wichtigen Gegenſtand richtige Begriffe zu verbreiten. Man hört die Freyheit mit Enthuſiasmus, in Proſa und Verſen, erheben; und viele Schriftſteller ſcheinen ſich nur darin zu gefallen, daß ſie Freyheit und Gleichheit in die Welt hinein predigen, unbekümmert, was ſich ihre Leſer bey dieſen Worten denken, weil ſie, wie es ſcheint, ſich ſelbſt nichts Beſtimmtes dabey denken. Aber ein ſolches Verfahren iſt eben ſo gewagt, ja noch viel gewagter, als wenn man einem leichtſinnigen Menſchen ein tödtliches Gewehr in die Hand gäbe, ohne ihn über die Wirkung und den Gebrauch deſſelben zu belehren. Wer bürgt dafür, daß ein ſolcher Menſch das verderbliche Werkzeug in ſeinem Muthwillen weder zu andrer, noch zu ſeiner eignen Verletzung anwenden werde.

Unter ſolchen Umſtänden iſt eine verſtändliche Belehrung über Freyheit und Gleichheit, und über Revolution als das angebliche Mittel dazu, gewiß aller Aufmerkſamkeit werth, weil ſie mit am wirkſamſten beytragen kann, mannigfaltigen Uebeln vorzubeugen. Laßt uns alſo ſehn: was bürgerliche Freyheit und Gleichheit ſey? und ob eine gewaltſame Revolution das allgemeine Mittel ſey, dieſelben zu bewirken.

Was iſt Freyheit? — Sie iſt zuvörderſt nicht der Zuſtand, wo man uneingeſchränkt thun könnte, was man wollte. Ein ſolcher Zuſtand würde Ungebundenheit oder Zügelloſigkeit

Digitized by Google

heiſſen; und ſo gar ein Kind kann einſehn, daß die Wirkungen deſſelben höchſt verderblich ſeyn müſten. Denn wenn mein Nachbar nach Belieben meine Saaten abmähen, ſich meine Früchte zueignen, oder ſich meiner Heerden bemächtigen wollte; wenn ein andrer mich ungeſtraft beleidigen dürfte, weil er ſtärker iſt als ich; wenn dieſer mich ungeſcheut in meinem Hauſe, oder auf meinem Wege, überfallen, und ein andrer mich in meinen Verrichtungen hindern dürfte; wenn hier einer ſeine Zuſage brechen, oder ein öffentliches Geſchäft, was er heut verrichten müſte, erſt nach Wochen verrichten wollte; wenn ein andrer ſeine der Geſellſchaft ſchuldige Pflicht nicht leiſten, und allen ordnungsmäßigen Gehorſam aufkündigen wollte; ſo iſt klar, daß eine Geſellſchaft, deren Mitglieder in dieſem Sinn frey ſeyn wollten, unmöglich beſtehn könnte, ſondern ſich unter den gröſten Zerrüttungen ſelbſt aufreiben würde, Alſo Freyheit iſt nicht Ungebundenheit; wer dieſe verlangt, der ſuche ſie nicht in einem eingerichteten Staat, ſondern in einem einſamen Winkel der Erde, abgeſondert von allen übrigen Weſen ſeiner Art.

Aber ſie iſt auch eben ſo wenig Befreyung von den Laſten und Einſchränkungen, welche das allgemeine Beſte der Geſellſchaft, wozu wir gehören, und alſo auch unſer eignes Beſte uns auflegt. — Jeder Menſch erwartet von der Geſellſchaft, deren Mitglied er iſt, gewiſſe, und zwar (welches nicht zu überſehn iſt) ſehr große Vortheile. Er will z. B. ſichern Beſitz ſeines Vermögens, Schutz gegen Beleidigungen, Recht bey Beeinträchtigungen, Unterricht zur Ausbildung ſeines Geiſtes, Geſchicklichkeit ſein Brod zu erwerben, Erleichterung der Mittel zu ſeinem Fortkommen, Hülfe in Krankheiten, Unterſtützung bey großen Unfällen, u. ſ. w. ge-

Digitized by Google

nießen. Und für alle dieſe wichtigen Güter, ohne welche das Leben nichts iſt, ſollte er nicht gern einige Abgaben entrichten, um dieſelben möglich zu machen? ſollte ſich nicht den Geſetzen und der allgemeinen Ordnung willig unterwerfen wollen, ohne welche jene Vortheile ſchlechterdings nicht zu erhalten ſind? Denn wie wäre es ohne Abgaben nur möglich, Perſonen zu beſolden, welche dafür das Amt und die Pflicht übernehmen, andre zu unterrichten, oder für die öffentliche Sicherheit zu wachen, oder Recht und Geſetze zu handhaben; wie wäre es möglich, öffentliche und gemeinnützige Anſtalten, (als gute Landſtraßen, Dämme zur Beſchützung der Felder gegen Ueberſchwemmungen, Arbeitshäuſer für Arme, u. ſ. w.) zu unterhalten, oder einer gemeinſchaftlichen Noth, z. B. einen Miswachs, abzuhelfen? — und wie wäre es ohne jenen Gehorſam gegen die Geſetze möglich, mit ſeinen Nachbarn in Friede und Eintracht zu leben, welches für die gemeinſchaftliche Wohlfahrt Aller gleich nothwendig iſt? Wahrlich, ein Menſch müſte entweder eines vernünftigen Nachdenkens ganz unfähig, oder unerträglich eigenſüchtig ſeyn, wenn er zwar alle Vortheile der Geſellſchaft genießen, aber zugleich von den Laſten derſelben, die doch mit jenen in keine Vergleichung kommen, befreyt ſeyn wollte. Wie lebhaft würden wir dieß fühlen, wenn wir auf kurze Zeit in einem Lande leben müſten, wo noch ſo unvollkommne Einrichtungen Statt finden, daß man z. B. ſeiner Güter nicht ſicher iſt, gegen Unrecht nicht geſchützt wird, nicht ohne eine theure Bedeckung reiſen, ſein Gewerbe nicht ohne Bedrückung treiben kann; ja ſelbſt ſeine Gedanken über wichtige Gegenſtände, die jedem theuer ſind, nicht einmal ohne Gefahr äußern darf! Wie ſehr würden wir in einer ſolchen Lage das Gute unſers jetzigen Zuſtandes erkennen, wo wir bey

Digitized by Google

mäßigen Aufopferungen ſo ſchätzbare Güter des Lebens genieſſen, wie die eben erwähnten.

Wenn aber Freyheit weder Ungebundenheit, noch Befreyung von den unvermeidlichen Bürden des Staats iſt: was iſt ſie denn? — Vorausgeſetzt, daß die Geſetze und Einrichtungen des Staats auf die Erhaltung der allgemeinen Menſchenrechte, oder (welches Eins iſt) auf die Beförderung des allgemeinen Beſten gerichtet ſind: ſo beſteht die bürgerliche Freyheit darin, daß jeder, der ſeine Pflicht gegen den Staat beobachtet, von demſelben dagegen auch Sicherheit und Schutz für ſeine Perſon und Güter und Hülfe bey ſeinem Fortkommen zu genießen hat. In dieſen beyden Stücken iſt die bürgerliche Freyheit der Hauptſache nach enthalten. Was das erſte betrift, nemlich die Sicherheit der Perſon und Güter, ſo bedarf es weiter keiner Erläuterung; das zweyte aber, die Hülfe zum Fortkommen, beſteht einmal in der erleichterten Gelegenheit, welche der Staat einem jeden darbietet, ſo wohl ſich brauchbare Geſchicklichkeiten zu erwerben, als auch dadurch etwas zu verdienen; und zweytens in der Unterſtützung bey ſolchen Unfällen, wo er ſelbſt nicht im Stande iſt, ſich hinlänglich zu helfen. Ein ſolcher bürgerlicher Zuſtand iſt aber nur da möglich, wo die Geſetze des Staats durchaus befolgt, und in jedem Fall kräftig gehandhabt werden; denn nur alsdann kann jedes einzelne Mitglied des Staats frey ſeyn von aller Furcht vor ungeahndeter Beleidigung ſeiner Perſon und Beeinträchtigung ſeiner Rechte, vor Verletzung ſeiner Ehre und Güter, vor Bedrückung irgend einer Art; und nur dann kann jeder frey und ungehindert ſeinen Wohlſtand nach Möglichkeit befördern, und deſſelben nach Willkühr genießen. — Wo aber dieſe, durch Geſetze geſicherte Verfaſſung nicht iſt, und wo man z. B. durch willkührliche, (nicht zum allgemeinen Beſten, ſondern zum Vortheil ein-

zelner, abzweckenden) Auflagen einen Theil seiner Güter verlie-
ren, in seiner Nahrung gesetzwidrig bedrückt, oder unverschuldet in den Kerker geworfen werden kann: wo gegründete Beschwerden nicht gehoben werden, wo das Recht durch Kabalen gebeugt wird, oder für Geld feil ist; wo der Vornehme den Geringen übermüthig als ein Wesen niederer Art betrachtet, welches keine Ansprüche auf die allgemeinen Menschenrechte hat, und nur hauptsächlich dazu da ist, um diese schwerern Bürden des Staats zu tragen: da ist freylich alles zu fürchten; da findet keine bürgerliche Freyheit und kein gesicherter Lebensgenuß Statt, wenn auch gleich das Land, wo es so hergeht, den scheinbaren Titel eines Freystaats führen sollte. Freyheit besteht allein durch Ordnung und Gesetze, welche die Wohlfahrt des Ganzen zum Zweck haben, und die keiner, wer er auch sey, ungestraft übertreten darf; und wo diese Statt finden und ausgeübt werden: da ist Freyheit, der Staat mag übrigens Monarchie oder Republik heissen; ja selbst in einer Despotie kann wahre Freyheit seyn, wenn der Regent — weise und gut ist.

So viel zur Erklärung des richtigen und einzig zuläßigen Begriffs von bürgerlicher Freyheit, worin alle nachdenkende Menschen übereinstimmen, wenn sich auch einige mit andern Worten darüber ausdrücken. Wir kommen nun zu dem Worte Gleichheit, welches, wie das Wort Freyheit, ebenfalls zu häufigen Misverständnissen Anlaß gegeben hat. Aber eine ganz einfache Anzeige seiner Bedeutung mag entscheiden, ob die Sache dem gemeinen Besten zuträglich sey, oder nicht? Gesetzt also, man nähme bey dem Entwurf einer Staatseinrichtung folgende Grundsätze an: Alle Staatsbürger sollen unter einerley Gesetzen stehn; jeder soll zu den Lasten des Staats, nach Verhältniß seines Vermögens, gleichen Beytrag geben; und jeder soll zu

dem Poſten im Staat, wozu er ſich tüchtig gemacht hat, eben ſo wohl zugelaſſen werden, als irgend ein andrer: in dieſen drey Stücken ſollen alle einander gleich, und Niemand durch beſondre Vorrechte, zum Nachtheil der andern begünſtigt worden ſeyn. — Iſt hierin irgend etwas Unbilliges, oder dem Staat Nachtheiliges? Oder ſind dieſe Grundſätze nicht vielmehr gerecht, und dem allgemeinen Beſten vollkommen angemeſſen? Die franzöſiſche Nation hat ſie daher angenommen und bürgerliche Gleichheit genannt; aber manche Leute, die lieber auf Koſten ihrer Mitbürger gewiſſe Vorrechte genießen mögten, fanden dieſe Gleichheit ihren Abſichten entgegen und ſuchten ſie durch eine untergeſchobene nachtheilige Bedeutung als gefährlich darzuſtellen. „Nun ſollen ſogar, ſagten ſie ſpöttelnd, alle Menſchen „einander gleich ſeyn; alle gleich klug, gleich reich, gleich vor„nehm und geehrt; kein Herr und Bedienter mehr, kein kind„licher Gehorſam und keine väterliche Autorität, kein Untergeb„ner und Vorgeſetzter mehr: alle ſollen ſie gleich ſeyn ohne Un„terſchied.“ — Dieſe Deutung war übel genug gemeynt; aber ſie kann nur einem unrecht geleiteten Verſtand ein Blendwerk vormachen: wer nur etwas nachdenkt, wird das Täuſchende und Widerſprechende darin bald entdecken. Das Kind ſollte z. B. ſeinem Vater bürgerlich gleich ſeyn? der Bediente ſeinem Herrn? der Tagelöhner dem, der ihn lohnt? der Soldat ſeinem General? der gemeine Bürger ſeiner Obrigkeit? der Schüler ſeinem Lehrer? — Wie ungereimt! Alle dieſe Perſonen haben ja nicht gleiche Verhältniſſe gegen einander, nicht einerley Pflichten gegen den Staat, nicht einen gleichen Wirkungskreis, nicht einerley Verſtand und Einſichten: wie wäre es alſo möglich, nur an bürgerliche Gleichheit des Standes, des Vermögens u. ſ. w. unter ihnen zu denken? Nein,

Digitized by Google

hier iſt Verſchiedenheit eben ſo nothwendig, wie die Verſchiedenheit der Glieder am menſchlichen Körper; keins iſt dem andern gleich, aber alle ſind zum Beſten des Ganzen unentbehrlich nothwendig und höchſt wohlthätig.

Nachdem wir nun den richtigen Sinn von bürgerlicher Freyheit und Gleichheit feſtgeſetzt haben: ſo laßt uns ſehn, was es mit dem Vorſchlage, beydes durch eine Revolution zu bewirken, für eine Bewandniß habe? — Durch eine Revolution? durch eine gewaltſame Revolution? Ein gewaltſamer Aufſtand des Volks gegen die ausübende Macht, wo das erſtere die letzte zu überwältigen und eine andre Einrichtung der Dinge zu erzwingen ſucht; wo beyde Theile alles einander entgegen ſetzen, was äuſſere Gewalt und heimliche Liſt nur vermögen, um ſich gegenſeitig zu unterdrücken; wo die heftigen Leidenſchaften des Zorns, des Haſſes, der Verbitterung, der Rachſucht, der Wuth und Verzweiflung die Parteyen anführen; eine Revolution iſt ein fürchterlicher Strudel, wo alles, der Theilnehmende wie der Parteyloſe, gewaltſam hineingeriſſen wird; wo man ſeiner Güter und ſeines Lebens nicht ſicher iſt; wo jede Familie zu jeder Stunde beſorgen muß, ſich Mishandlungen ausgeſetzt, ihren Verſorger im Tumult erſchlagen, und ihre Güter im Rauch aufgehn zu ſehn; — eine Revolution iſt ein Zuſtand einer unabſehbaren Verwüſtung, wo man Alles — Alles verlieren kann, und wo der Gewinn ſelbſt für die ſiegende Partey, wenigſtens äußerſt zweifelhaft und faſt immer mit neuen langwierigen Kämpfen verbunden iſt. — Das iſt eine Revolution: zerſtöhrender Kampf und Schwächung! Und ſie ſollte das Mittel ſeyn Freyheit und Gleichheit herzuſtellen, ſo lange noch irgend ein andres Mittel zu verſuchen übrig iſt? Nein, ein Volk müſte ſo ganz unterdrückt, ausgeſogen und in den Staub getreten ſeyn, daß es

weder weiter mehr beſtehn könnte, noch etwas zu verlieren hätte; es müſte ſo ganz alle andre Mittel zur Verbeſſerung ſeines elenden Zuſtandes verſucht haben, daß nun keins mehr übrig wäre: dann würde freylich eine Revolution ganz natürlich losbrechen, als der letzte unaufhaltbare Schritt der Selbſterhaltung und Verzweiflung, wobey ein ſolches Volk entweder alles zu gewinnen oder alles zu verlieren wagte.

In einer ſo ſchrecklichen Lage war Frankreich. Seit Jahrhunderten war es willkührlichen Geſetzen und ungerechten Erpreſſungen ausgeſetzt geweſen. Die Perſonen der Bürger waren nicht ſicher. Denn ohne Schuld wurden ſie oft ins Gefängniß geworfen, und ohne Unterſuchung muſten ſie nicht ſelten bis an ihren Tod darin ſchmachten. Die Güter der geringern Volksklaſſe lagen unter dem härteſten Druck; dem gemeinen Mann wurde durch unmäßige Auflagen ſein beſtes Mark ausgeſogen, und der Vornehmere ging frey aus. Die Gerichtsſtellen wurden an die Meiſtbietenden verkauft, welche ſich dafür durch eine verderbliche Gerichtspflege zu bereichern ſuchten; wer eine Rechtsſache hatte, verlor nicht ſelten ſein ganzes Vermögen dabey. Eine unglaubliche Verſchwendung des Hofes, und Landverderbliche Kriege ohne Noth hatten das öffentliche Elend vermehrt. Durch drückende Anleihen waren Schulden auf Schulden gehäuft; und es blieb der Nation weiter nichts übrig, als die Furcht eines gänzlichen Bankerotts und aller daraus entſtehenden Drangſale. — Verſtändige Männer hatten das Unglück, was dieſe und andre Staatsgebrechen nothwendig erzeugen muſten, lange vorausgeſehn; ſie hatten dafür gewarnt, aber vergebens. Die Nation wurde ſo lange durch falſche Hofnungen, die man ihr machte, getäuſcht, bis das Maaß ihrer Geduld erſchöpft war. Nun brach das drohende Ungewitter in ſeiner ganzen Stärke los, und

Digitized by Google

führte über ein großes, von der Natur ſo geſegnetes Land eine Reihe fürchterlicher Verwüſtungen herbey. Das Feuer hat in den Städten und auf dem Lande gewüthet; das Schwerdt hat viele Tauſende, Schuldige und Unſchuldige gefreſſen; Viele haben ihre Habe und Güter verloren; viele leben ſeit vier Jahren in beſtändiger Angſt und Schrecken, und Alle — in peinlicher Ungewißheit wegen des endlichen Ausganges. In dem Hauptſitz des Reichs ſtreiten noch Parteyen gegen Parteyen, um entweder Privatvortheile an ſich zu reiſſen, oder Privatrache zu üben: und das Ende aller dieſer Verwirrungen iſt, bey dem beſten Willen und Bemühungen wohlgeſinnter Männer, noch immer nicht mit Sicherherheit abzuſehn. Trauriges Loos eines Volks, das ſich unglücklicher Weiſe ſo herabgebracht ſieht! Wohl hingegen dem Lande, wo Mängeln durch weniger zerſtöhrende Mittel abgeholfen werden kann! Es verhält ſich hier, wie mit den Uebeln des Körpers. Wer z. B. einen unheilbaren Brandſchaden am Bein hat, muß freylich ſein Leben dran wagen (weil es doch nicht zu erhalten iſt), ſich das ganze Bein abnehmen zu laſſen; aber welcher Menſch wird zu dieſer deſperaten Operation ſchreiten, wenn noch andre Hülfe möglich iſt, oder er etwa ein Geſchwür am Fuß hat.

Wenn es alſo überhaupt um gewaltſame Revolutionen eine höchſt gefährliche Sache iſt, ſo läßt ſich ſchon im Voraus vermuthen, wie eine Frage zu beantworten ſeyn wird, welche man zu jetziger Zeit wohl hie und da aufwirft: haben wir in unſerm deutſchen Vaterlande wohl eine Revolution zu beſorgen? — Der Leſer kann ſich die Antwort ſelbſt geben, wenn er folgende Umſtände erwägt:

1.) In ganz Deutſchland iſt ſicherlich kein Staat, (ſo viele ihrer — und von ſo verſchiedner Güte ihre innere Einrichtungen

auch ſind,) wo das Volk ſich in dem vorhin beſchriebnen Zuſtande befände, von welchem eine Revolution eine natürliche und unvermeidliche Folge ſeyn würde. Man mag vielleicht hin und wieder auf die Abſtellung einzelner Misbräuche dringen; aber das iſt keine Revolution, welche das Ganze umwirft.

2.) Viele der deutſchen Fürſten haben — nicht erſt ſeit Kurzem, ſondern ſchon eine Reihe von Jahren hindurch — unbezweifelte Beweiſe von ihrem biedern Sinn, von ihrer Billigkeit und Gerechtigkeitsliebe, von ihrer wohlthätigen Fürſorge für das Beſte ihrer Staaten, gegeben, und geben ſie noch. Andre werden durch ſo edle Aufforderungen gereizt, ein Gleiches zu thun; und auf dieſem Wege der fortſchreitenden Staatenverbeſſerung haben ſich unſre vaterländiſchen Fürſten und ihre Völker einander bereits auf einen Grad genähert, den der Menſchenfreund nicht ohne Vergnügen bemerkt, und worauf er für die Zukunft noch ſchöne Hofnungen zu gründen berechtigt iſt. Dazu kommt.

3.) der Charakter unſrer Nation, der viel zu bedächtig iſt, als daß ſie einen ſolchen Schritt ohne die offenbarſte Nothwendigkeit thun ſollte *); und der ſie geneigt macht, lieber mit der

*) Ein ſchönes Beyſpiel zu dieſer Behauptung, welches der deutſchen Nation Ehre macht, hat ſo eben die freye Reichsſtadt Frankfurt am Mayn gegeben. Der franzöſiſche General Cüſtine that ihr die Erklärung: daß er ihr, Falls ſie etwa von ihrer Regierung gedrückt würde, und deshalb andre Einrichtungen treffen wollte, allen Schutz und Beyſtand zu leiſten bereit ſey. — Was thaten hierauf die Frankfurter Bürger? Sie gaben dem General eine Antwort, worin ſie ihm, für ſeine Bereitwilligkeit ihnen zu helfen, dankten! erklärten aber, daß ſie nicht in dem Fall wären, Gebrauch davon machen zu können, denn ſie wären ſchon frey, und mit ihrer Obrigkeit zufrieden, indem ſie von derſelben nicht gedrückt würden. Ordnung und Geſetze müßten, zur Beförderung des allgemeinen Beſten, ſeyn; und dieſen unterwürfen ſie

Digitized by Google

Abſtellung der allzudrückenden Misbräuche ſchon zufrieden zu ſeyn, als die Sache aufs Aeußerſte zu treiben. Auch müßten unſre Landsleute ihren Vortheil ſchlecht verſtehn, wenn ſie, um ſich einiger drückenden Uebel zu entledigen, lieber in einem gewaltſamen Aufſtande alles aufs Spiel ſetzen, als den geſetzmäßigen Weg gründlicher Vorſtellungen bey ihren Regenten zu jenem Ziel nehmen wollten, welcher jedem offen ſteht. Nein; der ſchlichte Menſchenverſtand ſagt es jedem, und ſelbſt dem gemeinen Mann, wenn er nur nicht getäuſcht und abſichtlich irre geleitet wird, zu gut, wie viel er bey einer Revolution zu verlieren habe; und daß er auf dieſe Art eine mögliche, und vielleicht nahe Verbeſſerung ſeines Zuſtandes wohl auf mehrere Menſchenalter muthwillig zurückſetzen könne.

Dieſe Umſtände zuſammengenommen zeigen zur Genüge, wie leicht ein öffentlicher Aufſtand in Deutſchland zu vermeiden ſey; und machen zugleich die ſicherſte Bruſtwehr aus, gegen alles, was Revolution heißt oder derſelben ähnlich iſt. Dieſe Betrachtung gewinnt nicht wenig Gewicht durch das warnende Beyſpiel unſrer Nachbaren, welches mit ſtarker Stimme allen, die ſie hören wollen (und wie wäre es möglich, dieſe durch ganz Europa tönende Stimme nicht zu hören?) eine Lehre predigt, die ſo ganz geſchickt iſt, die Völker und Regenten auf ihren wahren Vortheil, wo dieſer etwa verkannt ſeyn mögte, aufmerkſam zu machen, und ſie zur Beförderung deſſelben zu vereinigen! Die Lehre nämlich: „daß „alles innere Unglück eines Staats daher entſteht, wenn die Wohl„fahrt deſſelben nicht gehörig beherzigt wird, und das — falſch

ſich willig und gern; dies würden ſie auch ferner thun, und ihrer guten Verfaſſung getreu bleiben.

So brav erklärte ſich eine verſtändige Bürgerſchaft, da ſie durch Erfahrung überzeugt war, daß ihre Obrigkeit es gut mit ihr meine.

Digitized by Google

„verſtandne — Intereſſe des Regenten zuletzt auf den Druck „und Ruin des Volks hinwirkt; daß hingegen alles Bürger- „und Regentenglück daraus entſpringt, wenn beyde Theile, gleich „einer Familie, zu Einem Intereſſe verbunden werden, als wel- „ches nur allein eine gegenſeitig vertrauenvolle, das ge- „meinſchaftlicht Beſte bewirkende Thätigkeit mög- „lich macht.“

Unſre Nation iſt (ich ſage es mit Freuden) vorzüglich ge- ſchickt, dieſe Lehre zu faſſen und zu benutzen; wie denn ein an- ſehnlicher Theil unſrer Fürſten ſie ſchon in verſchiednem Grade, in Ausübung gebracht hat. Haben wir alſo nicht Grund zu hof- fen, daß Deutſchlands Staaten alle, durch weiſe Vorſorge ihrer Regierungen, und durch ein gemäßigtes Be- ſtreben ihrer Bürger, in ſtiller Eintracht an der Beförde- rung ihres wahren, gemeinſchaftlichen Glücks arbeiten werden, ohne den Weg zu dieſem ſchönen Ziele mit Gefahren und Elend zu bezeichnen!

Dieſes Ziel ſey auch das unſrige; und wohl dem, der, ſo viel an ihm iſt, demſelben mit unverrückter Beharrlichkeit nachſtrebt!

C. G. Neuendorf.

III.

Digitized by Google

III.

An die Treue.

„Welche Tugend, welche Götternamen,
„welche Helden, die, zum hohen Ziel,
„ſchon ſo früh, wie die Alcide, kamen,
„willſt du preiſen mit dem Saitenſpiel?
„daß ſo feyernd deine Töne beben,
„daß ſo ſtolz dein Auge Harfner glüht?
„willſt du Troſt gekränkten Brüdern geben,
„um der Freyheit heilge Tempel ſchweben,
„willſt du richten, wo die Wahrheit flieht? — “

Jüngling, nein! ich preiſe keine Götter,
keinen Mann, den eine Krone drückt,
keinen, jener ſtolzen Glaubensretter,
den der Lorbeer blutger Siege ſchmückt;
friedlich wind' ich meine Myrtenkränze
um der Freyheit, um der Liebe Haupt,
achte nicht des Sclavenſohnes Gränze,
ſchwinge mich in ewig ſchöne Lenze,
ſinge Treue, die kein Sturm entlaubt.

Digitized by Google

Flüchtig — wie im Sturm die Nebelwolke
über Städte, über Berge ſchwebt,
kaum bemerkt vom unterjochten Volke,
das im Jubel reicher Thorheit lebt —
ſcherzt' ich ſonſt in roſigen Gefilden
ſüßer Täuſchung, unbekümmert wie?
Ließ den weiſen Stolz Syſteme bilden,
folgte — ſchalt man mich auch einen Wilden, —
nur den Winken meiner Fantaſie.

Wo aus Felſen klar die Emma ſpritzte,
murmelnd über graue Trümmer floß,
in der Fern des Thurmes Kuppel blitzte,
vom zerfallnen alten Ritterſchloß, —
ſaß ich ſonſt, und ſang in frohen Tönen
der erhörten Liebe Seligkeit,
lachte des geborgten Zorns der Schönen,
wagte ſelbſt die Treue zu verhöhnen,
die ſich ewig einer Hofnung weyht.

O! vergieb wenn mich ein Wahn betrogen,
treue Liebe, die Petrarca ſang,
jene Zeit der Täuſchung iſt verflogen,
jene Göttin, die mein Kuß durchdrang,
ſteht entgöttert, ihre Schleyer ſinken,
ihre Roſen alle ſind verblüht;
keine Zauber können friſch ſie ſchminken,
Treue! deine Himmels-Blicke winken,
Heil dem Manne! der dich glänzen ſieht!

Treue heißt die zauberiſche Kette,
die den Bruderbund der Menſchheit ſchließt;
Treue pflegt den Greis am Krankenbette,
lockt die Thräne die beym Grabe fließt:
Treue leyht dem ſchwachen Freunde Kräfte,
ſtärkt den Helden im entbrannten Streit,
giebt Vertraun dem Wandel der Geſchäfte,
ſchenkt dem Nord des Südens Traubenſäfte,
dem Genuſſe die Verſchiedenheit.

Treue ſiegte unter Friedrichs Fahnen,
als der Neid ſich gegen ihn verſchwor,
Treue weint noch jetzt bey ſeinen Manen,
klagt, daß ihn ſo früh die Welt verlohr.
Fliehet fort ihr ſeufzenden Gedanken,
Blicke, ſtaunt nicht jene Gräber an,
wo des Vaterlandes Streiter ſanken,
Tauſende das Gift des Todes tranken, —
ſterben muß wer hier nicht ſiegen kann.

Aber dort, bethränter Blick, verweile,
wo der Freundſchaft goldner Tempel glänzt,
Jüngling, dort bewaffne dich und eile
hin zur Schlacht, die dich mit Lorbeer kränzt.
Herrlich kämpft ſich's, wenn in Freundesblicken
die Begeiſtrung hohen Ruhmes glüht,
wir noch dann, den Freund an Buſen drücken,
wenn die Heere ſchon zum Kampfe rücken,
wenn der Genius der Menſchheit flieht.

Digitized by Google

Treue Freundſchaft, Heilige, Geweyhte,
welche Wunder haſt du ausgeführt?
Wo iſt der, der ſich nicht deiner freute,
den nicht dein bethräntes Auge rührt? —
Freude weckſt du in des Jünglings Herzen,
Größe ſchaffſt du in des Mannes Bruſt,
linderſt ſanft des matten Kranken Schmerzen,
lehrſt die Armuth unter Drangſal ſcherzen,
und verlachſt was du entbehren mußt.

Treue Freundſchaft, du nur biſt die Stütze
guter Seelen, wenn der Sturm ſie faßt,
wenn im Schrecken grauenvoller Blitze,
um ſie her die halbe Welt erblaßt.
Wenn die Schwermuth ihres Lebens müde
auf das ſieche Krankenlager ſinkt,
und entkräftet ſelbſt der Peleide
klagend ſeufzt, — dann beutſt du Seelenfriede
dem Entnervten, dem Patroklus winkt.

Doch — o Schmerz! er iſt im Streit gefallen,
und es blitzt zur Rache nun dein Schwerdt,
Er, der treuſte Seelenfreund von Allen,
iſt des großen Söhnungs-Opfers werth.
Freundesbündniß kann der Tod nicht trennen,
hier entſchlummert die Erinnrung nie,
ewig wird der Freundſchaft Fackel brennen,
Freunde ſich in Eden wieder kennen,
ewig tönet Herzensharmonie.

Aber ſchöner noch führt treue Liebe
ihren Zögling, auf beblümten Pfad,
zum Genuſſe ſegenreicher Triebe,
wo bekränzte Götterwolluſt naht.
Hier, entfeſſelt, ſteigt die Seele freyer
zu den Himmeln ihres Schöpfers auf,
hier durchglüht ſie ein ätheriſch Feuer,
umgeſchaffen, wird der Schmerz ihr theuer,
hier beginnt ein neuer Zeitenlauf.

Mühſam zwar, auf hohen Felſenrücken,
geht der Weg in dies Eliſium,
ſelten iſt ein Blümchen da zu pflücken,
ſpät oft naht man dieſem Heiligthum.
Aber iſt der Kämpfer auch am Ziele,
Götter! Götter! welche Seligkeit!
wenn berauſcht, im freudigen Gewühle,
im Gedränge heiliger Gefühle,
ſich die Seele dem Genuſſe weyht.

Lieblich flüſtern dann in Hain und Büſchen
Weſen einer ſchöneren Natur,
reizend wallt in zaubernden Gemiſchen,
neues Leben dann auf todte Flur:
Silberquellen, die uns Nektar ſchäumen,
ſprudeln über junge Blumen hin,
ſanfter ſäuſelt's in belaubten Bäumen,
Labyrinthe junger Roſen keimen,
überall herrſcht Paphos Königin.

Treue Liebe macht aus Sara's Oeden,
Freudenthäler der Unſterblichkeit,
wo ſie naht vollenden alle Fehden,
Palmen werden freundlich ihr geſtreut.
Menſchenliebe folget ihren Tritten,
Eintracht wohnt wo ihre Sonne ſtrahlt,
Freude bringt ſie in der Armuth Hütten,
und belohnt, wer unverdient gelitten,
mit Gefühlen, die kein Gold bezahlt.

Doch! vermögteſt du auch nicht zu lohnen,
wär es Täuſchung was dein Mund verſpricht, —
Laura, böth man mir auch Königskronen,
doch verließ ich, dich Geliebte, nicht!
Treue ſey, in Allen, mein Begleiter,
durch des Lebens dunkles Labyrinth,
führe mich den Strom der Zeiten weiter,
führe mich hinan die Stufenleiter,
wo wir nicht mehr ſterblich ſind. —

Franz von Kleiſt.

Digitized by Google

IV.

Merkwürdige Antwort eines nordiſchen Königs.

Nie gab es in der Menſchengeſchichte vielleicht ſo viele Unruhen und ſo fürchterliche Empörungen, als in den Zeiten der mittlern Jahrhunderte, beſonders nachdem die Nordeinwohner Europens auf den oft wiederholten und langweiligen Kreuzzügen mehr brauchbare Erfahrungen gemacht und die heiligen Menſchenrechte beſſer kennen und ſchätzen gelernt hatten. Die Päbſte von Rom, als der zweyte Gott der damaligen Jahrhunderte, waren die ſtarken Triebfedern davon, indem ſie alle diejenigen von ihren vergangenen und zukünftigen Sünden freyſprachen, die der göttlichen Aufforderung folgen und jenes gelobte Land den eifrigen Anhängern Muhameds entreißen würden helfen. Durch anlockende Verſprechungen gereizt, zogen angeſehene Fürſten und Große dahin, kämpften — und ſtritten — und ſtarben, während daß ſich in Italien die über andere Sterbliche erhabenen Väter zu Hauſe gütlich thaten und die durch die lange Abweſenheit der Länderbeherrſcher entſtandenen allgemeinen Unruhen aufs beſte zu benutzen ſuchten. Aber gewiß hatten die Nachfolger Peters hierbey niemals den Zweck und die Abſicht, dadurch eine Veranlaſſung zu geben, daß ihre geiſtlichen Unterthanen heller ſehen und aufgeklärter denken ſollten. — Wenn es wahr iſt, daß jeder Reiſende wenigſtens einige Kenntniſſe einſammelt und dieſe nach ſeiner Zurückkunft anzuwenden ſich bemüht, ſo iſt es kein Wunder, daß von Millionen, die aus den Abendländern nach den Orient hin wanderten, bisweilen mancher, der wieder in den Schoos

Digitized by Google

ſeiner Freunde und in ſeine oft gewünſchte Heimath eilte, ſeine einſeitigen Begriffe von Religion und Regierungsformen zu ändern bequeme Gelegenheit fand. Kam er nun wieder glücklich zu ſeinen theuern Verwandten zurück, ſo erzählte er die ſonderbarſten Schickſale und bewundernswürdigſten Abentheuer, die er unterweges ausgeſtanden und die merkwürdigſten Lehren, die er in fernen Landen erfahren hatte. Großes Aufſehen und allgemein ſich ausbreitende Senſation mußte dies nothwendig unter ſeinen nahen und entfernten Mitbürgern verurſachen, denen es zur angenehmen Unterhaltung gereichte, dergleichen außerordentliche Wunderdinge zu hören. Ihre ſchwachen Einſichten wuchſen allmählig und fingen an, ſich weiter auszubreiten. In ihrer thätigen Einbildungskraft entſpannen ſich allmählig angenehme Zauberideen, die von Alter zu Alter, von Jahrhundert zu Jahrhundert ſich fortpflanzten.

Fügte ſichs nun, daß Herrſcher ſtrenge waren und hart gegen ihre Untergebenen verfuhren, ſo regte ſich das hohe Bewußtſeyn der natürlichen Freyheit lebhaft wieder, das in ihren Herzen lange tief geſchlummert hatte, die erhitzte Phantaſie gaukelte ihnen lachende Bilder vor und jeder fühlte ſich unabhängig. Süße Träume beſchäftigten ſie und der Wunſch nach Freyheit ward immer ſehnlicher. — Sklaviſchen Geſetzen ſah man bald hier, bald dort den erheiſchten Gehorſam verweigern, verdrießliche Uneinigkeiten entſtanden, und man nahm anfänglich ſeine Zuflucht zu Bogen und Pfeil, und in der Folge griff man zu Pulver und Bley, den alles verheerenden Mitteln, ohne daß erſt lange gütliche Unterhandlungen gepflogen wurden. So ſtiegen lange anhaltende Zwiſtigkeiten und gewaltige Unruhen zwiſchen dem tyranniſchen Regenten und den unterdrückten Unterhanen hervor, und fürchterliche Parteien trennten den kranken Staat.

Digitized by Google

Waren ſie je irgendwo häufig ausgebrochen, ſo war dies ſicher der Fall unter der ſtürmiſchen Regierung Waldemars des Dritten, der von 1340 bis 1375 das Steuerruder des Däniſchen Reichs immer mit ziemlichem Glück führte. Wo dieſer ſchlaue und erfahrne Fürſt ſich hinwendete, da ging alles nach beſtem Wunſche: kam er in eine Verſammlung, ſo hatte er die getheilten Herzen der Anweſenden in ſeiner allgewaltigen Hand.

Bey errungener Beſteigung auf den königlichen Thron, fand er nur einen kleinen Theil des ehemaligen großen Königreichs zu ſeinen Befehlen bereit. Eiferſüchtige Nachbarn und ungehorſame Lehnsleute hatten ſich bey der vorigen Zerrüttung des Reichs eine Stadt, eine Grafſchaft nach der andern widerrechtlich zugeeignet, und nur mit ſchwerer Mühe konnte der unerſchrockene Waldemar ſeinen rechtmäßigen Beſitz wieder darüber gewinnen. Mit gewaffneter Hand mußte er, gleich dem großen Alfred von England und dem tapfern Skanderbeg von Griechenland, ſein väterliches Erbtheil von den hartnäckigen Feinden erobern und vertheidigen.

Geld und Auflagen ſchienen ihm zur Ausführung ſeiner weiten Pläne und zur kräftigen Leitung fortdauernder Kriege bey dem damaligen Mangel an andern Hülfsquellen unvermeidlich. Das für ſeinen König ganz eingenommene Volk gab anfänglich ſeine theuerſten Koſtbarkeiten her, und ſelbſt Prieſter reichten ſilberne Becken aus reichen Kirchen und koſtbare Geräthe von heiligen Altären zur Beſchützung und Vertheidigung des Vaterlandes hin. Welch Wunder damaliger Zeiten!

Eine Zeitlang ertrugen es ſeine treuen Untergebenen geduldig: allein die vielfachen Abgaben vermehrten ſich und nahmen kein Ende. Unzufriedenheit zeigte ſich nach und nach, wiederholtes Misvergnügen erwuchs, und ein kühner Aufruhr war unter den Einwohnern Dännemarks unabwendbar. Zwar wuſte ihn

der muthige Waldemar jedesmal glücklich zu hemmen: aber einige Jahre vor ſeinem Abtreten von dieſer Schaubühne wurden der Unruhen ſo viele und die Empörungen ſo oft wiederholt, daß es ihm eins der beſten und wirkſamſten Mittel zu ſeyn dünkte, vermittelſt einer feyerlichen Geſandſchaft den damaligen Pabſt, Gregor XI., anflehen zu laſſen, um ihm wieder zum ruhigen Beſitz ſeines Reichs durch den alles zerſchmetternden Bannſtral gegen ſeine Feinde und Empörer zu verhelfen.

Dieſer ließ ihn nicht nur nicht dazu gelangen, ſondern ertheilte ihm ſogar eine der beleidigendſten Antworten, und was noch weit abſcheulicher war, er richtete den fürchterlichen Bann gegen ihn.

Der König ward hierüber äußerſt aufgebracht, ſo wie jeder es ſeyn würde, fertigte eine zweyte Geſandſchaft kurz vor ſeinem Tode ab, und ſchickte dem Schlüſſelbewahrer der himmliſchen Pforte folgenden Brief:

> Waldemar, König von Dännemark ꝛc. meldet dem Biſchoff von Rom ſeinen Gruß.
>
> Wir erhalten unſer Leben von Gott, unſer Königreich von unſern Unterthanen, unſere Reichthümer von unſern Anverwandten, und unſere Lehre (doctrina) von Dir, auf welche wir, wofern Du ſie uns nicht länger zu erlauben geſonnen biſt, durch gegenwärtigen Brief Verzicht thun.

Würde ſich wohl am Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts mancher Fürſt des heilig römiſchen deutſchen Reichs einen ſolchen Brief zu ſchreiben unterſtehen, als dieſer im vierzehnten Jahrhunderte frey von Vorurtheilen lautete? —

v. Wackerbarth.

V.

Der ehrliche Mann.

Unter den erſten Streitern gegen die aufkommende Wolfiſche Philoſophie zeichnete ſich ein Adjunctus facultatis philoſophicae Jenenſis, mit Namen Johann Liborius Zimmermann, aus, wovon auch noch ſchriftliche Denkmale vorhanden ſind. Er gehörte zu der Partey in Jena, die ſich verbrüdert hatte, in der Religion den Grundſätzen unverändert treu zu bleiben, welche in den ſogenannten Collegiis pietatis befolgt wurden. So wohl ſein bekannter Widerſpruch gegen die Wolfiſche Philoſophie, als auch die eben erwähnten Grundſätze machten ihn im Jahr 1731 denjenigen Mitgliedern der damaligen theologiſchen Fakultät in Halle, die Einfluß bey Hofe hatten, ſo werth und wichtig, daß er von derſelben bey Hofe aufs dringendſte zur Wiederbeſetzung der von Rambach, welcher nach Gießen gegangen war, erledigten theologiſchen Profeſſur empfohlen wurde. Chriſtian Benedikt Michaelis war in demſelben Jahr, nach Rambachs Abgang, in die theologiſche Fakultät eingerückt, und ſollte nach dem Plane derjenigen Fakultiſten, die den größten Einfluß hatten, wieder aus derſelben ſcheiden, um dem Zimmermann ein größres Gehalt zu verſchaffen, denn es waren nur noch 300 Rthlr. übrig, die dem neuen theologiſchen Profeſſor angewieſen werden konnten, und Zimmermann hatte ſeit einigen Jahren bereits eine einträg-

lichere Stelle; denn er war Konſiſtorialrath und Hofprediger des Grafen zu Stollberg-Wernigerode. Zimmermann hatte viel Neigung und Talent zu einem akademiſchen Lehrer. Er nahm dieſen Ruf an; damit aber ſeine eifrigen Freunde aus Vorliebe für ihn nicht einem dritten ſchaden möchten, und um ihren Plan, der ſchon nach Hofe gegangen war, zu vereiteln, machte er bey der Annahme des an ihn ergangnen Rufs in der Antwort auf das deshalb an ihn erlaſſene königliche Reſkript dieſe Bedingungen, daß ihm theologia thetica und moralis als ſein Fach beſonders angewieſen, und daß Michaelis um ſeinetwillen nicht gekränkt werden möchte. Seine eignen Worte waren dieſe:

„Da übrigens benachrichtiget worden, daß Ew. Königl. Ma„jeſtät dem Profeſſor Michaelis eine theologiſche Profeſſur „bereits allergnädigſt konferirt, dieſer aber, im Fall ich die „Vokation acceptirte, ſolche hinwiederum quittiren ſollte; „und dann zu beſorgen, daß ſolches bey manchem eine wi„drige Empfindung verurſachen und eine gute Harmonie da„durch gehindert werden möchte, mir auch leid wäre, daß „um meinetwillen Jemand ſollte gekränkt werden: ſo erkühne „mich, E. K. M. allerunterthänigſt zu erſuchen, Dieſelben „geruhen allergnädigſt, gedachten Profeſſor Michaelis, da „derſelbe bereits introducirt, bey der theol. Profeſſur zu „laſſen; im maßen ich auch mit dem Salario, ſo mir aus„geſetzt werden möchte, gar wohl zufrieden bin, u. ſ. w.“

Michaelis behielt, auf Zimmermanns Bitte, ſeine Stelle in der theol. Fakultät. Ein ſolches Benehmen mußte dieſen Mann bey Hofe ſehr empfehlen. Er erhielt bald nach Antritt ſeines Amts nachſtehendes Königl. Kabinetsſchreiben:

„Würdiger, Lieber, Getreuer! Aus Eurem Schreiben „vom 18ten voriges habe erſehen, daß ihr Eure Funktion in

„Halle nunmehr wirklich angetreten. Ich wünſche Euch
„Glück dazu, und verſehe mich zu Euch, Ihr werdet nichts
„unterlaſſen, wodurch die Ehre Gottes und das Beſte der
„ſtudirenden Jugend, auch die Aufnahme der Univerſität be-
„fördert werden könne. Ihr könnet Euch ſodann meiner
„Gnade jederzeit verſichern, und daß ich ſeyn werde

„Euer wohl affektionirter König

„Friedrich Wilhelm.“

Es waren damals in der theol. Fakultät zu Halle Joachim Lange, Johann Heinrich Michaelis, Gotthilf August Franke, Christian Benedikt Michaelis, wozu denn Johann Liborius Zimmermann kam. Es mogte nun einer dieſer Theologen, oder ein Juriſt, oder ſonſt Jemand geweſen ſeyn, kurz es waren von einem Sohn der Finſterniß Inſinuationen bey Hofe gemacht worden, als wenn der Flor der Univerſität ſehr abgenommen hätte. Zimmermann erhielt unterm 25. Jul. 1732. nachſtehende Königl. Kabinetsordre:

„Seine Königl. Majeſtät in Preußen, Unſer Allergnädigſter „Herr, verlangen von dem Zuſtand der Univerſität Halle, „und wie ſtark die Anzahl der Studenten anjetzo wirklich, „auch ob dieſelbe größer oder geringer ſey wie ſonſt, und „falls ſie geringer, woher ſolches rühre, gründlich benach-„richtiget zu ſeyn, imgleichen, wie ſolcher Abfall zu redreſ-„ſiren und die Univerſität wieder in vorigen Flor zu bringen. „Dannenhero befehlen ſie dem Prof. Zimmermann hiedurch „in Gnaden, davon pflichtmäßig zu berichten, und ſeine „Meinung darüber zu eröfnen, aber gegen Niemanden von „dieſer ordre etwas zu ſagen und den Bericht nicht eher als „den 18. Aug. an Se. Königl. Majeſtät immediate einzuſen-„den. Berlin, den 25. Juli 1732.“

Digitized by Google

Hier bot ſich nun dem Prof. Zimmermann eine gute Gelegenheit dar, die Anhänger der Wolfiſchen Philoſophie unter den Profeſſoren ſchwarz zu machen, denjenigen Theologen, die nicht ſeines Sinnes waren, zu ſchaden, dieſen oder jenen juriſtiſchen Profeſſor als einen Freygeiſt, Spötter und offenbaren Religionsverächter darzuſtellen, die chronique ſcandaleuſe zu benutzen, überhaupt die Rolle eines Cenſors der verſchiednen Fakultäten zu ſpielen und ſich ein großes Relief zu geben. Er durfte nicht den Heuchler machen, nicht lügen und läſtern, ſondern nur unbeſonnen genug ſeyn, jeden üblen Eindruck, den akademiſche Perſonen und Einrichtungen auf ihn gemacht hatten, in ſeinen Bericht aufzunehmen, und mancher würde eine tiefe Wunde bekommen haben, ohne zu wiſſen, woher der Schlag kam. Wie würde mancher dieſe dargebotne Gelegenheit benutzt haben, der, wie der im Wald verſteckte oder in der Nacht umherſchleichende Räuber, auf eine Gelegenheit lauert, oder eine Gelegenheit ſucht, den Unſchuldigen unerkannt zu überfallen?

Aber wie nahm ſich Prof. Zimmermann bey dieſem Befehl? Das ergiebt ſich aus folgendem Bericht, den er erſtattete:

P. P. Auf Ew. Königl. Majeſtät ordre vom 25. Juli c. „wünſchte nach allerunterthänigſter Pflicht den vollkommen„ſten Bericht abſtatten zu können, wenn nicht wegen meines „noch ſehr kurzen Hierſeyns und Unerfahrenheit in den mei„ſten zur Univerſität gehörigen Umſtänden dazu noch ganz „unvermögend wäre; zumal auch nach Ew. K. Maj. aller„gnädigſten Befehl, mit andern desfalls nicht conferiren „ſollen. Ew. K. Maj. weiß demnach von der Anzahl der „ſtudioſorum, ſo gegenwärtig ſich hier finden möchten, „weiter nichts mit Gewißheit zu melden, als daß ehedem „von dem ſel. Prof. Franken zu Köſtritz habe erzählen hören,

„daß der numerus hieſiger Academie ſich nie über 12 bis „1300 Studenten erſtrecket, und wären ſelbige un„ter ſeinem Prorectorat einſt ſelbſt gezählet worden. „Nach dieſer Anzahl möchte unſre Univerſität nun wohl „nicht abgenommen haben, denn es werden die col„legia ſo wohl theologica als juridica hin und wie„der noch ſtark frequentiret, und habe ich an meinem „Theil wahrgenommen, daß die Zahl meiner Auditorum „ſich noch die vergangne Oſtern ziemlich vermehret, daher „ich geglaubt zu ſchließen, daß ohnerachtet viele alte abge„gangen, dennoch viele und noch mehr neue Studenten „ſich wieder anhero begeben. Was aber die Aufnahme „unſrer Akademie betrift, ſo halte allerunterthänigſt da„vor, daß nächſt göttl. Regierung und Seegen ſolche „nicht füglicher zu erhalten, als wenn Ew. K. Maj. al„lergnädigſt fernerhin rechtſchaffne Profeſſores in allen „Facultäten ſetzen, die ſo wohl hinlängliche Gelehrſam„keit als wahre Frömmigkeit beſitzen, damit die ſtudioſi „ſo wohl zu den nöthigen Wiſſenſchaften als zur Gottſee„ligkeit und Tugend mit angeführet und die Eltern um ſo „vielmehr bewogen werden, ihre Kinder ohne Gefahr der „Verführung anhero zu ſenden. Beſondre Mittel aber „und aller unterthänigſte Vorſchläge, wie unſre Academie „in beſſern Flor zu bringen, auszudenken, bin nicht im „Stande, dieweil, wie vorhin bereits allerunterthänigſt „bekannt, noch von vielen zur Univerſität gehörigen Um„ſtänden mich nicht informiren können. Ew. K. Maj. „geruhen demnach, mein Unvermögen und Unerfahren„heit hierin allergnädigſt zu überſehen, der ich ſonſt nach „Pflicht und Schuldigkeit allerunterthänigſt bereit bin,

Digitized by Google

„alles, ſo viel mir Gott Kraft und Gnade darreicht, „zur Aufnahme und Wachsthum unſrer Univerſität gern „und willig beyzutragen, u. ſ. w.“

So handelte der ehrliche Mann. Dieß iſt wahre Geſchichte, wovon die Originaldokumente in guten Händen ſind. Wär's ein Gemälde, ſo könnte man den Schatten wenigſtens dazu brauchen, das Gemälde zu heben.

Akademikus.

VI.

Digitized by Google

VI.

Ueber deutſche Nationalwichtigkeit;

ein hiſtoriſches Gemählde.

Die Bildung einzelner Menſchen geht einerley Gang mit der Bildung ganzer Nationen. Was unter gewiſſen Umſtänden den einzelnen Menſchen auf hohe Stuffen der Biltung hebt, oder zu tieferen hinabzieht, das hebt unter ähnlichen Umſtänden auch ganze Nationen, oder zieht ſie hinab.

Wehe dem einzelnen Menſchen, der, wenn auch noch ſo gebildet, noch ſo fähig zum Erklimmen der höchſten Bildungsſtuffen, Achtung vor ſich ſelbſt verlohr! Wehe der Nation, die, wenn auch noch ſo kraftvoll, noch ſo bildungsfähig, über dem Anſtaunen anderer Nationen ſich ſelbſt aus dem Auge verliehrt. —

Wehe alſo der Deutſchen Nation, die ſchon ſeit Jahrhunderten an Italianomanie, Anglomanie und Frankomanie krank liegt; fremden Moden, fremden Sitten huldigt; durch Vorurtheil geblendet, an jedem Produkte der Wiſſenſchaft und Kunſt das Gepräge der ultimateſten Vortreflichkeit zu ſehen glaubt, ſobald ſie hört: das kam aus Italien, England, oder Frankreich; und verachtend weg ſich wendet von

allem, was Deutſche Firma trägt; die ſich um fremde Verdienſte, wie Büſſoniſche Kometen, in eccentriſchen Bahnen dreht, ſtatt auf ſich ſelbſt zu wurzeln, wie eine Sonne neben Sonnen! Wehe dieſer Nation, wenn ſie zur Achtung vor ſich ſelbſt nie wieder zurückkehrt!

Schon gar oft ſprach man dieſes Wehe; tadelte gar oft ſchon Deutſche Eccentrizität mit vollem Rechte; tadelte ſie in allen Modulationen des Tadels, vom ſanften Vorwurfe bis zur ſtechenden Satyre; — tadelte und heilte nicht. — Doch ja! Wenn Erinnerung an alles das, womit ſich Deutſche von ihrer erſten Exiſtenz in der Geſchichte durch alle Zeitalter bis auf dieſen Tag vor andern Nationen auszeichneten; wenn Erinnerungen dieſes alles, am rechten Orte mit eingreifendem Tadel über die unpatriotiſche Vergeſſenheit dieſes alles gemiſcht: wenn dies Heilung iſt, ſo machte man allerdings zu dieſer Heilung hier und da rühmliche Verſuche. Sie wirkten nicht.

Daher wage ich nun auch einen Verſuch; — nicht in dem überſtolzen Gedanken, mir werde gelingen, was ſo manchem tiefern Denker nicht gelang: nein! um als patriotiſcher Deutſcher die Beruhigung zu haben, daß auch ich in einer für Deutſche ſo wichtigen Sache that, was ich konnte. Hat nun dies nur ſo viel innern Werth, daß es nicht zur unverzeihlichen Sünde wird, es dem Deutſchen Publikum vorgelegt zu haben; dann verdiene ich ja wohl auch keinen Vorwurf, daß ich damit hervortrat. —

Zur Sache! Zur großen Rolle hin, die Deutſche in Europens Geſchichte ſpielten!

Deutſche erſchütterten zuerſt das allherrſchende Rom; fielen deſſen allumfaſſendes Gebiet ſchon 114 Jahre vor Chriſto im heutigen Steiermark an. — Wer zählt die Völker, die von Rom in der Periode ſeiner ſteigenden Größe beſiegt und unterjocht wur-

den? Nur ein Volk erſchwerte ihm die Siege, und ließ ſich nie unterjochen; und dies ſind die Deutſchen.

Als die Hierarchie — von Konſtantin dem Großen in den erſten Jahrzehnden des vierten Jahrhunderts, und vom Kaiſermörder Phokas (607) erſchaffen; von Benedikt, dem Mönchsordensſtifter im Occident (543), von den Nationenbekehrern, Auguſtin in England (597), Kolumban und St. Gall in der Schweiz (610), Willibrord unter Frieſen, und Winfried unter ſüdlicheren Deutſchen, und von den Frankenkönigen, Pipin, Karl dem Großen, und Ludwig dem Frommen höher gehoben — als dieſe Hierarchie ihren allmächtigen Scepter über einen großen Theil Europens ſtreckte: da beugten ſich freylich Deutſche unter ihm am tiefſten, und der Glanz der deutſchen Kaiſerkrone erblich in Heinrichs IV. Bußſcene zu Kanoſſa. Aber auch Deutſche ſchleuderten am kräftigſten dieſen Scepter von ihren Häuptern hinweg, und gaben damit Europens Völkern Muth, dem großen Beyſpiele mit feſten Schritten zu folgen. Wohl hatte Böhmen Huſſiten, England Wikliſiten, Frankreich Waldenſer und Albigenſer, ehe Deutſchland ſeinen Luther hatte; wohl hatte die Schweiz ihren Zwingli und Kalvin: aber alle dieſe Reformatoren, wären ſie mehr als Arnold von Breſcia, der zu frühzeitige Reformator Roms (1140); wären ſie mehr als vorübergehende Erſcheinungen geweſen, ohne das große Werk eines Luthers, Melanchthons, Piſtorius, Reüchlin, und mehrerer Deutſchen?

Wahr, daß Deutſchlands, wie des übrigen Europens wiſſenſchaftliche Bildung, das heißt, ſeine klaſſiſche Litteratur und ſein Geſchmack an höhern Wiſſenſchaften, aus den Mönchskopien Griechiſcher und Römiſcher Meiſterwerke, von ſpaniſchen Arabern, und nach der Türkiſchen Eroberung Konſtantinopels (1453) von Byzantinern herüberkam: aber zur Ehre der

Deutſchen Nation auch eben ſo wahr, daß in jeder andern als der ſtrengwiſſenſchaftlichen Bildung, daß in Geſchmack an mechaniſchen und ſchönen Künſten, in Manufakturen und Fabriken, in Schiffahrt, Handel, und ſelbſt einigen höhern Wiſſenſchaften, Deutſche die Lehrer des ganzen Europens waren.

Den Beweis für dieſe auffallende Behauptung liefert die Geſchichte mit folgenden dokumentirten Thatſachen.

Man kennt die langweilige, beſchwerliche Küſtenfahrt der alten Phönizier, Griechen, Römer und Karthager. Man weiß, daß noch viele Jahrhunderte nach Chriſto die Schiffahrt aller Nationen nichts als eine ſolche Küſtenfahrt war, und es blieb, bis Kompaß und Aſtrolabium dem Schiffer Muth einhauchten zur Fahrt auf hoher See, wo er nichts hört als das donnernde Brauſen wogender und ſchäumender Waſſerberge; wo ſein herumirrendes Auge nichts ſieht, als Himmel und Fluthen, und umfluthete, todtdrohende Felshöhen.

Nur Deutſcher Muth wagte ſich früher, ohne Aſtrolabium, ohne Kompaß, auf hohe See, und wagte ſich glücklich. — So die Franken, die der Kaiſer Probus nach Thrazien verſetzt hatte. Im Jahre 281 nach Chriſto bauten ſie und raubten ſich Schiffe, fuhren durch den Helleſpont, zwiſchen den Archipelagiſchen Inſeln durch, und fern von Küſten in's Mittelländiſche Meer, landeten und plünderten auf Siziliens und Nordafrikens Küſten, fuhren durch die Meerenge von Gibraltar, fern von Küſten auf dem Atlantiſchen Meere dahin, nach Deutſchland zurück. — So ſehen wir Normänner, Nordiſche Deutſche, in den Jahren 984 und 985 Island, Grönland und Nordamerika entdecken; ſehen ſie im Jahre 990 nach der Mündung der Dwina, 1002 nach Italien, 1066 nach England ſchiffen; ſehen Bremer und Lübecker im zwölften Jahrhundert alle Seegefahren auf ihrer

langen Kreuzfahrt nach Paläſtina glücklich beſtehen; ſie und Hamburger in der Periode ihres höchſten Handelsflors alle damals bekannte Meere mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit durchſchiffen.

Ein Deutſcher war es, Martin Behaim, der Nürnbergiſche Patrizier, der die leztere Hälfte des funfzehnten, und die erſte des ſechzehnten Jahrhunderts zum Zeitalter der Erdentdeckungen machte. Von ihm geleitet entdeckten die Portugieſen die Inſel Fayal, (1460). Er, und nicht der Genueſer Kolumbus, berührte zuerſt Amerika, und zwar die Patagoniſche Küſte; er iſt alſo der wahre erſte Entdecker dieſes Erdtheils, wenn wir es vergeſſen wollen, daß Normänner ſchon im zehnten Jahrhundert an Nordamerikens Küſten landeten. Martin Behaim war es, der den Gebrauch des Aſtrolabium bey der Schiffahrt einführte. Wie hätte Kolumbus, als ihn auf hoher See die Abweichung der Magnetnadel überraſchte; — wie hätte er da, ohne dem von Behaim erlernten Nutzen des Aſtrolabium, Weſtindien entdecken können! Ohne vorher Behaims Seekarte geſehen zu haben, hätten Kolumbus und Ameriko Veſpuzzi ihre Entdeckungsreiſen nie unternommen. Im Vertrauen auf Behaims Seekarte trat auch Magellan ſeine Seereiſe um die Erde an, fuhr durch die Meerenge ſeines Namens, erreichte ſchon nach vier Monaten die Philippinen, und entdeckte die Molucken, (1520).

In denen für Erdkunde und Aſtronomie wie für jede andere Wiſſenſchaft dunkeln Zeiten des Mittelalters; in denen kein Cäſar, Tacitus, Salluſt und Livius die Geſchichte bearbeitete, kein Agathodämon Landkarten zeichnete, kein Properz ſie illuminirte; da Griechenlands und Roms Meiſterwerke noch im Kloſterſtaube moderten: in dieſen Zeiten erfand ein Deutſcher, Gerbert, die Polaruhr, und entdeckte den Lauf der Geſtirne; ein andrer Deut-

ſcher, der Abt Wilhelm von Hirſchau, erfand (1091) eine Methode, Solſtitien, Aequinoktien, und den periodiſchen Gang der Geſtirne zu finden; Gottfried, ein Deutſcher Mönch, erklärte zuerſt (1235) ein Sonnenmeteor nach Ariſtoteles und Seneka; ein Deutſcher Dominikaner ſagte (1267) eine Sonnenfinſterniß, ein andrer (1276) eine Mondfinſterniß voraus; und ein Deutſcher, der Kolmariſche Annaliſt, zeichnete (1265) wieder die erſte Landkarte von der ganzen damals bekannten Erde auf zwölf Pergamenthäuten. —

Werner, Mathematiker zu Nürnberg, theilte (1514) die Erde zuerſt in vier Theile. Oertel und Merkator, ebenfalls Deutſche Mathematiker, lieferten (1590) die in ihrem Zeitalter richtigſten Landkarten von Amerika und der Erdkugel. Gemma, ein Deutſcher, erfand (1595) die heutige Art, Landkarten zu ſtechen. Hartmann zu Nürnberg berechnete zuerſt (1540) die Deklination der Magnetnadel, und erfand den Kaliberſtab.

Georg Wiedemann aus Nürnberg verbeſſerte (1589) das Glasbrennen, Glasblaſen und Glasſchneiden. Janszon erfand (1590) die aſtronomiſchen Ferngläſer. Peter Hele erfand zu Nürnberg (1500) die Taſchenuhren; der Niederländer Huygens (1617) die Penduluhren. Regiomontanus erfand (1527) den paraboliſchen Brennſpiegel, das Aſtrarium automatum perpetuo mobile, den fliegenden hölzernen Adler, die eiſerne Fliege, und mehrere phyſikaliſchmechaniſche Kunſtwerke. So daß der ſtolze Italiäner, Thomas Garzoni bekennt, die Deutſchen des ſechzehnten Jahrhunderts haben in Verfertigung von Quadranten, Aſtrolabien, Automaten, aſtronomiſchen Uhren, Wand- und Taſchenuhren und andern mechaniſchen Kunſtwerken, alle Nationen Europens weit übertroffen.

Digitized by Google

Und welche Fortſchritte der Deutſchen in phyſikaliſcher Mechanik und Aſtronomie, ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert bis auf unſere Zeiten. Nur ihre einzelnen Namen: Jürgens Erfindung des Sprachrohrs, (1530); die Deutſche Erfindung des Walzwerks bey Münzſtätten, (1550); der Luftpumpe und der ſogenannten Magdeburgiſchen Halbkugeln durch Otto von Guerike zu Magdeburg, (1654); die aſtronomiſchen Verſuche eines Kopernikus zu Thorn, eines Tycho Brahe und Keppler am Hofe des Kaiſers Rudolphs II; Leibnitzens Erfindung der Differentialrechnung, (1684); des von Tſchirnhauſens Erfindung des großen Brennſpiegels, (1700); der Leidner Verſuch mit der Elektrizität, (1752); des Wiener Profeſſors Gerlach Erfindung der Windwage, (1766); des Berliner Lieberkühns Erfindung des Sonnenmikroskop, (1768); und endlich Herſchels Rieſenteleskop, ſeine und ſeiner Tochter aſtronomiſche Entdeckungen, die den kosmologiſchen Blick jenſeits bisheriger Gränzen in unermeßliche Fernen führen: — nur lakoniſche Aufzählung dieſer Fortſchritte: und jedem Deutſchen muß das Blut wärmer durch Herz und Adern dringen, bey dem Gedanken, daß es Deutſche waren, die dieſe Fortſchritte machten.

Minder auffallende, doch nicht minder rühmliche und nützliche Produkte Deutſchen Erfindungsgeiſtes und Deutſchen Kunſtfleißes, als: Deutſchlands frühe Leinen- Wollen- und Seidenwebereyen; die Kunſtfertigkeit Deutſcher Weiber aus den älteſten Zeiten im Weben und Sticken; die Deutſche Erfindung des Hopfenbiers; der Thonglaſur zu Schletſtadt im Elſas, (1283); des Porzellains durch Bötticher zu Dresden, (1706); des Drathziehens durch Rudolph zu Nürnberg, (1440); des Spinnrads, durch Jürgens, den Erfinder des Sprachrohrs, (1530); des Spitzen- und Kantenklüppelns durch die indüſtriöſe Barbara zu Annaberg, (1561); die verdiente Berühmtheit Niederländiſcher

Digitized by Google

und Nürnbergiſcher Atlasweber, Seidenfärber, Tuchfärber und Tuchbereiter vom Mittelalter bis nahe an die neueren Zeiten; die alte Deutſche, leider verlohren gegangene, enkauſtiſche Glasmalerey; die alte Deutſche Oelmalerey, von der die vielen, noch auf den heutigen Tag mit rother Oelfarbe beſtrichenen, Hausthüren und Pfoſten in Schwaben ein hiſtoriſches Dokument ſind; die Deutſche Erfindung der eigentlichen Oelmalerey auf Leinwand, durch Johann von Eyk, (1410); die Deutſchen Minneſinger und Meiſterſänger; und unendlich genievoller als ihre Lieder, unter den älteſten Völkern Deutſchen Urſprungs im Schottiſchen Hochlande, Fingals und Oſſians Harfe, deren Nachhall noch jetzt die Seele ihrer Verehrer mit heiligem Schauer durchbebt; — die Deutſche Verbeſſerung des von Luprecht, Ruſt und Bokolt zu Bergen (1440) erfundenen Kupferſtichs, durch Martin Schön aus Kolmar; die höhere Vervollkommnung dieſer Kunſt durch den großen Deutſchen Maler Albrecht Dürer, den Erfinder des Radirens und des Aetzens mit Scheidewaſſer; die Deutſche Erfindung des Regals, des Pedals zur Orgel durch einen Deutſchen zu Venedig (1472), und die Deutſche Erfindung und Vervollkommnung mehrerer muſikaliſchen Inſtrumente; die muſikaliſchen Theorien der Deutſchen im Mittelalter; das Harfenſpiel der älteſten Deutſchen in ihre Bardenlieder; die verdiente Berühmtheit eines Deutſchen, des blinden Paul Konrad Ritters, im funfzehnten Jahrhundert, als des größten Tonkünſtlers ſeiner Zeit im ganzen Europa; die Wiederherſtellung der durch Mönche zur äußerſten Verunſtaltung herabgeſunkenen Buchſtabenſchrift, und die daraus hervorgegangene Erfindung der Kalligraphie, durch einen Deutſchen, Neudörfer zu Nürnberg, (1558); die Deutſche hydrauliſche Erfindung, fließendes Waſſer durch die Straßen der Städte zu leiten, zu Strasburg, (1292); dieſe und ähnliche Er-

findungen, Fortſchritte und eigenthümliche Kunſtfertigkeiten der *Deutſchen* berühre ich nur als Uebergänge zu größeren Beweiſen des großen Deutſchen Nationalwerthes. Nur vorher noch das entſcheidende Zeugniß eines Italiäners, des Paul Giovio, nach deſſen Verſicherung Italien ſeine beſten Maler, Bildhauer, Steinſchneider, Architekten und Waſſerbaumeiſter ſeit vielen Jahrhunderten bis in's funfzehnte Jahrhundert aus Deutſchland erhielt *).

Fort, zu den größern Beweiſen deutſcher Nationalwichtigkeit!

Der erſte ſey Deutſchlands Groshandel, der vom zehnten bis ſechzehnten Jahrhundert, durch *Deutſchen* Erfindungsgeiſt und Kunſtfleis gezeugt und genährt; durch den Hanſebund, den Rheiniſchen, Schwäbiſchen und großen Städtebund geſtützt, ſo ſehr den Handel aller Länder des Erdkreiſes überwog, daß ihn alle handelnde Nationen verehrend anſtaunten, und ihren Handel auf jede Art an ihn anzuſchließen ſuchten: ein Handel, der Deutſchland ſo ſehr bereicherte, daß einzelne Deutſche Städte mit auswärtigen Kronen glückliche Kriege führen konnten. Ich denke hier nicht einmal an die glücklichen Kriege des Hanſebunds mit Dänemark, ſondern an Lübecker, die (1533) Kopenhagen und ganz Dänemark eroberten.

Wenn Deutſchland am Ende des ſechzehnten Jahrhunderts den überwiegenden Ruhm des ſtärkſten Handels und des höchſten Kunſtfleißes an andere Länder verlohr; ſo waren Amerika's Ent-

*) S. *Fiſchers Geſchichte des deutſchen Handels* ꝛc. Th. 4 Abſchn. 13. S. 404. Sehr viele Thatſachen, die ich hier unter ihre gemeinſchaftlichen Geſichtspunkte gruppirte, verdanke ich dieſem, mit dem hiſtoriſchen Fleiße eines Barthelemy geſchriebenen Werke, das ſogar noch ein Verdienſt mehr hat, als Barthelemy's Reiſe des jungen Anacharſis ꝛc.; nemlich, den Patriotismus des Verfaſſers, der unmittelbar für ſein *Vaterland* arbeitete.

deckung und Vaſco de Gama's entdeckter Weg um Afrika nach Oſtindien, doch höchſtens nur mitwirkende Urſachen dieſer für unſer Vaterland ſo nachtheiligen Revolution: denn die reichen Fugger und Welſer zu Augsburg nahmen ja ſogleich den vortheilhafteſten Antheil am neuen Oſtindiſchen Handel der Portugieſen. Aber Deutſche Künſtler, Mechaniker und Handwerker fiengen um dieſe Zeit an, häufig in ferne Länder auszuwandern. Sehr natürlich hatte dieſe Auswanderung das Hinwelken des Kunſtfleißes in Deutſchland; dadurch, und durch die veranlaßte Ausfuhr roher Materialien, auch das Hinwelken des hohen Deutſchen Handelsflors zur nächſten und nothwendigen Folge.

Italiäner! Franzoſen! Engländer! Portugieſen! die ihr wegen eures größern Handels, eurer beſſern Fabrikate, geniereichern Maler, Bildhauer ꝛc. verachtend auf Deutſchland herabſeht! Vergeſſet ihr denn ſo ganz, daß ihr von ausgewanderten Deutſchen der letztern Jahrhunderte unterrichtet, die Vorzüge empfiengt, mit denen ihr euch über die Deutſchen des gegenwärtigen Zeitalters ſo hoch erhebt; daß ihr dem modernden Vater verdankt, worauf ihr gegen deſſen Enkel ſo ſtolz ſeyd? — Und o! über den entarteten Enkel, der niedrig huldigt den Schülern ſeines modernden Vaters, und darüber dieſes Vaters Verdienſte, und — ſeinen eigenen Werth vergißt! —

Mit eben dem Recht, mit dem die Geſchichte den alten Homer den Vater der Dichtkunſt nennt, den Herodot den Vater der Geſchichte, den Strabo den Vater der Erdkunde, den Sokrates den Vater der Moral, den Plato und Ariſtoteles die Schöpfer der Staatswiſſenſchaft, den Ariſtoteles und Plinius die Schöpfer der Naturkunde, den Ariſtoteles noch beſonders den Vater der ſpekulativen Philoſophie und der Phyſiognomik, den Euklid und Archimed die Schöpfer der mathematiſchen Wiſſenſchaften, den

Digitized by Google

Demoſthenes den Vater der Beredſamkeit, und den Hippokrates den Vater der Arzneikunde; mit eben dem Rechte nennt ſie auch den Theophraſtus Parazelſus den erſten großen Arzt und Chemiker der Deutſchen und des ganzen damaligen Europens; den Niederländer Andreas Veſal den Vater der Anatomie; und einen Deutſchen, Wagner von Wagenfels, den größten Politiker des vorigen Jahrhunderts. Dieſer Wagenfels gab im J. 1691 unter dem Titel Ehrenruf Deutſchlands ꝛc. zu Wien ein Werk in Folio heraus, in dem er die jetzige Revolution Frankreichs vorherſagte; ein Werk, auf das Deutſchland ſtolz ſeyn kann, wie Italien auf den Principe des Florentiniſchen Machiavells, nachdem eine Deutſche Zeitſchrift, Wielands Merkur vom Jahr 1792, die Ehre dieſes ſo lange vom ganzen Europa verkannten Politikers rettete.

Was wären noch jetzt Europens Wiſſenſchaften ohne die Deutſche Erfindung der Buchdruckerkunſt! — Schon ſeit dem Jahre 1423 druckte Janszon aus Harlem Schriften auf unbeweglichen hölzernen Lettern. Bald nachher vervollkommnete ſich dieſe Erfindung durch den Kontrakt, den Johann von Guttenberg aus Mainz, Dritzehen, Riſt und Heilmann zu Strasburg mit einander ſchloſſen; es entſtand (1439) ein Schriftdruck auf beweglichen hölzernen Wortlettern. Zehn Jahre ſpäter ſchloß Guttenberg einen Buchdruckerkontrakt mit Fauſt zu Mainz, und beide erfanden (1450) bleierne, dann erzne Lettern. Endlich vollendete Schöffer die Erfindung durch ſeine Matrizen zum Schriftgießen, und durch ſeine Buchdruckerſchwärze. Deutſche Buchdrucker, Schweynheim und Pannarz zu Rom, Johann von Speier und Janszon, edirten zuerſt lateiniſche Klaſſiker, und verkauften ſie zu äußerſt hohen Preiſen, vom Jahre 1467 bis 1472.

Digitized by Google

Wenn es wahr iſt — und wer könnte es nur auf einen Augenblick bezweifeln wollen! — daß die gegenwärtigen politiſchen Verhältniſſe aller Europäiſchen Reiche aus dem politiſchen Gleichgewicht entſtanden, das dieſe Mächte durch Karls V. Kriege in Frankreich und Italien, und durch Deutſchlands dreißigjährigen Religionskrieg ſchätzen und ſuchen lernten, und in dem ſie ſich ſeit jenen Zeiten mehr und mehr behaupteten; wenn es ferner wahr iſt, daß die politiſche Verfaſſung jedes einzelnen Europäiſchen Staates aus dem neueren Kriegsſyſtem hervorgieng, und in ihm ſich feſt begründete: dann iſt eben ſo unbezweifelt der Deutſche Staat der Schöpfer der politiſchen Verhältniſſe aller Europäiſchen Staaten, weil Deutſche Fürſten die Kriege anfingen, die die Urſache iener Verhältniſſe, nemlich die Entſtehung des politiſchen Gleichgewichts, enthalten; dann iſt der Deutſche Staat eben ſo unbezweifelt der Schöpfer der politiſchen Verfaſſung jedes einzelnen Europäiſchen Staates, weil er den Entſtehungsgrund dieſer Verfaſſung, das neuere Kriegsſyſtem, erſchuf. Das Letztere verdient einige weitere Ausführung.

Schon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts vervollkommneten Deutſche die Belagerungskunſt durch Wiedererfindung des alten Römiſchen Mauerbrechers, deſſen ſie ſich, in etwas veränderten Geſtalten und unter den Namen Cattus und Cancer zuerſt bey der Belagerung von Bingen bedienten.

Im Jahr 1354 erfand Berthold Schwarz, ein Franziskaner zu Mainz, das Schiespulver für Europa. In Aſien kannten es Sineſen und Mogolen ſeit Jahrhunderten ſchon. Auch in Deutſchland ward ein unvollkommneres Schiespulver ſchon gegen zweyhundert Jahre früher im Rammelsberge, und unter andern im Jahr 1200 vom Pfalzgrafen Heinrich, einem Sohne Heinrichs des Löwen, zum Unterminiren der Feſtungsmauern von Trothi

gebraucht. — Bald nach der Erfindung eines vollkommneren Schiespulvers erfanden Deutſche auch die Stückgießerey. Ein Deutſcher, Johann von Arau, Stückgießer zu Augsburg, erfand (1378) die metallenen Stückkugeln. Auch Musketen und Windbüchſen ſind eine Deutſche Erfindung. Die erſten Musketen wurden zu Augsburg, die erſten Windbüchſen (1430) von Guter zu Nürnberg verfertigt und (1500) von Lobſinger in Nürnberg vervollkommnet. — Lange ſchoß man die Gewehre mit einer brennenden Lunte ab, bis ein Nürnberger (1417) das Feuerſchloß am Gewehr erfand, und den Flintſtein anbrachte, von dem die Musketen dann den Namen Flinten bekamen. — Der Schweizer Moriz erfand (1701) ein verbeſſertes Kanonenbohren. Friedrich Wilhelm I. von Preuſſen erfand (1710) das Marſchiren mit gleichen Schritten, und eine regulirtere Schlachtordnung, während Ludwig XIV. von Frankreich die Montur in ſeinem Heere einführte.

Wie leicht iſt es zu beweiſen, daß ſelbſt dieſer erſte franzöſiſche Verſuch einer Montur im Heere Deutſchen Urſprungs iſt! — Seit den älteſten Zeiten waren Kleider ein wichtiger Theil des Deutſchen Sklavenlohnes und Vaſallenſoldes. Jeder Güterbeſitzer ließ von ſeinem Weibe, ſeinen Töchtern und Sklavinnen die Kleider verfertigen, die ſeine Knechte, und ſelbſt ſeine angeſehenern Vaſallen trugen; und dieſe Kleider hießen Livreien, von dem Worte liefern. —

Bekanntlich war die ſtehende Armee Karls VII., Ludwigs XI. und Karls VIII. von Frankreich, mehr noch Ludwigs XIV. ſtehende Armee am Rhein die Veranlaſſung der ſtehenden Armeen Deutſchlands und der übrigen Europäiſchen Staaten. Doch finden wir auch ſchon in der erſtern Hälfte des zehnten Jahrhunderts die Spur einer Deutſchen ſtehenden Miliz. Nachdem Hein-

rich I. einen neunjährigen Waffenſtillſtand mit den Ungarn geſchloſſen hatte, hielt er die Unruhigſten im deutſchen Volk beſtändig unter den Waffen; theils um ſie durch beſtimmte Thätigkeit für den induſtriöſen Theil der Nation unſchädlich zu machen, theils, um bey jedem künftigen Einfall der kriegeriſchen Ungarn ein Heer zu haben, das er ihnen mit Nachdruck entgegenſtellen könnte. — Wer nennt mir alſo irgend etwas Charakteriſtiſches, durch das ſich das neuere Kriegsſyſtem vom ältern unterſcheidet, das nicht Deutſchen Urſprungs wäre! —

Sey es auch entſchieden, daß Frankreich mit den Deutſchen Erfindungen des Schiespulvers, der Stückkugeln, Kanonen und Musketen, die feineren Evolutionen der neuern Taktik erfand. Iſt es denn weniger entſchieden, daß Franzöſiſche Truppen, freylich nicht ſo ſehr durch den Mangel eigner Tapferkeit, als durch die Feigheit ihrer Maitreſſengenerale, den Ruhm ihrer taktiſchen Erfindung an ihren genialiſchen Schüler und Sieger, den Deutſchen Friedrich den Einzigen, verlohren? —

Aber noch weit direkter, als durch die Bildung des heutigen Kriegsſyſtems, gründete Deutſchland die jetzige politiſche Verfaſſung der meiſten Europäiſchen Staaten. Sind nicht Dänemarks, Norwegens, Schwedens Bewohner urſprüngliche Deutſche Völker? Sind nicht Niederländer und Schweizer an Sprache, Nationalabkunft und wichtigen Nationaleigenheiten, noch auf den heutigen Tag wahre Deutſche? Befreyten nicht Normänner und Deutſche Kaiſer Italien vom Joche der Longobarden, Araber und Byzantiner? Der Kirchenſtaat, die kleinen Staaten Italiens, die Schweiz, Frankreich, die Niederlande; giengen ſie nicht ſämtlich aus den Trümmern des großen Fränkiſchen, das heißt Deutſchen Reiches hervor? — Das Grosherzogthum Litthauen, ward es nicht (990) vom Normann

Raginwald gegründet? Das große Rußiſche Reich, entſtand es nicht aus der Vereinigung der Staaten Nowgorod und Kiow, deren einen der Normann Rovik (862), den andern die Normannen Oskold und Diar (865) gründeten? — Gründeten nicht Bremer Kaufleute das Königreich Portugal, dadurch, daß ſie (1148) dem Alphons von Gallizien die Mauren aus Liſſabon vertreiben halfen? Gründeten nicht Bremer und Lübecker die jetzige politiſche Verfaſſung Preuſſens, und deſſen innige Verbindung mit Deutſchland, dadurch, daß ſie auf ihrem Kreuzzuge (1189) die Entſtehung des Deutſchen Ordens veranlaßten, der die heidniſchen Preuſſen bekehrte und unterjochte, und das eroberte Land nach Jahrhunderten an ſeinen eignen Hochmeiſter Albert von Brandenburg, verlohr? — Von wem, als von der Deutſchen Hanſe, lernte England den Groshandel, der ihm ſeine ganze Wichtigkeit unter Europens Staaten giebt? Und Englands ganze innere Verfaſſung, ſeine Induſtrie, ſeine Sprache, ſeine Denkart, ſeine Sitten, ſeine Schiffahrt; ward nicht dies alles durch Deutſche, nemlich durch alte Kymren und Galen, durch Angeln und Sachſen, die unter Hengiſt und Horſa (449) nach England zogen, durch den ſächſiſchen Egbert (828), und Alfred (875 u. f.) durch Dänen und durch den Norrmann Wilhelm (1066) begründet? — Ward nicht einſt Spanien und Schweden und Polen von Deutſchen Prinzen regiert? Bieten nicht eben jetzt die Polen ihre Krone dem Hauſe Sachſen zum erblichen Eigenthum an? — Rußlands Kaiſerkrone, ſtrahlt ſie nicht auf dem Haupte einer Deutſchen Prinzeſſinn? Englands, Preuſſens, Ungarns, Schleſiens, Böhmens, Mährens, Toſcana's Kronen; ſtrahlen ſie nicht auf den Häuptern Deutſcher Prinzen? —

Was alſo Europens Staaten nach ihren meiſten innern und äuſſern Verhältniſſen ſind; Deutſche! das wurden ſie

durch eure Vorfahren. Noch mehr! Was Europens Staaten in ſo mancher äußerſt wichtigen Hinſicht einſt ſeyn werden, werden ſie durch Deutſche ſeyn. Denn alle Ordnung der Dinge müßte ſich umkehren; der ſchnelle Flug des Geiſtes müßte ſich in geographiſche und politiſche Gränzen beſchränken laſſen, wenn Kants Revolution im ſpekulativen Denken in Deutſchland und Preuſſen eingeſchloſſen bleiben ſollte; wenn Katharinens raſtloſe Thätigkeit zur Bevölkerung und Bildung ihres koloſſaliſchen Reichs, wenn Friedrichs des Einzigen neue Gerichtsordnung, wenn ſein weiſes Geſetzbuch, wenn Katharinens, Josephs II. und Leopolds von Toſcana weiſe Geſetzbücher in den Gränzen ihrer Staaten eingeſchloſſen bleiben ſollten.

Ha! Welche Ausſicht! Wenn einſt im paradiſiſchen Zeitalter Europens der Geiſt auf ſichern Wegen nach Wahrheit forſcht; wenn Menſchenliebe und hohe Geniuskraft Europens Adel ſind; wenn Europens Herrſcher ihre unumſchränkte Macht weiſen Geſetzen unterwerfen, und ſo thätig zum Glücke ihrer Völker arbeiten, daß Europens Nationen mit Dankthränen im Auge an den Thronen wie an ſeegenausſtrömenden Götterſitzen, aufblicken: dann können Deutſche ſagen: Wir begründeten dies Völkerglück; von Deutſchen Herzen ging ſie aus, die Menſchenliebe, die jetzt im Herzen jedes Europäers ſchlägt; Deutſche Geiſter lehrten Wahrheit ſuchen, Wahrheit finden; Deutſche Fürſten lehrten Europens Fürſten, Väter ihrer Völker ſeyn.

Ha! Der Deutſche, der nun noch fremden Völkern, fremden Boden niedrig huldigt, und im Vaterlande ſein Vaterland vergißt; den Nationalwerth vergißt, den ihm Deutſche Vorfahren und Deutſche Zeitgenoſſen gaben: verbanne den Verworfnen, Deutſches Vaterland! Verbanne ihn aus deinen Gränzen; daß er, um ferner noch den Götzen, fremder Boden, anzubeten, tiefverachtet ſich ein Fleckchen Erde in fernen Landen bettle.

G. Ch. Kellner.

Deutſche Monatsſchrift.

1793. März.

I.

Ueber die Verdeutſchung der Burkiſchen Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution.

Berlin, den 30. Januar 1793.

Sie haben Recht, ſolch ein Buch hat uns lange gefehlt, in welchem ein Freund der Freyheit gegen den Misbrauch der Freyheit eifert; das ſeine Waffen von der Wahrheit ſelbſt erborgt, nicht aus der Rüſtkammer abgenutzter Vorurtheile; das aus Eifer für die wichtigſte Angelegenheit der Menſchheit, ſich eiſernen Ketten entgegenſtellt, die nur darum glänzen weil ſie neu ſind, und dem betäubten Haufen nur deswegen ſo leicht dünken, weil ein wildes Geſchrey ihn auſſer ſich ſelbſt reißt, und der Rauſch vom Blut noch ſchwerer verdunſtet wie der vom Wein, und unerſättlicheren Durſt zu neuem Rauſche hervorbringt.

Ich geſtehe mit Ihnen, daß Herrn Burke's Schrift, ſo ſehr ſie dem gefallen konnte, der wie der Verfaſſer ſeinen Blick nie auf Frankreich heftet, ohne England vor Augen zu haben, dennoch in unſerm Vaterlande nicht alle Gerechtigkeit erwarten durfte, die ſie verdient; daß hie und da ein klei-

Digitized by Google

ner mit Recht genommener Anſtoß, gegen große Wahrheiten mistrauiſch zu machen im Stande war: und daß die von dem Deutſchen hinzugefügten Beſtimmungen und Einſchränkungen, in der That nur das eigenthümliche Gewicht der treffenden Gründe vermehren, indem ſie weniger geſicherte Anſprüche beſcheidentlich zurücknehmen.

Je mehr man, mit dem Gefühl für Wahrheit und Recht, die Bewunderung des Erhabenen und Schönen vereinigt; je inniger man ſich mit einem Geiſte verbindet, der den Stempel dieſer Vollkommenheiten ſelbſt auf ſeine Verirrungen zu drücken weiß; je perſönlicher man mit dem Menſchen bekannt iſt, welchem oder keinem omnium rerum divinarum atque humanarum scientia zu Theil ward; für deſto unüberſetzlicher muß man die Sprache halten, in der ſich die Seele ſolch eines Mannes ſpiegelt: deſto angenehmer muß man überraſcht werden, in dem umgekehrten Teppich einer Ueberſetzung, alle Gold und Seidenfäden der rechten Seite, in ihrem künſtlichen Glanze zu erblicken, ſo wohl geordnet und ſo gut gewirkt, daß man weder Zeichnung noch Colorit der meiſterhaften Zuſammenſetzung vermißt; und ſollte ja das letzte hin und wieder etwas minder lebhaft ſcheinen, die erſte dennoch von kleinen Fehlern noch mehr gereinigt, und das Ganze für dauerhafter anerkennen muß. Ich bin in der That bey wiederholter Durchleſung, nur auf einen einzigen Ausdruck geſtoßen, deſſen richtige Verdeutſchung ich nicht verbürgen mögte, wenn gleich der Zuſammenhang der Periode ihn zu rechtfertigen ſcheint. Der Geiſt des höheren Standes würde, mit dem Geiſt der Religion, gar wohl das Lob der 121ten Seite des erſten Bandes verdienen können, das Reſultat der Sitten und Kultur mehrerer Jahrhunderte geweſen zu ſeyn: nur entſinne ich mich.

niemals, auch im zwangloſeſten wortfreyeſten Geſpräch, den spirit of a gentleman in dieſem Sinne gebraucht gefunden zu haben. Die Benennung gentleman bezeichnet den Inbegrif ſo mancher gefälligen Tugend, die es nicht verſchmäht, ſich auch mit äuſſeren Reizen der Geſelligkeit zu ſchmücken, daß wir Deutſchen ſie ſchwerlich mit einem Wort erſchöpfen können. Aber dieſe Tugenden ſind perſönlich, ſind allen Ständen gemein, in ſo fern Großmuth und Anſtand in jedem Stande angetroffen werden können, und in dem niedrigſten um ſo viel ſchöner glänzen, je gediegener natürliches oder eigenthümliches Verdienſt iſt, als nachgemachtes oder abgelerntes. Aus dieſer Urſache, mögt' ich gentleman in jeder Rückſicht, von dem das engliſche Sprichwort des regierenden Königs ſagt, daß ihn der König nicht machen könne, durch feiner edelmüthiger Mann überſetzen, und ſeinen spirit, lieber Geiſt des Edelmuths, als Geiſt des höheren Standes übertragen. Vielleicht verführt mich aber nur mein Eigennutz, der Menſchenclaſſe unter der ich gebohren bin, ihre Anſprüche auf ein ſo ſchönes Vorrecht nicht zu vergeben, und der Ueberwinder größerer Schwierigkeiten hat allerdings mehr Autorität als ich.

Seine, der deutſchen Ausgabe mitgetheilte Einleitung über den Einfluß politiſcher Schriften und den Charakter der Burkiſchen, iſt ſo ſehr ein Wort zu ſeiner Zeit geredet, als das Wort eines Weiſen nur immer ſeyn kann: und das Schema des Inhalts, gewährt einen vortreflichen Leitfaden, durch die anſcheinende Unregelmäßigkeit und Nachläßigkeit einer Abhandlung, die mit dem Vortheil der lebhafteren Darſtellung eines Briefſtellers, natürlicher Weiſe auch den Nachtheil verbinden muſte, jedem Syſtem liebenden Leſer die Ueberſicht zu erſchweren, vornemlich aber einem ſolchen, der nach allgemei-

ner Durchleſung des Werkes, gern eine einzelne Stelle in neue reifere Erwägung zu ziehen wünſchen mögte.

Beſſere Richter als ich, werden das Verdienſt der hinzugekommenen eigenthümlichen Abhandlungen würdigen: unter denen ich Sie nur auf die über die Declaration der Rechte, und auf den Verſuch der Widerlegung einer Apologie des Hrn. Makintoſh aufmerkſam mache. Die Ueberzeugung welche jene gewährt, ebnet dieſer den Pfad. Läßt ſich ſchon die Declaration ſelbſt vor dem Richterſtuhl der Vernunft nicht vertheidigen, wer mag ihre Anwendung gut heiſſen? Sind die Rechte nicht von der Art, daß nur ſie das Beſte des menſchlichen Geſchlechts begründen können, warum ſollte ein milder Mann denen beyfallen, die ſie mit Feuer und Schwerd über den ganzen Erdball auszubreiten gemeint ſind?

Ich ſchweige von dem litterariſchen Wehrt des critiſchen Verzeichniſſes, der durch die franzöſiſche Revolution in England veranlaßten Schriften: weil es überflüßig iſt zu bemerken, wie willkommen jedem Beobachter die Darlegung der Senſation ſeyn muß, welche dieſe neuaufgeſchoſſene zweydeutige Art von Freyheit, in einem Lande hervorbrachte, dem unter den noch beſtehenden Staaten, wir die älteſte und geprüfteſte Bekanntſchaft mit bewährten Volksvorrechten zugeſtehn; und begnüge mich, um von Ihnen nicht für beſſer gehalten zu werden, als ich bin, eine Stelle in den Anmerkungen des Verdeutſchers herauszuheben, der ich meine Ueberzeugung verſage, ſo wenig ich mich auch gewachſen fühle, einen ſolchen Gegner zu beſtreiten.

Sie befindet ſich auf der 82ſten Seite des erſten Bandes, wo nach gegründeten Bedenklichkeiten gegen eine jetzt vorzunehmende Veränderung der Volksrepräſentation im Parlament,

Digitized by Google

der Bemerker geneigt iſt zu geſtehn, der Einfluß der Krone werde abnehmen, wenn die neuerlich bedeutend gewordenen Städte diejenigen Repräſentanten bekämen, welche bisher von kleinen verfallenen Flecken und Plätzen, gemeinhin rotten boroughs genannt, aufgeſtellt wurden. In weſſen Händen ſind denn dieſe unanſehnlichen Flecken? wer leitet die Wahl ihrer Repräſentanten? Der hohe Adel, der unabhängige Landedelmann, der ſich den Anmaßungen der Krone größten Theils wiederſetzt, man ſehe die Liſte der Oppoſition von jeher; oder den wenigſtens der Miniſter nicht anders beſtechen kann, als dadurch, daß er ſeine Ueberzeugung gewinnt, das Wohl des Vaterlandes erheiſche die von ihm vorgeſchlagene Maasregel. Welche Partey hingegen findet man auf der Seite jedes Miniſters? Die Bank, die Kaufmannſchaft, die Einhaber der Fabriken und Manufacturen, die Leute welche die Krone durch Kontracte immer zu gewinnen gewiß iſt, die ihres Schutzes zu jeder Zeit für ihren Handel bedürfen, und deren Eigennutz ſelbſt aus den Fehlern der Regierung Vortheil zu ziehen weiß. Man ſchlage die Geſchichte der Parlamentsverhandlungen auf wo man will, jedes Jahr iſt mir gleichgültig, die Verhandlungen jedes Jahres werden für meine Behauptung zeugen. Sollte ja hin und wieder eine einzelne Thatſache dagegen zu ſprechen ſcheinen, ſo kann das nur daher kommen, weil man ſie aus ihrem Zuſammenhange reißt, oder weil man vergißt, daß eine ganze Menſchenclaſſe, beſonders die von der hier die Rede iſt, ihrer Achtungswürdigkeit übrigens unbeſchadet, eben ſo inconſequent ſeyn kann, wie ein einzelner Menſch. Wer forderte Krieg mit Amerika? Nicht der Landbauer der nur im Frieden gedeiht. Wer verſperrte die Häfen dieſer Kolonien, und hätte ihre Induſtrie gern auf ewig gelähmt? Wem ſprach der berühmte Cha-

tham nach, als er den Amerikanern zwar politiſche Vorrechte ausbedingen, doch nicht zugeben wollte, daß ſie einen einzelnen Nagel in die Wand ihrer Häuſer ſchlagen dürften, der ihnen nicht aus England zugeführt würde? Dem eiferſüchtigen Manufacturiſten, und dem der für ſeinen Betrieb ſorgt. Selbſt den vor wenig Jahren obſchwebenden Krieg gegen Rußland, den die Wünſche der Kaufmannſchaft beſtritten, da er ſeinem Ausbruche nahe war, weil ihr ſpät noch einfiel, wie theuer dadurch alle Vorräthe zu Schiffsrüſtungen werden müſten, hatte die Eiferſucht der Kaufmannſchaft, über Rußlands Handelsvortheile in der Levante, und über die Schwierigkeiten die das ruſſiſche Miniſterium einem Commerztractat mit England in den Weg legte, zuerſt rege gemacht. Wer Dr. Adam Smith's trefliches Werk über den Nationalreichthum nachleſen will, wird eine meiſterhafte Ausführung des Gegenſtandes finden, den ich hier nur andeute, und keinen weiteren Zweifel über einen hinlänglich erwieſenen Satz behalten. Dort wird er den politiſchen Geiſt des Handelsſyſtems, welches dem Syſtem des Landbaues zuwider iſt, entwickelt ſehn, und die weſentlichen Vorzüge des letzten über das erſte in vollem Licht erblicken. Und gerade der jetzt ſchon, überwiegende Handelsſtand, wird durch die vorhabende parlamentariſche Repräſentationsveränderung in Großbritannien neue Stärke gewinnen. Es iſt erlaubt, nach Erwägung der Gründe meines eben angeführten verewigten Lehrers und Freundes, zu zweifeln: ob dieſe Veränderung beſſere Wirkungen hervorbringen werde, als die jetzige Verfaſſung? Es iſt erlaubt Hrn. Burke mit Ueberzeugung nach zu ſagen: daß die brittiſche Repräſentation bisher allen Zwecken, für welche eine Volksrepräſentation begehrt oder erſonnen werden kann, voll-

kommen angemeſſen geweſen iſt. Es iſt wenigſtens klar, was auch erſpriesliches der Ausgang dieſer Veränderung haben mag, daß der Einfluß der Krone auf das Parlament dadurch nicht vermindert ſeyn wird, daß mehrere ſtädtiſche Mitglieder demſelben hinzukommen, und der freyen unabhängigen Landbeſitzer weniger werden. Soll ich mich gegen einen Misverſtand verwahren, der kaum zu beſorgen iſt? Soll ich ausdrücklich erklären, daß ich hier nicht gegen die Veränderung der Irländiſchen Parlamentsrepräſentation zu reden meynen kann, wo drey Millionen Einwohner von vieren, weil ſie Katholiken waren, bisher nicht repräſentirt wurden? wo durch eine Reform gerade das Intereſſe des Landbauers gegen die Städte verſtärkt wird? Die Nothwendigkeit einer Veränderung in Irland könnte ſogar eine Wahrſcheinlichkeit, gegen die Nützlichkeit einer Veränderung in Großbritannien, abgeben. Was jene zu bauen bemüht iſt, droht dieſe einzureiſſen. Einen einzigen ſogenannten Grund höre ich mir einwerfen, der darum nicht weniger modiſch iſt, weil er in der Luft ſteht. Die Parlamentsveränderung muß der Krone nachtheilig ſeyn, weil ſie den Miniſter wider ſich hat. Sie hat ihn nicht immer wider ſich gehabt. Wenn man Hrn. Pitts politiſcher Laufbahn nachgeht, der in und auſſer dem Miniſterium den nemlichen Grundſätzen treu geblieben iſt, in ſo weit nicht ſeine Erfahrung ſie zurücknehmen muſte, ſo wird man finden, daß er ſelbſt ſich mehrmals anheiſchig gemacht hat, eine parlamentariſche Reform vorzuſchlagen. Er iſt ihr vielleicht noch nicht abgeneigt, und es kann ſeyn, daß ihn nichts abhält ſie jetzt zu betreiben, als die Ueberzeugung: daß eine große politiſche Veränderung, um bey einem Volk zu gedeihen, deſſen Character Weisheit und Edelmuth iſt, das Gepräge der reifſten unabhängigſten Ueberlegung tragen

müſſe, nicht der Nachgiebigkeit gegen den Geiſt des Aufruhrs. Wäre dieſer Gedanke auch ſeiner edeln Bruſt nicht einheimiſch, wie man zuverſichtlich hoffen darf, ſo würde das Beyſpiel des Landes jenſeits des Kanals, ihn mit täglichen Beweiſen predigen. Aber es giebt eine andre eben ſo ehrenvolle Urſache. Hr. Pitt iſt etwas, das er für ſeine Miniſterſtelle nicht aufgäbe, ſo lieb ihm dieſe auch ſeyn mag, er iſt ein Britte. Dieſe Eigenſchaft iſt bleibend, jene verlierbar. Dieſe liegt ihm daher zuerſt am Herzen, zugegeben daß ihn jene zuweilen verblenden könnte. Ueberwies ihn alſo nähere Bekanntſchaft mit der verwickelten Staatsmachine, deren vornehmſtes Triebwerk ihm vertraut iſt, daß durch eine Veränderung der Gewichte, ihr weſentliches Verhältniß zerrüttet werden dürfte, ſo wird er gegen dieſe Veränderung ſtimmen, wenn auch ſein eignes Gewicht darunter gewinnen ſollte. Denn dieſes Gewicht iſt nicht dauernd, iſt an eine Stelle gebunden, die nicht ſo mit ihm vereinigt iſt wie ſein Leben, und ein Staatsmann, und ein Freund ſeines Vaterlandes ſorgt für ſein Vaterland, jenſeit ſeines Lebens hinaus. Wenn man ſich erinnert, daß die Diſſenters Hrn. Pitts Miniſterium, bey ſeinem wankenden Anfange, mit ihrem ganzen Einfluß, mächtig weil er kaufmänniſch iſt, unterſtützten, daß Pitt dennoch bis jetzt ihre Anſprüche nicht unterſtützen zu können glaubte, ſo findet man ein unläugbares Beyſpiel, wie wenig perſönliche Rückſichten dieſer Staatsmann ſich erlaubt. Vielleicht gilt die Mode dennoch mehr als meine Thatſachen. Sie braucht ſo viel Patrioten für die 44000 Freyſtaaten et quod excurrit, die ſich für eine Republik halten, daß ſie keinem andern Lande einen einzigen zukommen laſſen kann. Sonderbar, daß man nur die Freunde ihres Vaterlandes nennen will, die es zerreiſſen; nur die Hoſenloſe, weil denn einmal die Anſtändigkeit ſelbſt in ihrem Nahmen beleidigt

Digitized by Google

denn einmal die Anſtändigkeit ſelbſt in ihrem Nahmen beleidigt werden ſoll, die jede neueſte Erfindung des üppigen Putzes mitmachen; nur die Brüder in Freyheit und Gleichheit, die dem Sohn das Vermächtniß des Vaters entziehn! Das iſt lucus a non lucendo. Es ſcheint, man mag gar nicht anfangen gegen einen einzelnen ihrer Titel etwas einzuwenden, weil ſie alle mit einander erlogen ſind.

Ich darf Ihre Geduld nicht ermüden, ſonſt nähme ich gern Hrn. Burke gegen den Tadel ſeines Verdeutſchers (B. 1. S. 132) gleichfalls in Schutz. Der Ausfall gegen Lord George Gordon ſteht für brittiſche Leſer ſehr an ſeiner Stelle, und durfte wohl zu einer Zeit Statt finden, wo die Befreyung dieſes Schwärmers herannahte. Ein Engländer kann nicht leicht von Volksunruhen reden hören, ohne ſich des Mannes zu erinnern, der im Sommer 1780 nahe daran war, das Gebäude der Bank in Brand zu ſtecken, und dadurch ganz England und halb Europa bankerott zu machen. Dieſe Unruhen entſtanden, weil es menſchenliebenden Staatsmännern, unter denen Hr. Burke voranſtand, gelungen war, ihren katholiſchen Mitbrüdern in England bürgerliche Rechte zu erwerben, und der Aufruhr hatte Hrn. Burke's Wohnung im Voraus mit der Beſtimmung des Brandes bezeichnet. Der leiſe, ſichere, wohlthätige Schritt der Aufklärung, der Schritt den Friedrich der Zweyte beſſer verſtand als ſeine franzöſiſchen Correſpondenten, geht auch in England vorwärts, verbreitet auch bleibenden Segen über Irland, und Hr. Burke iſt jetzt gleich ehmals, und doppelt jetzt in ſeinem Sohn, wie der Freund der proteſtantiſchen Lehre, ſo der Prediger des edelſten ihrer Geſetze, der Duldung — und Lord George lebt, um ſich ihm vielleicht aufs neue zu widerſetzen! Die letzte Wendung ſeiner Schwärmerey hat ihn verächtlich gemacht. So trag' er denn

verdiente Verachtung! So bewahre der Ausſpruch der Verachtung von ehrenvollen Männern, ſelbſt den Pöbel vor der Gefahr, von ihm aufs neue verführt zu werden! Eben ſo bin ich der Abwechſelung erhabener und burleſker Gleichniſſe, nicht ſo abgeneigt wie der deutſche Commentator meines Britten. Weſſen Seele die Welt umfaßt, warum ſoll mich der nicht durch eine Welt von Gefühlen reiſſen? Mag doch jeder von ihm und von Shakeſpeare ſo viel nehmen, als ihm genügt. Dieſe Freyheit der Schriftſteller iſt mir lieb, wie ich bis zu meinem letzten Athemzug jede Freyheit lieben werde, die nicht von franzöſiſcher Krankheit angeſteckt iſt. Was kann Burke dafür, daß ihm dieſe Krankheit in ihrem heftigſten Paroxismus erhabene Bilder des Gräuels, und in ihren leiſeren Aeuſſerungen Beyſpiele niedriger Verrückung darbeut?

he gives a tale the paſſions to controul,
whoſe lighteſt words may harrow up the ſoul,
a magic potion of charm'd drugs commixt,
where pleaſure courts and horror comes betwixt:
for britiſh audience he the ſtory drew,
and britiſh hearts ſhall feel and bear it too!

Aber wo werden Sie eine Nachſicht hernehmen, die Länge dieſes Briefes zu ertragen?

Meyer.

II.

Amint,

oder

kann die Vernunft beleidigt werden?

Was iſt Beleidigung?

Beleidiget mich der Stein, an den ich mich ſtoße? Der Regen der mich durchneßt? Die Mücke die mich ſticht?

Wäre es nicht kindiſch, den Stein mit einem Stabe zu ſchlagen, an den mein Fuß ſich ſtößt?

Wäre es nicht lächerlich, den Regen zu ſchelten, der mich durchneßt?

Und wäre es nicht ungereimt, mich über die Bosheit der Mücke zu ärgern, die mich mit ihrem Stiche verleßt?

Aber ich wälze den Stein, an den ich mich geſtoßen habe, meinem Nachfolger zur Liebe hinweg.

Ich hülle mich gegen den durchneßenden Regen in den ſchüßenden Mantel.

Ich bewafne meine Hand mit dem ledernen Handſchuh gegen den Stich der Mücke.

Niemand tadelt den Wolf über ſeine Gefräßigkeit, den Löwen über ſeinen Grimm, den Geier über ſeine Raubſucht.

Digitized by Google

Aber das Schaf fliehet den Wolf, das Kalb verbirgt ſich vor dem Geier, der erſchrockene Wanderer vor dem Grimm des Löwen.

Wenn irgend etwas fähig iſt, bey einer Beleidigung, die uns zugefügt wird, das Gemüth zu beruhigen und den Tumult rachſüchtiger Gedanken zu ſtillen, ſo iſt es die Frage; was mag demjenigen, der uns gekränkt hat, wohl bewogen haben, ſo und nicht anders zu handeln? —

Dieſe einzige Frage iſt fähig, allen unſern Gedanken gleich eine andere Richtung zu geben.

Statt daß ſich vorher das unangenehme und uns nachtheilige in unſerer Ideenregion zuſammen ſtellte und über unſere Denkkraft herrſchend wurde; ſo wird nun, da wir den Weg der Unterſuchung einſchlagen auf einmal diejenige Kraft, welche vorher durch lauter unangenehme Vorſtellungen belaſtet war, von dieſer ihrer Laſt wieder befreyet und alles ordnet und ſtellt ſich uns nach einem ganz andern Maasſtabe, da wir uns unſer eignes Ich nicht allein mehr zum Augenmerk nehmen, ſondern uns gleichſam aus uns ſelbſt verſetzen, indem wir den Triebfedern von Handlungen nachſpüren, die gegen uns gerichtet ſind.

Wir fühlen uns hiebey in die Nothwendigkeit verſetzt, uns ſelber mit einer Art von Gleichgültigkeit zu betrachten, weil uns ſonſt eine kaltblütige Unterſuchung ganz unmöglich ſeyn würde.

A m i n t.

An einem trüben Tage wanderte Amint voll Unmuth aus ſeiner Stadt einem Dörfgen zu, wo er eine einſame Wohnung hatte, in der er ſich und ſeinen Kummer einige Tage lang verbarg.

Digitized by Google

Er hatte in ſeiner Stadt, die er regieren half, mit ſo viel Widerſpruch und Hartnäckigkeit zu kämpfen, ſahe ſich ſo oft verkannt und ſeine beſten Abſichten ganz misdeutet, daß er die wenigen Tage, wo er dieſem Gewühl entfliehen konnte, und in der freyen ofnen Natur einmal wieder ſich ſelber lebte, mit Sehnſucht herbey wünſchte ehe ſie kamen, und mit Wehmuth zurückwünſchte, wenn ſie entflohen waren.

Um ſeinen Körper eine heilſame Bewegung zu machen, pflegte er nach ſeiner ſtillen Heimath zu Fuße zu reiſen. Als er nun diesmal ſeine Wanderung anhub, war der Himmel ſo trübe, wie ſeine Seele.

Er ging mit ſchwerem Herzen aus den Thoren ſeiner Stadt, wo er ſo manchen Stein des Anſtoßes fand, deſſen Wegräumung ihm ohnmöglich ſchien, und der nun belaſtend auf ſeiner Seele lag.

Der Himmel wurde immer unfreundlicher, die Wolken zogen ſich zuſammen, und es dauerte nicht lange, ſo ſchoß der Regen in Strömen herab, und der Sturmwind jagte dem Wanderer die Tropfen ins Geſicht.

Amint ertrug Näße und Kälte, denen er ſich freywillig ausgeſetzt hatte; mit unerſchütterlicher Gedult. — Was ihn quälte war der Gedanke an ſeine Mitbürger, deren Wohl er, mehr als einer unter ihnen zu Herzen nahm, und die ihn ſo ſehr verkannten.

Er zählte eine Anzahl perſönlicher Feinde, die es ſich auf das eifrigſte angelegen ſeyn ließen, ihm in allen ſeinen Plänen entgegen zu arbeiten, und ſelbſt das Gute zu verhindern, von deſſen Nutzen ſie überzeugt waren, ſo bald es derjenige ausführen wollte, dem ſie dieſe Ehre misgönneten.

Amint, deſſen zärtliches Herz dieſe Menſchen nicht haſſen konnte, kränkte ſich im Innerſten ſeiner Seele, und härmte ſich ab, daß ſeine beſten Abſichten ſo oft ohne ſeine Schuld, vereitelt wurden.

Er fühlte, daß es Menſchen gab, die nicht ſo gut waren, wie er, und die doch ſeiner Meinung nach, ihrer Natur gemäß, ſo gut ſeyn muſten. Neid und Bosheit ſchienen ihm etwas unnatürliches, und brachten einen Mislaut in alle ſeine Ideen und Empfindungen.

Er konnte ſich aus dem Gewirre des menſchlichen Eigennutzes, der ihm allenthalben umklammerte, nicht heraus finden; und indem er ſo in trüben Gedanken fortging, achtete er nicht auf Wind und Regen, bis nach und nach der Himmel ſich wieder aufklärte, die Wolken ſich zertheilten, und die Sonne wieder mit ihren erwärmenden Strahlen ſchien, welche auch ihm ſo wie er fort ſchritt, mit neuer verjüngter Lebenskraft erfüllte, und durch eine geheime Sympathie, welche zwiſchen der phyſiſchen und moraliſchen Welt obwaltet, die trüben Gedanken aus ſeiner Seele verſcheuchte, daß ſanfte und ruhige Ueberlegung allmälig Platz fand.

So wie der Wanderer nun da es ſchon gegen Abend ging, ſeine Schritte verdoppelte und indem er mit einiger Anſtrengung einen Hügel hinauf ſtieg, ſein Blut in lebhaftern und ſchnellern Umlauf kam, deuchte es ihm, als ob er über ſeine äußern Verhältniſſe eine noch nie gekannte innere Beruhigung bey ſich empfände, die ſich auf einen Gedanken gründete, der ſich während dieſer Wanderung in ſeiner Seele gebildet hatte, oder vielmehr reif geworden war, und ſich ſeiner Entwicklung näherte, nachdem er lange ſchon in einer Art von Hülle geſchlummert hatte

worinn er durch das umgebende Geräuſch verſchloſſen gehalten wurde, durch die erſten ruhigen und einſamen Stunden aber zum Durchbruch kam.

Der willkommene Sonnenſchein, welcher auf den unangenehmen Regen folgte, veranlaßte in ſeiner Seele eine ſtillſchweigende Harmonie mit der ganzen Natur, worin allmälig alle Diſſonanzen ſich auflößten, und auch ſeine äußern Verhältniſſe zu den Menſchen, ſich ihm in einen mildern Lichte darſtellten, als bisher.

So wie er der großen Natur jetzt in ihr erheitertes Antlitz ſchauete, traten auch die Geſichtszüge ſeiner Feinde, einer nach dem andern vor ihm auf, und die erbitterteſten Männer ſchienen ſich zu einem zufriedenen Lächeln aufzuklären, ſo wie er jetzt mit ſeinen Gedanken ihnen entgegen kam, und in einem ſüßen Traume von allgemeiner Verſöhnung ſie alle wieder an ſeinen Buſen drückte.

Dieſer ſüße Traum verſchwand zwar wieder, aber der Eindruck von dem zufriedenen Lächeln jener ſonſt ſchadenfrohen und hämiſchen Geſichter, verlöſchte nicht wieder; es wurde ihm, ſo wie dieſe Vorſtellung fortdauerte, mit jedem Moment einleuchtender, daß auch auf dem verzerrteſten und durch Neid und Misgunſt entſtellten Geſichte, dennoch ein Fleck zu finden ſey, wo in irgend einer Falte oder Runzel, jenes zufriedene Lächeln wohne, daß durch irgend eine ſanfte und angemeſſene Behandlung auch hier noch könne hervorgebracht werden.

Und ehe noch Amint ſein Dörfgen erreichte, war es ihm, als ob ein ſchwerer Stein von ſeinen Herzen abgewälzt wäre, und als ob er diesmal um ein großes erleichtert und zufriedener in ſeine Stadt wieder zurückkehren würde; ob ſich gleich in ſeinen äußern Verhältniſſen nicht das mindeſte verändert hatte.

Die Veränderung, wodurch ſich alles um ihn her nun anders ſtellte und ordnete, war in ihm ſelber vorgegangen, und durch lange und bittere Erduldungen vorbereitet.

Er hätte ſeinen Feinden und Beleidigern gern von ganzem Herzen verziehen, aber er fühlte ſich doch immer noch gekränkt und beleidigt; es war ihm, als ob er eine Krankheit oder einen Schmerz an ſeinem eignen Körper erduldete, wenn denkende Weſen ſeinesgleichen, mit denen er ſich ſo nahe verwandt fühlte, ihm zu ſchaden ſuchten.

Ihn ſchmerzte jene Geſinnung mehr als der Schaden, der ihm zugefügt wurde; ſein Geiſt konnte ſich aus den Zweifeln nicht heraus finden, die ihm oft hierüber aufſtießen, daß eine ſolche disharmoniſche entzweyende Verſchiedenheit zwiſchen Weſen einer Gattung Statt finden müßte — daß es neben fühlbaren Seelen ſo ganz gefühlloſe, oder vielmehr neben ſo ganz gefühlloſen noch fühlbare Seelen gäbe. — —

Moritz.

III.

III.

Sansſouci.

September 1792.

Heilige Schauer umwehn den Ort, wo Friederich weilte:
Sein erhabener Geiſt hat dich, o Ståte, geweiht!
Keinen haſt du geſehn, wie Er war, keinen, wie Er war,
Siehſt du wieder; du wirſt einſam, o Ståte, nun ſeyn.
Wo der Schönheit Geſetz auf ſeinen Wink ſich die Wildnis
Schmiegte, wo Kunſt und Natur ringen in lieblichem Tanz;
Wo aus ſeelvollem Marmor ihn herrliche Nahmen umglånzten,
Strahlte, verſammelt um ihn ferner Jahrhunderte Geiſt:
Wo långſt der Terraſſe ſich dort im Lichte des Segens,
Sich wie das wölbende Blau milder die Landſchaft erhebt,
Schuf Er Segen dem Volk, gleich der ihn umſchwebenden Sonne
Ewigquellender Born, liebend und ſegnend wie ſie.
Hier beſucht' ihn der Friede, hier ruhten die Blitze des Donnrers,
Hier in ſchaffender Ruh' weilte Boruſſias Held;
Ihren Tempel kannten die Muſen, die Grazien ſtaunten
Ihre Heimath zu ſehn; freudig beſuchten ſie ihn.

Heilige Schauer umwehn den Ort, wo Friederich weilte,
Heilige Schauer dich, Stäte, wo Friederich ſtarb.
„Sonne dort oben bald, bald werd' ich näher dir kommen"
So zur ſcheidenden rief hoffend der Sterbende auf.
Tief hinunter iſt ſie die große Sonne geſunken;
Sonne du kehreſt zurück; aber dein Friederich nicht:
Ueber dir wandelt ſein Geiſt in Lichtregionen und ſegnet
Durch Aeonen hinab noch lang ſein glückliches Volk.

Conz.

Digitized by Google

IV.

Konradin.

Ein Fragment aus der Geſchichte des dreyzehnten Jahrhunderts.

Die Begebenheit, von der ich hier rede, hat in das Ganze der Weltgeſchichte keinen beträchtlichen Einfluß gehabt. Sie begreift nur einen Zeitraum von wenigen Jahren, nach deren Verlauf die Länder, in welchen ſie ſich zutrug, blieben, was ſie geweſen waren. Indeſſen iſt ſie an ſich äußerſt rührend, und in ſofern ſie den Geiſt der damaligen Zeiten darſtellt, für den praktiſchen Geſchichtforſcher ſehr wichtig. Hier zeigt ſich deutlich, wie in dem zerrütteten Zuſtande menſchlicher Geſellſchaft eine gewiſſe Stärke der Seele Platz findet, die ſich über allen Druck der Zeiten und Umſtände erhebt; und wie, ſelbſt aus der dickſten Finſterniß, immer noch Funken eines erhabenen Geiſtes hervorblicken.

Der römiſche König Konrad von Hohenſtaufen aus dem Geſchlechte der Herzoge von Schwaben, hatte von ſeinem Vater, Kaiſer Friedrich dem Zweyten, den ganzen Haß der Gibellinen gegen die Päpſte geerbt. Denn ſo wie Friedrich von Innozenz dem vierten in den Bann gethan, und daher ſeine Erbkönigreiche Neapel und Sicilien *) als verwirkte Lehne des römiſchen Stuhls

*) Der Vater Friedrichs des zweyten, Kaiſer Heinrich der ſechſte, hatte ſie, durch ſeine Heyrath mit Konſtantia, der Erbin König Wilhelms des Zweyten, an das Schwäbiſche Haus gebracht.

Digitized by Google

angeſehen waren; ſo wurde auch ſein Sohn, Konrad der vierte, von dem Gegenkönige Wilhelm von Holland, einem Geſchöpfe des gedachten Pabſtes, ſeines Erblandes, des Herzogthums Schwaben verluſtig erklärt. Sein erſtes Geſchäft nach Friedrichs Tode war alſo, Neapel und Sizilien wieder zu erobern. Dies glückte auch ziemlich leicht, indem ihn alle Städte, welche meiſt voller Gibellinen waren, außer Neapel, das er nach einer harten Belagerung einnahm, von ſelbſt zufielen. Aber plötzlich ſtarb er auf ſeiner Rückreiſe nach Deutſchland. Weil er die Kaiſerkrone nicht empfangen hat, ſo wird er von den Geſchichtſchreibern nur römiſcher König genannt.

Schon bey ſeinem Leben hatte er Manfreden, dem natürlichen Sohne Friedrichs des zweyten, die Regierung dieſer Königreiche aufgetragen, welcher nunmehr nach ſeinem Tode um ſo mehr Recht zu haben glaubte, ſie für ſich zu behalten, weil ſein Vater ihn, auf den Fall ausgeſtorbner ehelicher Nachkommenſchaft, zum Erben derſelben eingeſetzt hatte, und zu dem Ende Konradin, der einzige dreyjährige Sohn Konrads des vierten, für todt ausgegeben wurde.

Aber auch gegen Manfred, obgleich nur einen unächten Sprößling des Schwäbiſchen Stammes, wütete die Feindſchaft des Pabſtes Innozenz und ſeiner Nachfolger. Klemens der vierte belehnte den Bruder Ludwigs des neunten, Königs von Frankreich, Karln Grafen von Anjou und Provence, mit Neapel und Sicilien, und nach der Verblendung jener Zeiten gab der Willen des Pabſtes ein wirkliches Recht auf jede ſtreitige Sache.

Karl eilte alſo mit einem ſtarken franzöſiſchen Heere nach Neapel, und gerieth bey Benevent mit Manfred in ein heftiges Gefecht, worinn dieſer, hauptſächlich durch die Verrätherey eines Theils des ſicilischen Heeres, Königreich und Leben verlohr.

Digitized by Google

Nach dieſer glücklichen Schlacht war Karl unumſchränkter Herr des Landes. Aber ſeine Regierung war hart und despotiſch; er ſetzte ſeine Landsleute, mit Verdrängung der Eingebornen, in die angeſehenſten und einträglichſten Poſten, und ließ ſie über das Vermögen der Unterthanen nach Gutdünken ſchalten, wenn er nur ſein Theil bekam. Er war unerbittlich ſtrenge auch gegen die, welche er nur im Verdacht der Anhänglichkeit an den vorigen König hatte, und dieſer Verdacht traf bey ſeinem mistrauiſchen Karakter beynah alle Sicilier. Theils aus natürlicher Habſucht, theils wegen des zerrütteten Finanzzuſtandes der Krone wurde das Reich von ihm mit unerträglichen Auflagen, der gefährlichſten Klippe königlicher Macht, ſo gedrückt, daß Mißvergnügen und Unwillen alsbald die Gemüther der Unterthanen einnahmen. Dies erregte bey dem funfzehnjährigen rechtmäßigen Erben Konrads Hofnungen, die zwar in ſeinen damaligen Umſtänden ſchwindlicht ſcheinen, aber, wie die Folge zeigen wird, ihrer Erfüllung nahe kamen.

Konrad von Hohenſtauſen, oder, wie ihn die Italiäner zur Bezeichnung ſeiner Jugend nennen, Konradin, der Sohn und Enkel des erſten Monarchen der Welt, hatte von allen ſeinen Erblanden nichts mehr als einige unbedeutende Städte. Denn Schwaben, das durch die Bannflüche des römiſchen Stuhls von Herzogen befreyt zu ſeyn glaubte, erkannte ihn nicht für ſeinen Herrn, und alles übrige war theils durch Schenkungen, theils durch Heyrathen, theils auf andre ungerechte Weiſe zerſplittert worden. Er lebte in Dürftigkeit mit ſeiner Königlichen Mutter Eliſabeth meiſtens bey deren Verwandten in Baiern. Sein Vater Konrad hatte ihm vor ſeinem Abſterben den Markgrafen Barthold von Hochberg zum Vormunde, und zum Statthalter Siciliens ernannt; allein dieſer wagte

nicht, ſeinen Mündel gegen die Gewalt der Päpſte zu ſchützen, und legte die Vormundſchaft nieder.

In ſolchem verlaſſenen hülfloſen Zuſtande blieb Konradins feuriger Geiſt dennoch aufrecht, und wurde durch die Nachricht von dem Misvergnügen der Sicilier zu den kühnſten Entwürfen begeiſtert. Er, der dürftige Knabe, ſtreckte ſeine jugendliche Hand nach der Krone eines großen Königreichs aus, welches von dem eiſernen Arm geiſtlicher und weltlicher Macht beſchützt ward; lehnte ſich allein gegen den Aberglauben des ganzen Weltalters auf, um dem päpſtlichen Stuhl mit Mühe errungene Rechte, und dem verſuchteſten Helden den Lohn ſeiner Tapferkeit zu entreißen.

Dieſe Betrachtungen können das Vorhaben Konradins in ein abentheuerliches Licht ſtellen; aber die Erwägung der Zeitumſtände giebt ſeinem Entwurf ein planmäßigeres Anſehen. Die Gemüther der Sicilier, eines damals ohnehin unruhigen Volks, waren bereits in voller Gährung. Selbſt viele Große des Reichs ſannen ſchon auf die Abwälzung des unerträglichen Joches der Regierung, und ergriffen gern den Vorwand, ihren rechtmäßigen Erbkönig auf den Thron zu ſetzen. Konradin wurde hievon durch ſie benachrichtigt, und dringend erſucht, mit ihrer Hülfe, wovon ſie ihm gegründete Hofnungen geben konnten, ſein Erbkönigreich in Beſitz zu nehmen, und ihnen in ſeiner Perſon einen billigern Herrſcher zu geben. Unſer Vaterland war damals in dem kläglichſten Zuſtande: das große, wiewol nicht richtig ſogenannte, Zwiſchenreich hatte entweder alle Gräuel der Anarchie erzeugt, oder zur Reife gebracht. Die Wege wimmelten von Räubern, deren Handwerk ehrenvoll, wenigſtens einträglich war, und von den Vornehmſten getrieben wurde. Ordnung und Geſetze ſchliefen, oder waren vielmehr getödtet. Ohne das

Digitized by Google

Schwerdt war nichts zu erlangen; alles mit einem Haufen bewaffneten Geſindels. Die Deutſche Tapferkeit war in Mordluſt ausgeartet, und wütete um ſo ſchrecklicher, da ſie mit dem Namen kriegeriſcher Tugend prangte. Schreckliches Beyſpiel eines regierungsloſen Volkes! Ich möchte behaupten, daß kein Despotismus ſo verheerend ſeyn kann, als Anarchie, wo die regelloſeſte Willkührlichkeit Freyheit genannt wird, das edelſte und ſtärkſte Recht des Menſchen! und die ſinnloſeſte Verachtung aller Unterordnungen, Gleichheit heißt, ein ſchwankender unrichtig verſtandener Begriff! Zwar in Deutſchland war der Kaiſerthron mit Richard von Kornwall, einem Bruder König Heinrichs des Dritten, und dem Gegenkaiſer Alfons, König von Kaſtilien beſetzt. Allein erſterer, durch die Unruhen in ſeinem Vaterlande abgehalten, kam nur dreymal auf kurze Zeit, letzterer niemals nach Deutſchland; und dieſe Nachläßigkeit in den Deutſchen Angelegenheiten hat einige Geſchichtſchreiber verleitet, die Regierung der beyden genannten Kaiſer mit dem Namen des ſechzehnjährigen Zwiſchenreichs zu belegen.

Aus dieſem Zuſtande Deutſchlands läßt ſich leicht ſchließen, daß es an Herumſtreifern nicht gefehlt haben kann, die ſich zu einem Kriegszuge nach Italien willig fanden. Dies war der Fall. Eine Menge Leute von allen Ständen ſtrömten Konradinen zu, theils von Raubſucht, theils von einem abentheuerlichen Enthuſiasmus getrieben, der ſich um die Zeit, durch die damals üblichen Kreuzzüge in das gelobte Land noch mehr angefacht, aller Gemüther bemächtigt hatte. Beſonders bekam er an dem jungen Prinzen von Baden, Friedrich, welcher wegen der von ſeiner Mutter Gertraut, einer öſterreichiſchen Prinzeſſinn, gemachten Anſprüche auf Oeſterreich, in der Geſchichte Herzog von Oeſterreich genannt wird, den treuſten Gefährten in ſeinen

fernern Schickſalen. Dieſer war nach ſeiner ganzen Lage und Stimmung des Geiſtes Konradinen ſehr ähnlich, und dadurch wurden die beyden Jünglinge innigſt mit einander verbunden.

Im Winter 1267 reiſte alſo Konradin mit einem Heer von zehntauſend Reutern aus Deutſchland nach Sicilien. Das Glück ſchien ſein Unternehmen völlig zu begünſtigen. In Piſa ward er ehrenvoll empfangen, und mit Geld verſehen. Hier ſtellte er in einem Manifeſt die Gerechtigkeit des von ihm angefangnen Kriegs dar. Wie ein elektriſcher Funken entflammte daſſelbe faſt alle Sicilier für ſeine Sache, zumal er ſchon bey Arezzo in einem hartnäckigen Gefecht über zwey der vorzüglichſten Feldherren Karls einen vollſtändigen Sieg erhielt.

Unterdeſſen waren Karl und ſein geiſtlicher Beſchützer, Pabſt Klemens der Vierte, in großer Bewegung. Erſterer ſetzte ſein Heer in möglichſt guten Stand; letzterer verfuhr gerichtlich gegen Konradin, lud ihn zur Rechtfertigung ſeines frevelhaften Beginnens vor, und da er nicht erſchien, ſprach er den Bannfluch wider ihn, den Segensſpruch über alle die aus, welche für Karl gegen ihn fechten würden.

Konradin achtete deſſen nicht, ſetzte ſeinen Marſch in immer wachſender Begleitung fort, und erhielt an den beyden Brüdern des Königs von Kaſtilien, Friedrich und Heinrich von Kaſtilien, zwey tapfere und erfahrne Feldherren, die ebenfalls des Schutzes der Kirche verluſtig erklärt waren, weil ſie aus Unzufriedenheit mit ihrem Bruder bey dem Könige von Tunis Dienſte genommen hatten, und in der Zeit beynah ſelbſt zu Sarazenen geworden waren.

Bey Tagliakozzo lagerte ſich Konradins Heer, und erwartete den inzwiſchen mit ſeiner Armee herannahenden König Karl, welcher zwey Meilen davon ein Lager aufſchlug.

Digitized by Google

Während dieſer Zeit ſtattete ein alter franzöſiſcher Edelmann, Alard, einen Beſuch bey Karln ab. Er war auf der Rückreiſe von Aſien, wo er ſich gegen die Ungläubigen durch bewunderns-würdige Tapferkeit hervorgethan hatte; und wollte nun, nach zwanzigjährigem Fechten, im hohen Alter der Ruhe in ſeinem Vaterlande genießen. Allein der König beredete ihn, bey ihm zu bleiben, und ihm in der bedenklichen Lage Beyſtand zu leiſten. Bey der weit größern Anzahl der Konradinſchen Truppen, theil-te Alard Karls Heer liſtig in drey Theile, ſchickte zwey davon dem Feind entgegen, und verbarg den dritten hinter einer Anhöhe.

Konradin griff am 23. Auguſt 1268 bey Palenza die beyden Haufen muthig an, und ſchlug ſie nach einem tapfern Widerſtand gänzlich aus dem Felde.

Hierdurch glaubte er nun, den ſchweren Kampf um König-reiche beſtanden zu haben. Er ergab ſich mit ſeinen Feldherren und Großen der Erholung im Zelte, und ließ ſeine Leute die Flüchtigen verfolgen, oder die Beute auf dem Schlachtfelde thei-len. Sie zerſtreuten ſich hiehin und dorthin, und plünderten einzeln oder in Haufen: Kurz, ſie ahneten keinen Feind mehr.

Mit einem mahl ſtürzte Karl, der nur mit Mühe von Alard bisher zurückgehalten war, mit dem verborgenen Theile der Truppen auf die ſorgloſen Feinde. Die Unordnung ward im Augenblicke allgemein. Konradin und Friedrich hatten nicht mehr Zeit, die abgeworfenen Rüſtungen wieder anzulegen. Sie muß-ten ſich bey der überhandnehmenden Verwirrung durch die Flucht zu retten ſuchen. Sie gingen daher in Bauerkleidern Tag und Nacht, wurden aber unglücklicher Weiſe in Aſtura, einem dem römiſchen Edelmanne Frangipani zugehörigen Orte, erkannt, da ſie ſchon auf dem Schiffe waren, welches ſie nach Piſa in Si-

Digitized by Google

cherheit bringen ſollte. Frangipani lieferte ſie Karln aus, der ſie nach Neapel ins Gefängniß bringen ließ.

Nun berathſchlagte er, wie er Konradinen behandeln ſollte. Klemens der Vierte äußerte ſeine Meinung in den ſchrecklichen Worten: Das Leben Konradins iſt der Tod Karls; der Tod Konradins iſt das Leben Karls. Dies war der Rath eines Geiſtlichen, eines Lehrers des Friedens, der Verſöhnung und der Barmherzigkeit. Damals aber wurden alle ſolche Betrachtungen unterdrückt durch die Begierde, und den von einem Papſte zum andern vererbten Grundſatze, ſich zu Ehren der Kirche, und zur Unterdrückung derer, die nicht ihre blinden Sklaven ſeyn wollten, alles zu erlauben.

Karl verſtand die Worte des Papſtes nur zu gut, und ſein hartes Herz ſtimmte ihnen ſogleich bey. Der Tod Konradins und Friedrichs war bey ihm beſchloſſen; jedoch ſollte die Förmlichkeit eines Gerichtes nicht aus der Acht gelaſſen werden.

Er berief daher alle Rechtsgelehrten der höhern Würden, nebſt den vornehmſten Baronen, und angeſehenſten Franzoſen nach Neapel zuſammen, um die Sache Konradins zu entſcheiden.

Viele derſelben empörte der Wunſch des Königs, und ſie hatten Edelmuth genug, ihre Meinung zu ſagen, daß es wider göttliche und menſchliche Rechte ſtreite, einen im Kriege gefangenen Prinzen, deſſen nächſte Vorfahren die Länder rechtmäßig beſeſſen hatten, welche er wieder zu erobern ſtrebte, als einen gemeinen Miſſethäter hinrichten zu laſſen; und riethen theils zu zeitlicher, theils zu ewiger Gefangenſchaft. Andre aber, und die meiſten, ſahen die Verbindlichkeit nicht ein, für Gerechtigkeit ihre Ländereien, die ſie von Karln erhalten, und die Ausſichten künftigen Glückes, das ſie noch von ihm zu erwarten hatten, auf-

Digitized by Google

zugeben. Sie ſtimmten alſo auf ſeinen Tod; und Karl beſtätigte dieſes grauſame Urtheil. Wehe dem Lande, wo zu Gunſten eines fühlloſen ungerechten Fürſten ſo Recht geſprochen wird! Der Fluch kann nicht ausbleiben. Die Folge der Siciliſchen Geſchichte beweiſ't dies *).

Auf dem Marktplatze zu Neapel ward das Blutgerüſt errichtet. Als Konradin daſſelbe betreten hatte, erklärte er den König Peter von Arragonien, den Schwiegerſohn ſeines Oheims Manfred, für ſeinen Bluträcher und den Erben des Reiches. Zum Zeichen der Uebergabe warf er ſeinen Ring unter die Zuſchauer, und dieſer ward nachher Petern überbracht.

Um Konradins Strafe noch peinlicher zu machen, wurde Friedrich, ſein geliebter Waffenfreund, vor ſeinen Augen zuerſt enthauptet. Da zeigte ſich Konradins erhabne Seele. Nicht die Schrecken des nahen Todes, und der Anblick des abgeſchlagnen Hauptes erfüllten dieſelbe in dem feierlichen Augenblicke, den er noch zu leben hatte; die zärtlichſten Gefühle kindlicher Liebe und Freundſchaft, in den edelſten immer die ſtärkſten, erhoben ihn über das Grauen gewöhnlicher Menſchen. Mit beklemmter Bruſt bedauerte er den Schmerz ſeiner guten Mutter, die ihm ſein Vorhaben ängſtlich abgerathen hatte, und ſchloß Friedrichs Kopf in ſeine Arme, küßte ihn inbrünſtig, und klagte bitter, daß er die Urſache ſeines Unglücks geweſen ſey. Jetzt war ihm hier nichts mehr übrig; er knieete nieder, und ſein junges Haupt flog herunter. Es war am 29 Oct. 1269.

So endigte im achtzehnten Jahre das kurze Leben eines liebenswürdigen Jünglings, des letzten vom Schwäbiſchen Stamme.

*) Durch die Siciliſche Veſper.

Digitized by Google

VI.

Ueber die ſpekulative Vernunft, als Störerin des Vergnügens im Gebiete der Kunſt.

Es iſt ein kräftiger Beweis für das Daſeyn einer weiſen und gütigen Gottheit, die nebſt ſo vielen Myriaden Welten auch unſern Erdklumpen zur Wirklichkeit rief, daß jedes Ding auf demſelben ſeinen eigenen beſtimmten Wirkungskreis hat, innerhalb deſſelben es zum Wohl des Ganzen ſein Scherflein mit eben ſo glücklichem Erfolg beytragen kann, als es durch einen Sprung in eine fremde Sphäre, wenn gleich nicht allezeit Schaden anrichtet — doch wenigſtens keinen oder nur geringen Nutzen ſtiftet. In der Körperwelt hat jedes Objekt ſeinen gehörigen Platz, und im Geiſterreich jedes Subject ſeine eigenthümliche Rolle: man verändere den Platz des Erſten und vertauſche die Rolle des letztern mit einer andern — und die ſchöne Harmonie der Schöpfung wird öder Misklang, die Evidenz wird Möglichkeit, die heilſame Arzeney wird Gift werden und der brauchbare nützliche Mann zum albernen Gecken herabſinken. Es kann uns daſſelbe Ding zur Erreichung unſers Endzwecks bey dem einen Gegenſtand Mittel, bey dem andern Hinderniß,

werden, alles nach den individuellen Beziehungen und Verhältniſſen, in denen es mit dem Gegenſtand ſelbſt ſteht. So kann das Feuer den einen Körper auflöſen, den andern verhärten und ſo findet immer Ein Thier ſeinen Tod im Element des andern. Daran muß gerade damahls der hochweiſe Magiſtrat einer durch ihre gewiſſenhafte Gerechtigkeitspflege ſo belobten Stadt nicht gedacht haben, als er durch ein einmüthiges Concluſum dem abentheuerlichen Krebs die Strafe zuerkannte, daß er ſollte in den Bach geworfen und auf dieſe Art erſäuft werden.

Ohne mich jetzt auf die Materie vom relativiſch Guten und Böſen einzulaſſen, will ich nur dieß einzige berühren, daß gewiſſe Güter, die des Erdners größter Stolz und Reichthum unter dieſen Umſtänden ſind, in andern Lagen und Verhältniſſen ihm nicht nur nichts frommen, ſondern ſein Glück und ſeine Ruhe augenſcheinlich ſtören. Dieſe allgemeinen Bemerkungen hab' ich in der Abſicht vorausgeſchickt, um mir den Weg zu genauerer Unterſuchung eines Satzes aus dem Gebiete der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte zu bahnen.

Die ſpekulative Vernunft, die den Menſchen zum König der Erde macht, und ihn bis zur Gränze der Gottheit emporhebt, durch die er die Gegenſtände, welche ſeine gröbern und feinern Sinne berühren, nicht bloß ſo obenhin und auf ihre Oberfläche, ſondern nach ihren kleinſten Theilen und als ein Ganzes betrachtet, ihre Entſtehung bis auf die erſten Principien verfolgt, ihre engſten und weiteſten Verbindungen abmißt, durch welche er das Weſentliche vom Zufälligen, das Wahre vom Wahrſcheinlichen, das Erhabene vom Bombaſt, das Naive vom Plumpen, die ſimple Natur von der geſchminkten Kunſt unterſcheidet — dieſe ſpekulative Vernunft verdient doch wohl unter des Menſchen Vorzügen den erſten Platz, als der Gefährte, den

der Menſch ſeine ganze Lebenszeit hindurch keine Stunde entbehren kann, der ihm in jeder Lage, im Königspallaſt und unterm Strohdach des Lebens Freuden würzt, in trüben Tagen ihn aufheitert und ihn in jedem Stand und Alter zur Glückſeligkeit führt? Und doch hat es Männer — große Männer — gegeben, die der ſpekulativen Vernunft in gewiſſen Momenten des Menſchenlebens das Verdienſt der Nützlichkeit abſprechen wollten. Ich rede hier nicht von jenem blinden, todten Glauben in der Religion, der allen Gebrauch des edelſten Gutes der Menſchheit, der Vernunft, zur eigenen Unterſuchung und Prüfung der in der Bibel enthaltenen Wahrheiten für Eingriffe in die Majeſtätsrechte Gottes erklären, und mit ſeinem Gefangennehmen der Vernunft unter dem Gehorſam des Glaubens dem Menſchen ſchlechtweg alles Denken in der Religion verbieten will, auch rede ich nicht von jenen kritiſchen, uns wie wir jetzt ſind, ſchlechterdings unbegreiflichen Religionslehren, bey deren Ergründenwollen die ſpekulative Vernunft ſtatt Klarheit nur Verwirrung und Zweifelſucht zu Stande bringt. Jene großen Männer behaupteten: „die ſpekulative Vernunft ſey bey dem Genuß der Produkte der ſchönen Natur und Kunſt, ja ſo gar in manchen bürgerlichen Verhältniſſen oft Störerinn des Vergnügens, weil ſie dieſelben zu ſehr zergliedere und durch dieſe allzuängſtliche Zergliederung der kleinſten Theile den Eindruck vermindere, welchen das Ganze auf einmahl in der Seele macht.“

Der zum gerechten Schmerz des ganzen denkenden Publikums vor einigen Jahren verewigte große Iſraelit Moſes Mendelſohn ſpricht hiervon in ſeinem erſten Brief über die Empfindungen alſo:

„Es hat Weltweiſe gegeben, die die Vernunft die Störerin unſers Vergnügens genannt haben. Ich halte ſie keinesweges

dafür; allein, alsdann wird ſie es gewiß, wenn ſie der Entſtehung der Vergnügen nachgrübelt. Unſre Glückſeligkeit hängt von dem Genuß ab, und der Genuß von der ſchnellen Empfindung, mit der jede unſre Sinne überraſcht. Unglücklich ſind diejenigen, welche die Vernunſt wider den Anfall einer ſolchen Ueberraſchung abgehärtet hat. Die Luſt verſchwindet, wenn wir unſre Empfindung allzuſorgfältig aufzuklären ſuchen. — Unzählige Beyſpiele bieten ſich mir an, die dieſe Wahrheit beſtätigen. Wenn du bey der Erblickung einer Schönen in Entzückung geräthſt, ſo vereinigen ſich unzählige Reizungen zu deiner Niederlage. Der harmoniſche Bau ihrer Glieder, ihre blendende Geſichtsfarbe, ihre feurigen Augen und ihre beredten Züge ſtimmen in eine angenehme Verwirrung überein, und bemeiſtern ſich deiner Seele. Danke es dieſer Verwirrung, daß ſie dir nicht Zeit läßt ſie zu entwickeln. Hüte dich, anſtatt feuriger Augen, die Beſchaffenheit der Säfte im Auge, und anſtatt reizender Mienen eine leichte Bewegung der Geſichtsmuskeln zu denken: den Augenblick würde dein Vergnügen ſterben und du hätteſt ſtatt einer ſüßen Wolluſt eine Menge trockner Wahrheit. — Die, welche die Schriften der unſterblichen Alten nur deswegen leſen, um ſie zu zergliedern, und rhetoriſche Figuren, ſo wie ein Inſektenkenner die getrockneten Gerippe der Würmer zu ſammlen, ſind zu bedauren. Sie ſuchen und finden die Regeln der Wohlredenheit; ſie werden Geſetzgeber in den ſchönen Wiſſenſchaften; aber ſie empfinden die Schönheiten nicht mehr, die ſie uns anpreiſen. Ihr Gefühl verwandelt ſich in einen logiſchen Schluß.“

So weit Mendelſohn. Ich will es verſuchen, nach dem geringen Maaß meiner Kräfte einen kleinen Commentar über dieſe vortreffliche Stelle zu geben. Vor allem aber erkläre ich hiermit,

Digitized by Google

daß ich bey dieſer Unterſuchung meine theologiſche Hülle ganz bey Seite legen werde. Es gäbe zwar dieſe Materie ſo viel Themata zu Predigten als Tage im Jahre ſind — es ließe ſich viel davon ſagen, wie der alte Murrkopf, die Vernunft, bey manchem Glaubensartikel gefangen genommen werden müße, unter dem Gehorſam des Glaubens, wie ſie ferner durch zu genaue Zergliederung unſrer Handlungen, ihre Abſichten und Folgen bey jedem Schritt zu ſinnlichen Vergnügen uns ſo viel Bedenklichkeiten macht, und durch ihre ſcheelen Geſichter und präceptoriſche Verweiſe ſo manchen Freudentaumel trübt — allein dieß ſind Wahrheiten, die ganz für die Kanzel gehören.

Wenn wir unter dem Moralſyſtem der Alten das ſtoiſche und epicuriſche, beſonders in der Erklärung vom Urſprung des Vergnügens, mit einander vergleichen, wie es Herr Garve in einer eignen Abhandlung im 19ten Band der Leipziger Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften gethan hat, ſo werden wir finden, daß eben ihre Theorien auf die mehr oder minder ſtärkern Wirkungen der ſpekulativen Vernunft beym Genuß des Vergnügens gebaut ſind. Epikurs Lehrſatz lautet alſo: Ueberlaß dich, unbeſorgt über ihren moraliſchen Werth, den angenehmen Empfindungen, welche gewiſſe körperliche und geiſtige Gegenſtände in deinem Nervenſyſtem und mittelſt deſſelben in deiner Seele hervorbringen; oder mit andern Worten: Weide deine körperliche Sinne an Luſtgewährenden Dingen, ohne erſt mühſame Reflectionen über die Entſtehungsart oder gar über den moraliſchen Werth derſelben anzuſtellen. — Der Stoiker hingegen wird bey denſelben Gegenſtänden der Sinnesluſt und des daher entſtehenden Geiſtesvergnügens erſt alles mathematiſch

und

und logiſch zergliedern, und auf dieſe Art durch die Abſonderung der kleinſten Theile vom Ganzen dem Gegenſtand als einem Ganzen ſeinen vorzüglichſten Reitz und am Ende ſeinem Empfindungsvermögen ſelbſt alle Reizbarkeit benehmen. Der Epikuräer kniet wonnetrunken vor der Medicäiſchen Venus, und kann ſich an dem ganzen Meiſterſtück nicht ſatt ſehen — der finſtre Stoiker anatomirt ſie und berechnet das Verhältniß einzelner Theile zum Ganzen mathematiſch, aber der leidenſchaftliche Ausdruck des Künſtlers, der bloß gefühlt werden muß, und den ſtärkſten Eindruck machen ſollte, geht für ihn verloren.

Sie iſt ſo gar lange noch nicht vorbey die ſteife Epoche der Scholaſtiker, da man der ſpekulativen Vernunft in dem weiten Gebiete der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften das oberſte Tribunal zuerkannt hat. Es war dieß eine Zeit, wo man in den Werken des Geſchmacks der redenden und bildenden Künſte nur alles auf den Verſtand zurückführte, und dem Herzen nichts übrig ließ. Die Geiſtesprodukte dieſer Zeit ſowol als die Werke der Kunſt ſind auch alle ſo abgezirkelt und ſteif, daß man bey ihrem Anblick gar bald ermüdet, gähnt oder ungehalten wird. Hierzu gab beſonders auch der frömmelnde Religionseifer der Möncherey Anlaß, vermöge deſſen man in den Werken des Geſchmacks nicht auf das Eigenthümliche der Kunſt, ſondern nur auf die Moralität des dargeſtellten Kunſtwerks ſah. Die Kunſt, wenn ſie ächt ſeyn ſoll, muß getreue Darſtellung der Natur ſeyn; allein die ſpekulative Philoſophie hat Regeln erfunden — die manchmal Mißgeburten des Afterwitzes waren — nach welchem die Geſchöpfe im Reich der Künſte alle nach ein und ebenderſelben ſteifen Form gebildet werden mußten. Man ſieht ihnen aber auch das Einſeitige,

das Gezwungene und ihre Kraft, den Beobachter zum Gähnen zu ekſtaſieren, gar wohl an.

Wie die allzugewiſſenhafte Philoſophie die Verdienſte äſthetiſcher Schönheiten in den Werken der alten redenden und bildenden Künſtler verkannt, und ihre, freylich gegen die Moralität anſtoßende Schönheiten — die aber auch als ſolche, doch immer Schönheiten bleiben — verdammt und anathemaſirt habe, davon will ich jetzt ſchweigen.

Doch eben fällt mir ein, daß ich keine Paralele zwiſchen dem Wonneathmenden Epikuräer und zwiſchen dem finſtern Stoiker ziehen will. Ich habe es mit der ſpekulativen Philoſophie überhaupt zu thun, und muß ihr denn, den Geſetzen der Billigkeit gemäß, auch das wirklich beweiſen, was ich ihr zur Laſt lege, daß ſie nemlich, wenn wir in dem traulichen Kreiſe der Muſen ſitzen, durch ihre Ankunft oft ſehr beſchwerlich falle, und durch ihr weitläuftiges Ceremoniel den Spas ſo verderbe, daß wir oft, mit Bürgern zu reden, das Kindlein mit dem Bade ausſchütten.

Um aber die Sache nach den Regeln der Gründlichkeit zu behandeln, müſſen wir über die Entſtehungsart des Vergnügens, welches die Kunſtwerke gewähren, zuerſt ein paar Worte ſagen. Das Weſen der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte beſteht nach Mendelſohn a) in einer künſtlichen ſinnlich vollkommnen Vorſtellung, oder in einer durch die Kunſt vorgeſtellten ſinnlichen Vollkommenheit. Iſt nun die Erkenntniß dieſer vorgeſtellten Vollkommenheit ſinnlich, ſo wird ſie Schönheit genennt; koſtet uns aber das Wahrnehmen der Vollkommenheit eines Kunſtwerkes viel Anſtrengung der obern Seelenkräfte, viel Syllogiſmen, mathematiſche und logikaliſche Ausrechnungen, ſo iſt

zwar der Gegenſtand geſchickt zur Auffindung philoſophiſcher Wahrheiten, aber er gibt uns keine Nahrung für unſer Schönheitsgefühl. Die ſpekulative Vernunft betrachtet die Theile eines Kunſtwerks ſtückweiſe, daher geht die Schönheit des Ganzen für ſie verlohren. Wie trefflich redet hiervon Mendelſohn b).

„Die Gleichheit, das Einerley im Mannigfaltigen iſt ein Eigenthum der ſchönen Gegenſtände. Sie müſſen eine Ordnung, oder ſonſt eine Vollkommenheit darbieten, die in die Sinne fällt. Wenn wir eine Schönheit fühlen wollen, ſo wünſcht unſre Seele mit Gemächlichkeit zu genieſſen. Die Sinne ſollen begeiſtert ſeyn und von ihnen ſoll ſich die Luſt auf die müſſige Vernunft ausbreiten. Der Entwurf eines Gebäudes iſt ſchön, wenn das Ebenmaaß in den Abtheilungen, und ihre Abwechslungen leicht zu faſſen ſind, und der gothiſche Geſchmack iſt unter andern Urſachen auch deswegen verwerflich, weil er die Mannigfaltigkeit in einer allzu verwickelten Ordnung anbringt. Ein allzu ſehr durcheinander geſchlungner Tanz mißfällt, weil wir die verſchiednen Züge und Linien, die auf dem Boden gezeichnet werden, nicht ohne Mühe auseinanderwickeln können. Auch die Töne ſind nur alsdann wohlklingend, wenn die Bebungen in der Luft ein leichtes Verhältniß miteinander haben. — Was folgt hieraus? Daß das Vergnügen an der ſinnlichen Schönheit, an der Einheit im Mannigfaltigen, bloß unſerm Unvermögen zuzuſchreiben ſey. Wir ermüden, wenn unſre Sinne eine allzuverwickelte Ordnung auseinanderſetzen ſollen. — Weſen, die mit ſchärfern Sinnen begabt ſind, müſſen in unſern Schönheiten ein ekelhaftes Einerley finden, und was uns ermüdet, kann ihnen Luſt gewähren.“

So weit Mendelſohn.

Digitized by Google

Man wird wohl dieß Geſagte am beſten beweiſen können durch die verſchiednen Wirkungen, welche ein und eben derſelbe Gegenſtand in dem Beobachter hervorbringt, wenn er theilweiſe und wenn er auf einmal — wie bey den bildenden Künſten — vorgeſtellt wird. Wir wollen einmal eine treffliche poetiſche Schilderung, Uzens Traum, leſen c). Wie meiſterhaft! aber doch muß ſich der gierige Leſer die Schönheiten eine nach der andern denken. Eine Venus vom Apelles, wie ſie eben aus dem Schaume des Meeres emporſteigt, läßt all' dieſe himmliſchen Reitze mit einem Blick überſehen, die der Dichter nur hintereinander her mahlen kann. Wir wollen noch ein Beyſpiel von der Muſik hernehmen. Ein Concert entzückt uns wegen der Harmonie vieler und mannigfaltiger Töne und Inſtrumente zu einem Ganzen: aber nun wollen wir einmahl die Töne einzeln, einen nach dem andern und wiederum die Verhältniſſe der Inſtrumente zu einander und zu dem ganzen Concert berechnen, und wir haben ſtatt ſüßem Wolluſtsgefühl trockne Wahrheit. Bey gewiſſen Kunſtwerken liegt der Grund des Vergnügens, welches ſie uns gewähren, bloß in ihrer kurzen, oft augenblicklichen Dauer, die uns nicht Zeit läßt, die einzelnen Beſtandtheile derſelben zu unterſuchen. Ein ſchneller Blitz aus der ſchwarzen Donnerwolke hat für unſer Auge viel Reitz, weil er ſchon vorüber iſt, wenn wir die verſchiednen Winkel ſeiner Feuerſtrahlen unterſuchen wollen und der Blitz in der Muſik ausgedrückt, muß gehört nicht geleſen werden, weil bey der Berechnung der Töne die Haupteigenſchaft — die Schnelligkeit verlohren geht.

„Alle Erſcheinungen, ſagt der unſterbliche Leſſing, d), zu deren Weſen wir es nach unſern Begriffen rechnen, daß ſie plötzlich ausbrechen und plötzlich verſchwinden,

daß ſie das, was ſie ſind, nur einen Augenblick ſind, alle ſolche Erſcheinungen, ſie mögen angenehm oder ſchrecklich ſeyn, erhalten durch die Verlängerung der Kunſt ein ſo widernatürliches Anſehn, daß mit jeder wiederhohlten Erblickung der Eindruck ſchwächer wird und uns endlich vor dem ganzen Gegenſtande eckelt oder graut. La Mettrie, der ſich als einen zweiten Demokrit mahlen und ſtechen laſſen, lacht nur die erſten Mahle, da man ihn ſieht. — Betrachtet ihn öfterer und er wird aus einem Philoſophen ein Geck; aus ſeinem Lachen wird ein Grinſen" e).

Daß die ſpekulative Vernunft oft Stöhrerin des Vergnügens in den Werken der Kunſt iſt, getraue ich mir noch aus dem Grundſatze der Schönheit, welche doch der Gegenſtand der Kunſtwerke iſt, zu beweiſen. Schönheit, in den Kunſtwerken, entſteht durch glückliche Verbindung vieler Theile — ſie ſeyen nun von einer Art oder von verſchiedenen Arten — zu einem Ganzen. Wenn nun aber die ſpekulative Philoſophie die Theile einzeln, jeden Theil für ſich, betrachtet, ſo geht das Vergnügen, das aus der Beobachtung der Ordnung und Zuſammenfügung zu einem ſchönen Ganzen fließet, verlohren f). Ein Pallaſt, wie der Palezzo Borgheſe in Rom iſt, wirkt in unſrer Seele die behagliche Empfindung des Wohlgefallens, nicht durch die Menge der Theile, aus denen er beſteht, ſondern durch die glückliche Wahl in der Zuſammenfügung derſelben zu einem majeſtätiſchen Ganzen. Wir bewundern Symmetrie in den Haupt- und Nebengebäuden, ſtaunen die majeſtätiſche und doch proportionirte Höhe an, freuen uns über die gut im Proſpektiv angebrachten Zimmer, über die geſchmackvolle Meublirung derſelben — aber nun wol-

Digitized by Google

len wir mit dem Linnée in der Hand die Arten der Steine mühſam aufſuchen, welche die Beſtandtheile des Gebäudes ausmachen, wollen den Marmor, mit dem es gepflaſtert iſt, klaſſificiren, das Mahagoniholz, woraus die Tiſche beſtehen, die Farben der Tapeten und Gemälde nach ihren Beſtandtheilen unterſuchen — nun iſt für uns das Gebäude kein Gegenſtand der Kunſt mehr, es wird Vehikel zur Bereicherung unſrer wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, wird für uns ein Gegenſtand der Naturgeſchichte, aber es hört auf Denkmal des Geſchmacks zu ſeyn.

Der ſpekulative Mineralog wird vielleicht eine herrliche Sammlung von Gemmen in der Abſicht ſtudieren, um die Charaktere und Eigenſchaften der Edelſteine kennen zu lernen, aber die Meiſterarbeit des Künſtlers in den Reliefs geht für ihn verloren, und wer das göttlich erhabene große Meiſterſtück des Alterthums, die Gruppe des Laokoon im Vatikan zu Rom Jahre lang beobachten wollte, bloß in der Abſicht, um das Geſchlecht aufzufinden, in welches ſeine grauſamen Peiniger, die Schlangen gehören, die ihn durch ihre ſchmerzhafte Umwindung tödten, oder um etwa gar ſeine anatomiſchen Kenntniſſe zu bereichern oder zu berichtigen, der wird an dem Kunſtwerk, als Meiſterſtück im Ausdruck der Leidenſchaft, im Gefühl des bitterſten Schmerzes, in den Geſichtern ſowohl als in den Muskeln des Laokoon, der ſich loszuwinden ſtrebt und den Mund zum Angſtgeſchrei öfnet und an den ängſtlichen, dem Vater zugekehrten Blicken der beyden Söhne wenig Geiſtesnahrung finden. — Für Männer, die ſich in gewiſſe Fächer der Philoſophie, z. B. der höhern Mathematik und Metaphyſik, der mathematiſchen Aſtronomie und Phyſik ſo hineingearbeitet haben, daß ſie darinnen wie in ihrer ganz eignen Welt leben

Digitized by Google

und weben, für dieſe haben Werke der Kunſt und der Natur oft entweder gar keinen Reitz, oder wenn ſie auch von ohngefähr auf dieſelben ſtoßen, ſo anatomiren ſie alles bis auf die kleinſten Theile, und die Umriſſe des Ganzen, der Ausdruck, das Kolorit — kurz die Beſtandtheile der Schönheit — entgehn ihren ſublimen Augen. Newton mit ſeinen Gedanken in den höhern Sphären des Lichts umherirrend, ergreift in einer Geſellſchaft den Roſenfinger ſeiner ſchönen Nachbarin für einen Pfeiffenräumer; wenn man ihn nun erſt in das Belvedere des Vatikans zu Rom, in die Tribune zu Florenz oder in die Farneſine zu Rom — die erſten Heiligthümer der Kunſt — eingeführt hätte, ſo würde der Hoheprieſter der ſpekulativen Philoſophie als Kunſtkenner und Liebhaber ſehr Laie geweſen ſeyn, würde in dieſer terra incognita vielleicht bemerkt haben, wie die Statüen und Kunſtdenkmäler zum Genuß und Empfang der Wirkungen der Lichtſtrahlen recht oder falſch geſetzt wären — aber der Ausdruck der Schönheit im vatikaniſchen Apoll, das edle Selbſtgefühl im ganzen Antlitz des Siegers über die Schlange Python, die blühende volle Kunſt im ſterbenden Fechter, das Muskelreiche, Nervichte und Starke im Torſo, die meiſterhaften Schönheiten im farneſiſchen Stier werden ihm wenig Wonnegenuß ſchenken, weil er die Schönheiten einzeln, und nicht, in ſo fern ſie ein Ganzes ausmachen, beurtheilt. Auſſeher von Galerien und Kunſtkabineten, wenn ſie nur mittelmäßige Menſchenkenntniß beſitzen, werden aus dem Betragen und der Beobachtungsart derer, welche ſie in den Tempeln des guten Geſchmacks umherführen, gar bald abnehmen können, ob ſie aus der Schule der höhern Weisheit, oder aus den vertraulichen Kreiſen der Muſen kommen.

Digitized by Google

Die ſchönen Produkte der Mutter Natur, welche der Meiſel oder der Pinſel der Kunſt getreulich nachahmt, beſtehen aus vielen Theilen, die entweder von einerley Art ſind, oder zu mancherley Geſchlechtern und Gattungen gehören. In beyden Fällen wird eine allzugenaue Zergliederung dieſer einzelnen Theile die Fülle des Vergnügens hindern, das uns der Inbegrif derſelben im Ganzen gewährt haben würde. Es iſt wohl nichts mehr vermögend die raſtloſe Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes zu erſchlaffen und ſeine Beobachtungsfibern — daß ich mich dieſes ſinnlichen Ausdrucks bediene — ſtumpf zu machen, als das Einförmige in den zu beobachtenden Gegenſtänden. So wäre es doch wirklich ganz verkehrt, wenn man, um die Schönheit eines Regiments, als eines Ganzen zu beurtheilen, die Soldaten nicht in geſchloſſenen Gliedern, ſondern jeden Krieger einzeln betrachten wollte; denn auf dieſe Art ginge der Hauptheil der Schönheit, die Zuſammenſtellung und Ordnung des Ganzen verloren. — Der Schmelz der bunten Aue im Jugendlenz der Natur, welch' wonnige, nahrhafte Augenweide iſt er? aber nun wollen wir uns jede einzelne Frühlingsblume, jedes einzelne Kraut nach Hauſe tragen, wollen jedes nach ſeiner Structur, nach ſeinem äußern und innern Gehalt, nach ſeiner Farbe unterſuchen und klaſſifiziren, und wir werden vielleicht dem Botaniker uns durch ſchätzbare Beiträge zu ſeinem Syſtem verbinden — aber wir haben uns dadurch um den Genuß gebracht, den uns die bunte Flur durch ihr vortreffliches Kolorit gewährt hätte g). Alle Körper beſtehn aus vielen unendlich kleinen Theilen, deren regelmäßiges Beyſammenſeyn, die Begriffe von Höhe, Breite, Glätte, Härte, Flüſſigkeit ꝛc. in der Seele des Beobachters bilden, dieſe Begriffe fallen aber weg, ſo bald wir uns die Theile deſſelben nicht mehr

auf und neben einander vorſtellen. So können Kunſtprodukte durch allzuängſtliche Zergliederung zu bloßen Gegenſtänden der Naturgeſchichte herabgeſetzt werden. Beyſpiele davon anzuführen, halt' ich für überflüßig — jeder Kunſtfreund kann ſie ſelbſt in Menge auffinden. Die Natur, oder deutlicher zu reden, die Elemente verwandeln Gegenſtände der Kunſt durch Auflöſung in ſimple Naturprodukte, und eine geſchmolzene goldene Denkmünze des Alterthums, behält zwar ihren Werth als Gold, aber das Feuer hat ihr ihren Kunſtwerth geraubt. Dieß hat Geiz und jüdiſche Habſucht ſchon an gar vielen herrlichen Kunſtprodukten verſucht, wenn ſie Denkmünzen des Alterthums in Gold umgeſchmolzen hat.

Quid non mortalia pectora cogis
Auri ſacra fames! —

Beſteht das Ganze eines Kunſtwerks aus Theilen, die zu verſchiednen Geſchlechtern und Gattungen gehören, ſo findet die ſpekulative Vernunft noch mehr Veranlaſſung zu individuellen Betrachtungen, die das ſich regende Schönheitsgefühl erſticken, oder doch gewiſſermaßen verwirren. Vermöge der Ideenaßociation führt die Analyſe eines Kunſtwerks ſo viele fremde Bilder herbey, daß durch dieſelben die Seele unvermerkt von ihrem Gegenſtand abgebracht wird. In den ſchönen Wiſſenſchaften oder bey den ſogenannten redenden Künſten ereignet ſich dieſer Fall noch öfter, als bey den bildenden, und zwar nicht nur bey dem Beobachter, ſondern ſelbſt bey dem Schöpfer der Kunſtprodukte. Es gab eine Zeit, wo eine gewiſſe Afterphiloſophie, die gern ſehr ins Detail ging, und Subtilitäten auf Subtilitäten häufte, im Reiche der Kunſt Geſetzgeberinn wurde, und in jene Zeiten fällt das Ueberladene, das Chargirte in den Werken des Geſchmacks, die vielen gehäuften Bilder, Epitheten und

Gleichniſſe in den Werken der Dichter, ſo wie die zu kraßen Vergoldungen, Schnörkel und buntſchäckigten Zierrathen an Gebäuden und andern Kunſtdenkmälern. Warum empfinden wir etwas den guten Geſchmack Empörendes bey Betrachtung der leztern, und beym Leſen der erſtern? Weil ſich uns entweder zu viele einförmige oder zu viel kontraſtirende Ideen aufdringen, welche die Seele nicht auf einmal bewirthen kann. Der Saz: je einfacher ein Kunſtprodukt, je ſchöner iſt es, hat in der Leichtigkeit, womit die Seele daſſelbe auffaßen, ordnen und überſchauen kann, ſeinen Grund, und ſollte billig den Künſtler bey all' ſeinen Arbeiten leiten. Wenn der ſyſtematiſche Philoſoph über ein Kunſtwerk kommt, und es zergliedern will, ſo hüpft der Beobachtungsgeiſt von einem aufs andre und es wird für ihn blos Mittel ſeine wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe zu bereichern und giebt ihm blos Veranlaſſung über die Beſchaffenheit der Dinge, woraus es zuſammengeſezt iſt, nachzudenken. Man frage aber, worin denn eigentlich das Verdienſt des Künſtlers in der Darſtellung und im Ausdruck der Schönheit beſteht, und er wird uns hievon wenig Rechenſchaft geben können. Dieſer Fall findet am meiſten Statt bey der Lektüre der Meiſterwerke des feinern Geſchmacks in den ſchriftlichen Denkmälern der Griechen und Römer — wovon nachher ſoll geredet werden.

Die Schönheit muß gefühlt werden, muß ſich unſrer Herzen und Sinne ſelbſt bemeiſtern, muß uns überraſchen und ſich von ihren Verehrern nicht erſt mühſam aufſuchen laſſen. Der geläuterte Geſchmack wird die wahre Schönheit von ſelbſt finden und bewundern müßen und hingegen bey aller Anſtrengung ſeiner obern Seelenkräfte das Wohlgefallen an einem unächten Kunſtwerk, das den geborgten Namen deſſelben führt, in ſeiner Seele zu erzwingen, nicht im Stande ſeyn. Ich rechne hier auf

einen Geſchmack, der in der erſten Bildung nicht verdorben worden iſt. Dem groben ſinnlichen Menſchen, der ſich blos dem Eindruck überläßt, den Gegenſtände auf die äußern Sinne machen, wird freylich ein recht buntſchäckigt illuminirter Kupferſtich beſſer gefallen, als eine Madonna von Raphael, aber den Kenner empört derſelbe ſogleich beym erſten Anblick, ohne, daß es ihm noch eingefallen iſt, das Fehlerhafte, das Grobe, das Revoltirende darin aufzuſuchen. Die Beſchreibung eines Kunſtwerks iſt zweckwidrig, fehlerhaft und abſchreckend, wenn ſie zu lang, zu umſtändlich und detaillirt iſt. Die größten Meiſter in der Kunſt haben ſich oft — beſonders in den redenden Künſten — wenn ſie ihr Bild zu ſehr zergliederten, zu ſehr daran ſchmückten und darüber nachdachten, zu Beſchreibungen hinreißen laſſen, die zwar noch immer dichteriſch Feuer athmen, aber gerade für den Ort und für den Augenblick, wozu ſie gehören, zu lang und zu ſehr ausgemahlt ſind. So iſt nach meinem Gefühl Thermaneus Erzählung von Hippolyts Tod in Racine's Phädra h) viel zu lang, für den beſtürzten Theſeus, ſie anzuhören, quaalvoll. Wenn hingegen der Vater der Kunſtkenntniß Winkelmann von dem Apoll in der Villa Borgheſe folgende Kunſtenthuſiasmus athmende Beſchreibung giebt:

„Wenn die Einbildung mit dem einzelnen Schönen in der Natur angefüllet und mit Betrachtung der von Gott ausfließenden und zu Gott führenden Schönheit beſchäftiget, ſich im Schlafe die Erſcheinung eines Engels bildete, deſſen Angeſicht von göttlichen Licht erleuchtet wäre, mit einer Bildung, die ein Ausfluß der höchſten Uebereinſtimmung ſchien, in ſolcher Geſtalt ſtelle ſich der Leſer dieſes ſchöne Bild vor.“

ſo iſt dieſes nicht trockenes Raiſonnement — nicht Reſultat eines vieljährigen Grübelns und Nachdenkens über dieſes Meiſterſtück

der Kunſt, es iſt Ausdruck von der Fülle der ſeligen Empfindungen, womit der Kennerblick das erſtemal geſättigt worden iſt. Winkelmann hat in wenigen Worten alles geſagt, was von dieſem Meiſterſtücke der Kunſt geſagt werden kann; da vielleicht der blos raiſonnirende Philoſoph mit der Schilderung deſſelben viele Bogen angefüllt haben würde. — Es ließen ſich durch Vergleichung verſchiedener Schilderungen der Kunſtwerke für meinen Hauptſatz manche Bemerkungen herleiten, wie leicht aus ihnen abzunehmen iſt, ob der Schriftſteller blos ſpekulativer Philoſoph, oder gefühlvoller Kenner der Kunſt geweſen iſt. Zu detaillirte Beſchreibungen von Kunſtwerken laſſen immer eher auf den erſten als auf den letzten ſchließen.

Es giebt bekanntlich auch eine ſpekulative Moralphiloſophie, die oft von ihrer Freundinn der Religioſität begleitet wird. Es giebt ferner Meiſterwerke der Kunſt, denen man zwar das Verdienſt der Vollkommenheit nicht abſprechen kann, die aber gegen die Geſetze der Moralität anſtoßen — und nun wird man von ſelbſt leicht die Folge errathen, die ich aus dieſen beyden ſo gerade hingeworfenen Sätzen ziehen will. Wenn die Kunſt unparteyiſche, treue Nachahmerin der Natur seyn will, ſo muß ſie nicht nur die Dinge wie ſie an und vor ſich ſind, ohne Schleyer kopiren, ſondern auch den Menſchen nicht als Ideal der Tugend ſchildern: ſie muß ihn mit ſeinen tauſend Fehlern und allen Nüancen ſeiner Schwachheiten und Thorheiten darſtellen, wie er von ſeinen Leidenſchaften beſtürmt wird und — unterliegt. Je getreuer, je lebhafter die Kunſt den Menſchen im Taumel ſeiner Leidenſchaften kopirt, deſto größer iſt ihr Verdienſt. Miltons Teufel im verlornen Paradies ſind ſo vollendete Geſchöpfe als ſeine Engel. Das mythologiſche Zeitalter bot den redenden und bildenden Künſtlern des Alterthums reichhaltigen Stoff zu derglei-

chen Hiſtörchen von Liebesintriguen der Götter und Göttinnen dar, und ſie haben oft ihre ganze Kunſt zur Bearbeitung ſchmutziger Szenen aufgeboten. — Daß ich nur ein einziges Beyſpiel von den Galanterien Jupiters und von ſeinen abentheuerlichen Eroberungen anführe, welche Meiſterſtücke der Kunſt haben ſie nicht erzeugt. Die größten Dichter haben ihr ganzes Genie aufgeboten, um einen ſchmutzigen Liebeshandel von Göttern oder Menſchen zu beſingen i). Da iſt es denn doch wohl dem religiöſen Philoſophen nicht zu verdenken, wenn er an dergleichen Kunſtwerken ſeine Augen oder ſeine Einbildungskraft zu weiden ſich ſcheut, weil ſie mit der Moralität in Kolliſion kommen. Aber auch hierin iſt man in den vorigen Zeiten zu weit gegangen. Ein mönchiſcher Vater antwortete auf die Frage, warum er ſeinen mit Talenten reichlich geſegneten, nach Weisheit gierigen Sohn mit ſo loſer Speiſe ſättigte, als die Legenden und Homilien des finſtern Zeitalters ſind, und ihn nicht lieber mit den vortreflichen Muſtern Griechenlands und Roms bekannt mache? „ſo! ſoll ich ihn aus dieſen vermaledeyeten Schriften heidniſche Grundſätze ſaugen laſſen?“ Schon Plato k) wollte die Dichter in ſeiner Republik nicht dulden, als verführeriſche, die Sitten verderbende Leute, und die Kirchenväter l) welche ihre Ehre und ihr ganzes Verdienſt in einer gewiſſen ſpekulativen Afterphiloſophie ſuchten, verwarfen die ſchönſten Werke der Profandichter und verfertigten Kraft und Saftloſe Verſe für die Jugend, aus denen ſie weder Geſchmack und Schönheitsgefühl noch Eleganz im Ausdruck lernen konnte. Als man den großen Werth der Profandichter kennen gelernt hatte, kamen die kaſtrirten Ausgaben des Ovids und andrer jovialiſcher Dichter auf m). — Aber eine unbekleidete Venus,

oder die Scene Jupiters mit der Leda einem Jüngling zu zeigen, hätte man für eine Todſünde gehalten.

Ich weiß wohl, daß man hingegen einwenden könnte, an dieſer allzuſtrengen Gewiſſenhaftigkeit ſey gerade nicht die wahre, ſpekulative Philoſophie, ſondern eine gewiſſe Afterreligioſität Schuld, die eben nicht immer einen philoſophiſchen Kopf vermuthen läßt. Allein wenn wir die Sache genau zergliedern, ſo finden wir, daß immer gewiſſe Spekulationen, die freylich aus minder geläuterten Grundſätzen des Schönen und Guten fließen, hier zum Grunde liegen. Es giebt auch eine gewiſſe ſpekulative Moralphiloſophie, die ſich über ſolche Dinge ein Gewiſſen macht, die an und für ſich unſchuldig ſind, die aber andre wirkliche Verbrechen ungeſcheut begeht, jene philoſophiſche Mönchsmoral, ein Erbſtück von den Phariſäern und Schriftgelehrten! —

Die ſpekulative Philoſophie iſt auch deswegen Störerin des Vergnügens im Reiche der Kunſt, weil der ſpekulative Philoſoph an manchen Kunſtwerken kleine Flecken findet, die ein andrer, der zum Genuß gekommen iſt, aus Liebe zur Vollkommenheit des Ganzen überſieht. Es geht ja manchem Kunſtwerk, wie mancher Schönen. Man muß ſie in der Dämmerung ſehen, nicht bey des Lichts vollen Schein, wenn man ſie reizend finden ſoll. Nur dem Eingeweiheten in der Kunſt zeigte Winkelmann den Apoll mit der Fackel. Eben dieſer Satz leitet mich auch auf die Behauptung, daß ſelbſt beym wonnevollen Blick auf die Natur und ihre Herrlichkeiten eine zu ſorgſame Zergliederung die ganze Freude verderbe. Ich blicke von einem hohen Berg hinab in eine weite mit Bergen, Thälern, Wäldern, Flüßen abwechſelnde Gegend und ſehe ſie als ein Ganzes; die Kornfelder liegen vor mir da, wie ein abgeſtuf-

Digitized by Google

tes Haar, ein Halm ſcheint mir ſo hoch zu ſeyn als der andre, der Fluß gleicht einem wahren Spiegel, die Bäume des Waldes einer beſchnittenen Hecke, kurz, ich bewundre vorzüglich Gleichheit und Ebenmaaß. Will ich als Unterſucher vom Berge herabſteigen, ſo finde ich alles ganz anders, die Saat ſteht hier hoch, dort niedrig, da finde ich einen Hohlweg, der im Ganzen nicht ſichtbar war, hier Erhöhungen, dort Vertiefungen, die mein Auge nicht gewahr wurde, der Fluß iſt trübe, die Bäume ſo zerſtreut, dieſe lang, jene kurz — ich muß über Thäler und Berge wandern, die mir die ſchöne Ausſicht gänzlich benehmen, kurz es iſt das Paradies nicht mehr, ſeit ich darinn herumwandle und es geht mir, wie dem Liebhaber, der ſeines Mädchens glatte Wangen mit dem Mikroſkop beſieht, er ſtarrt und ſtaunt ob der Berg' und Thäler und glaubt ein altes Weib in Feengeſtalt bisher geküßt zu haben. Wäre jener auf dem Berge geblieben und hätte dieſer das Mikroſkop weggelaſſen, beyde würden noch ſo wonnevoll am Anblick und Kuß ſich weiden, wie zuvor. Es iſt gut, daß unſre Augen nicht feiner ſind, wir würden manches nicht halb ſo ſchön finden, als ſo! —

Ehe ich dieſe Materie ſchließe, will ich dem bisher Geſagten noch einige Bemerkungen in Rückſicht auf den Künſtler, Beobachter und Erzieher beyfügen, die aus meinem Hauptſatze vielleicht nicht ohne allen Grund gefolgert werden können.

Das erſte betrift die Frage: Muß oder darf der Künſtler ſpekulativer Philoſoph ſeyn? — Antwort: Die ſpekulative Philoſophie kann wohl allgemeine Regeln in der Kunſt feſtſetzen; allein der Künſtler wird nimmermehr Original werden, wenn er ſich zu ſklaviſch an dieſe Regeln bindet. Zu-

wellen iſt Regelloſigkeit Schönheit im Reiche der Kunſt und der Natur n). Wenn man es einem Kunſtwerk anſieht, daß es ſo ganz ängſtlich nach den Regeln verfertigt iſt, wenn die ſtrenge Befolgung der Geſetze, die in der Theorie gegeben werden zu ſichtbar am Tage liegt, und der Schweiß, den die Aengſtlichkeit um ihre Befolgung dem Künſtler ausgepreßt hat ſeiner Angſtgeburt noch an der Stirne glänzt, ſo fällt das Vergnügen weg, welche der Anblick des Leichten, des Natürlichen und Ungezwungnen jedem Kenner und Beobachter von Gefühl und Geſchmack nothwendig gewähren muß. Es kann einer eine Theorie der ſchönen Künſte, die ganz auf ſpekulative philoſophiſche Regeln gebaut iſt, geben, und iſt doch nicht im Stande, nur ein mittelmäßiges Produkt für das Reich derſelben zu liefern, ſo wie vielleicht ein andrer den Wehrt oder Unwehrt eines Gedichts ſehr genau zu beſtimmen weiß, ohne je in ſeinem Leben nur eine einzige Strophe gedichtet zu haben. Shakeſpear behält gewiß unter den theatraliſchen Dichtern einen ſehr vorzüglichen Rang, und doch hat gewiß keiner derſelben ſo wenig von dramatiſchen Regeln gewußt als Shakeſpear. Er hat in ſeinem Leben keine Vorleſung über die Pſychologie gehört, aber er ſtudirte den Menſchen in allen nur erdenklichen Situationen, zog herum in den Tabagien, in den Bagn'os und ſammelte ſich in den Geſellſchaften der niedrigſten Menſchenklaſſen Züge zu den treflichen Gemälden, die ſeine dramatiſchen Produkte vor allen auszeichnen o). Franz Hedelin, bekannter unter den Namen Abt Aubignac, ſchrieb eine Theorie der dramatiſchen Dichtkunſt, die ein Meiſterſtück in ihrer Art war. Er verfertigte darauf eine Tragödie unter dem Titel Zenobia, bekam auch deswegen eine Penſion, jedermann wartete voll Ungeduld auf die Erſcheinung

eines

eines zweyten Meiſterſtücks — aber aus der ſchönen Zenobia wurde ein altes Weib. Herr Steinwehr ſagt in der Vorrede zu der Ueberſetzung der Aubignacſchen dramatiſchen Dichtkunſt, daß der Abt deswegen am Hofe manche Spötteleyen habe hören müſſen, weil er ſich öfters gerühmt habe: er wäre der Einzige, der Ariſtoteles Regeln befolgt habe. Der große Condé ſagte einmals: „er müſſe es dem Abt danken, daß er den Regeln des Ariſtoteles ſo genau gefolgt ſey, aber er danke es dieſen Regeln ſchlecht, daß ſie den Abt von Aubignac verführt hätten, eine ſo ſchlechte Tragödie zu ſchreiben, als Zenobia war" p). Der ſpekulative Philoſoph würde als Künſtler zu einfach arbeiten und dadurch ſeinen Werken den Reiz, der aus der Betrachtung des Mannigfaltigen entſteht, benehmen. Der Abt Bellegarde q) ſagt: une Muſique toute unie, ou l'on entend ſouvent les mêmes cadences laſſe et endort; les habiles maitres employent à propos des tons discordans, qui piquent l'oreille et qui font mieux ſentir la douceur des uniſſons.

Souvent un beau deſordre eſt un effet de l'art.

Ueber die Regeln der Kunſt hinauszugehn, einen kühnern Schwung zu wagen und durch einen ungewöhnlichen Sprung über die Sphäre des Alltagslebens einem Kunſtwerk einen auffallenden Reiz zu geben, dazu iſt die ſpekulative Vernunft zu gewiſſenhaft, zu ſkrupulös, daher ſich ihre Kunſtprodukte nie über das Alltägliche erheben werden.

Wenn wir die Schickſale der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte im Ganzen und im Einzeln unterſuchen, ſo lehrt uns ihre Geſchichte, daß jedes Volk, das in irgend einem Zweige der Wiſſenſchaften ſich hervorgethan hat, zuerſt Muſter lieferte, nach welchen in der Folge Regeln für die Kunſt abgezogen, und aus

Digitized by Google

denen allererſt Kunſttheorien verfertigt worden ſind. Nur — ich ſage es nicht gern — nur die Deutſchen lieferten zuerſt Theorien, und ſodann erſt Muſter. Beweißt dieß etwa, daß wir eine ſchulgerechte, nachahmende Nation ſind? —

Zweytens: Möchte ich dem Beobachter der Werke der Kunſt rathen, daß er ſich beym Genuß derſelben mehr leidend und ſo verhalte, daß ſie mehr auf ihn, als er auf ſie wirke. Die ſpekulative Philoſophie muß man lieber zu Hauſe laſſen, wenn man die Heiligthümer der Kunſt beſuchen will. Das Herz muß ſich daſelbſt am Ganzen ſättigen. Die Unterſuchung von den individuellen Beſtimmungen eines Kunſtwerks, gehört für den Kunſtrichter auf ſein Studierzimmer. Aber der Beobachter weidet ſeine Augen und ſein Herz an dem Bilde einer Pſyche als Ausdruck der Schönheit und überläßt die gelehrten Spekulationen über ihre Herkunft, Vaterland, Eltern, Schickſale und individuelle Beſtimmung als Kunſtwerk dem Alterthumsforſcher, der darüber die Reize der Schönen ſelbſt überſieht.

Endlich noch ein Wort an den Erzieher! Man kann mit ſeinen Zöglingen die alten Denkmäler des Geſchmacks in doppelter Hinſicht ſtudieren, einmal — das gilt vorzüglich von den Werken der Dichter und Redner — um Sprachkenntniß, das andremal um Sachkenntniß und Geſchmack daraus zu lernen r). Ich rede hier nur vom Letzten. Will man des jungen Adepten Geſchmack und Schönheitsgefühl durch die Lectüre der Alten bilden, ſo muß der grammatiſche Unterricht der Sprache ſchon vorhergegangen ſeyn. Man lege z. B. einem Jüngling die zweyte Horaziſche Ode des erſten Buchs vor, erkläre ihm das Grammatikaliſche, das Hiſtoriſche und Geographiſche derſelben noch ſo genau, und er wird doch von dem Wehrt der Dichteriſchen Schönheit, vom Erhabenen und der Grazie in derſelben noch keinen

Begriff haben; wenn er auch alle grammatikaliſche Schönheiten nach der Syntaxis ornata an den Fingern herzuerzählen weiß, ſo wird doch ſein Geſchmack und Schönheitsgefühl um kein Haar dadurch verbeſſert und gebildet werden.

Man muß den Jüngling ſelbſt fühlen laſſen. Gewiſſe eigenthümliche Schönheiten, die in den Wendungen, Bildern und Gleichniſſen des Dichters oder Redners ihren Grund haben, müſſen von dem Schüler ſelbſt empfunden, können unmöglich von dem Lehrer erklärt werden. Man gebe doch einmal eine vollſtändige Theorie der Grazie! Je mehr der ſpekulative Philoſoph auf Regeln hiezu ſinnen wird, deſto weiter wird er ſich von der Grazie entfernen s). Es iſt wirklich unverantwortlich, wie ſehr die Meiſterſtücke beym Jugendunterricht oft von Syllbenſtechern und Variantenkrämern verzerrt und verunſtaltet und eben dadurch die guten Jünglinge von dem Studium derſelben abgeſchreckt werden. Da ſoll alles in ſuccum et ſanguinem vertirt werden, da ſucht man jedes Sylbchen deutlich zu machen, jedes Bild auszumahlen, mit tauſend Beyſpielen zu erläutern, und macht aus den ſchönſten Gemälden Karrikaturen, deren Anblick nicht lange auszuhalten iſt. Man laſſe doch den Lehrling ſelbſt fühlen, laſſe ſich ſein Gefühl, ſeine Vorſtellungen erzählen, berichtige das Schiefe, erläutere kurz und mit tüchtigen Gründen — und man wird tauſendmal mehr Nutzen ſtiften als mit einem ganzen Heer Kommentaren, die ſich alle Augenblicke ſelbſt wiederſprechen. Es that mir in der Homiletik auch oft in der Seele weh, wenn es zur Deklamation kam, und mancher, den die Natur nun einmal nicht zum Redner haben wollte, das Händeſpiel ſo ganz mechaniſch nachmachen muſte und jede Bewegung in gleicher Pauſe, Länge und Höhe geſchah, und der ganze Mann aus zwey Stahlfedern zuſammengeſetzt ſchien die die Arme

Digitized by Google

bey jedem Komma in gleichförmige Winkel drehten! Ein fleißiger Blick auf einen wahren Redner, würde auch bey einem ſo verhunzten Subjekt mehr wirken, als die gründlichſte homiletiſche Geſtikulationstheorie.

Aber wie hat der Erzieher ſich zu verhalten bey zweydeutigen Kunſtausdrücken und Figuren? Darf er ſeinen Zöglingen auch ſchmutzige Meiſterwerke des Genies und der Kunſt vorzeigen? Ich denke, daß eine ſichere, auf ſorgfältige Erfahrung gegründete Kenntniß der Temperamente und Hauptleidenſchaften der Lehrlinge die Beantwortung der Frage am leichteſten beſtimmen wird. Dem feurigen, zur Wolluſt — im weitläuftigen Sinn des Worts — geneigten Jüngling würd' ich freylich lieber bekleidete, als nackte Figuren zeigen, würde ſchmutzige Ausdrücke mit paſſenden, die Sittſamkeit nicht beleidigenden, Umſchreibungen erklären, würde lieber ſeine Aufmerkſamkeit auf die Zeichnung des Stiers in der Fabel der Europa und den Schwan der Leda, als auf die eigentliche Geſchichte dieſer Scenen lenken. Im Allgemeinen denk' ich über dieſen Punkt alſo: Wer ſeine jungen Freunde am Herzen wohl verwahrt, ihnen den großen Gedanken der Religion: „Selig ſind die reines Herzens ſind" mit unauslöſchbaren Zügen in ihre junge Seelen gegraben hat, der wird ſie auch hinführen dürfen zu Scenen von Menſchen, die, von ihren Leidenſchaften beſiegt, fallen. Es gilt hier der Ausſpruch der Bibel: Den Reinen iſt Alles rein.

Anmerkungen.

a) in ſeiner Schrift über die Hauptgrundſätze der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte.

b) in ſ. 5ten Brief.

c) Bey meinen ſtrengen Hrn. Amtsbrüdern bitt' ich dieſerwegen um Verzeihung. Wahrheit muß jeder und beſonders der Prieſter ſuchen, und in ihrem eignen natürlichen Gewand aufführen dürfen. Die ſich an dieſem Beyſpiel ſtoßen, mögen darüber den großen Dichter befehden, der mir es an die Hand gegeben hat. Aber ich dächte, ſie ließen es ganz und gar, ſie möchten ſich ſonſt ein ridicule ſanglant geben!!! —

d) im Laokoon S. 25.

e) Und an einem andern Ort (S. 166 — 168.) „Wie gelangen wir zu der deutlichen Vorſtellung eines Dinges im Raum? Erſt betrachten wir die Theile deſſelben einzeln, hierauf die Verbindung dieſer Theile, und endlich das Ganze. — Unſre Sinne verrichten dieſe verſchiedne Operationen mit einer ſo erſtaunlichen Schnelligkeit, daß ſie uns nur eine einzige zu ſeyn bedünken, und dieſe Schnelligkeit iſt unumgänglich nothwendig, wenn wir einen Begriff von dem Ganzen, welcher nichts mehr als das Reſultat von den Begriffen ihrer Theile und der Verbindung iſt, bekommen ſollen. Geſetzt nun alſo auch, der Dichter führe uns in der ſchönſten Ordnung von einem Theile des Gegenſtandes zu den andern, geſetzt, er wiſſe uns die Verbindung dieſer Theile auch noch ſo klar zu machen, wie viel Zeit gebraucht er dazu? — Was das Auge mit einemmal überſieht, zählt er uns langſam nach und nach zu, und oft geſchieht es, daß wir bey dem letzten Zuge den erſten ſchon wiederum vergeſſen haben. Je dennoch ſollen wir uns aus dieſen Zügen ein Ganzes bilden: Dem Auge bleiben die betrachteten Theile beſtändig gegenwärtig; es kann ſie abermals und abermals überlaufen: für das Ohr hin-

gegen ſind die vernommenen Theile verloren, wenn ſie nicht in dem Gedächtniſſe zurückbleiben. Und bleiben ſie ſchon da zurück, welche Mühe, welche Anſtrengung koſtet es, ihre Eindrücke alle in eben der Ordnung ſo lebhaft zu erneuern, ſie nur mit einer mäßigen Geſchwindigkeit auf einmal zu überdenken, um zu einem etwanigen Begriff des Ganzen zu gelangen! u. ſ. w.

f) Nicolai im 2ten Band ſeiner Reiſen S. 456 ſagt: „Man ſieht in der Baukunſt, wie in der Poeſie und Muſik, daß die Wirkungen ſich aufheben, und oft deſto weniger im Ganzen thun, je mehr ſie im Einzeln thun ſollen. Die helle geputzte Kirche zu St. Emmeran in Regensburg, an der freylich nichts geſpart worden iſt, wirkt nicht Einen großen Effect, ſondern mehrere kleine.“ Durch viele kleinere Effecte hinter einander wird die Seele auch, ſo zu ſagen, ſtärker ſtrapaziert und folglich auch eher ermüdet als durch einen einzigen, der lange noch nachtönt, wenn er eine ſtarke Saite berührt hat.

g) Helvetius in ſeinem Werk vom Menſchen Th. 1. S. 122. ſagt ohngefähr das Nemliche: qu'un homme du monde et qu'un Botaniſte ſe promenent le longd'un canal ombragé de chênes antiques et bordé d'arbuſtes et de fleurs odorantes; le premier uniquement frappé de la limpidité des eaux, de la vétuſté des chênes, de la variété des arbuſtes, de l'odeur ſuave des fleurs, n'aura pas les yeux du Botaniſte pour obſerver les reſſemblances et les différences qu'ont entr'eux ces fleurs et ces arbuſtes Sans intérêt pour les remarquer, il ſera ſans attention pour les appercevoir. Il recevra des ſenſations, il portera des jugemens et n'en aura point de connoiſſence. C'eſt le Botaniſte jaloux de la reputation, le Botaniſte ſcrupuleux obſervateur des ces fleurs et des ces arbuſtes divers, qui ſeul peut ſe rendre attentif aux différentes ſenſations qu'il en éprouve et aux divers jugemens, qu'il en porte.

h) Akt V. Auftrit 6.

Digitized by Google

i) Ovid, Perſius, Arioſt, Bürger, Wieland, Greſſet, Voltaire ꝛc. welche meiſterhafte Beſchreibungen von ſchmutzigen Scenen liefern ſie nicht!

k) Wenn ein Dichter, ſagt er im 3ten Buch ſeiner Republik, in unſre Stadt käme, ſo wollen wir ihn zwar bewundern, Weyrauch ſtreuen, ſein Haupt ſalben und krönen, aber wir wollten ihn fortſchicken als einen Mann, den wir nicht brauchen können. Dieß billigt Cicero im 2ten Buch ſeiner Tuſkulanen, Kap. 2. und ſagt von den Dichtern nervos virtutis elidunt. Ungleich feiner eifert der h. Auguſtin gegen das Leſen der Profandichter in den Schulen, und nennt es einen reißenden Strom, der Evens Söhne ins Meer des Verderbens mit ſich fortreiße, und Papſt Gregor ſchreibt an den Biſchof Didier, ob es erlaubt ſey, daß er, der des Herrn Lob ſingen ſoll, mit dem nemlichen Munde Hymnen auf Jupiter und ſeine Maitreſſen den Schulknaben vorleſe? —

l) Keine Regel ohne Ausnahme. Der h. Baſilius erlaubt in einer beſonders hierüber verfaßten Schrift der Jugend das Leſen der Profanſcribenten, wenn ſie die Bibel inne hätten, giebt Beyſpiele von der Nützlichkeit der Lektüre derſelben aus Homer und citirt beſonders jenen Vers des Heſiod, der den Weg der Tugend und des Laſters ſo herrlich mahlt. Die religiöſe Mutter des h. Fulgentius wollte, daß ihr Sohn den Homer und einen Theil des Menanders auswendig lernen ſollte.

m) Quinctilian B. 1. Kap. 14. und Plato von den Geſetzen B. 7. rathen ſchon eine ſorgfältige Auswahl der Stellen in den lyriſchen Dichtern an, bey welcher Auswahl aber oftmals gerade die größten Schönheiten im Kolorit des Ganzen verloren gehn müſſen.

n) Pictoribus atque poetis
quidlibet audendi ſemper fuit aequa poteſtas.

Horazens Dichtkunſt v. 9. 10.

o) Wie paſſend auf ihn iſt folgende Inſchrift: Die Natur über-gab ihren Pinſel in ſeine Hände und ſaß ſodann dieſem großen Meiſter in allen Geſtalten.

p) Je ſais très bon gré à l'abbé d'Aubignac d'avoir ſuivi les regles d'Ariſtote; mais je ne ſaurois pardonner aux regles d'Ariſtote; d'avoir fait faire une ſi mechante pièce à l'Abbé d'Aubignac. Mehr hievon findet man in dem Buch les trois ſiécles de notre litterature, (von Sabbatier) Tom. I. unter den Namen Aubignac. S. 39. ꝛc.

q) In ſeinen Reflexions ſur l'elegance et la politeſſe du ſtile. S. 254. u. ſ. w.

r) Man könnte mir hier einwenden: Geſchmack, Schön-heitsgefühl könne nicht erlernt werden, ſey eine Gabe der Mutter Natur. Wenn ich dieß zugeſtehen will, ſo wird man aber doch ſo billig ſeyn, mir einzuräumen, daß dieſes wohlthätige Naturgeſchenk ohne Aufregung, ohne Bildung durch das Anſchauen geſchmackvoller Gegenſtände, nie aus ſeinem Schlummer geweckt werden könne. Ein philoſophiſcher Kopf, der in ſeinem Leben wenig oder gar keine Denkmäler der Kunſt geſehen hat, wird über Kunſtwehrt nie urtheilen können, da hingegen ein anderer ohne ſchulgerechte Kenntniſſe durch Rei-ſen, auf welchen er viel Schönes und Großes geſehen hat, ein zuverläßiger Richter in Sachen des Geſchmacks werden kann. Man führe manchen weltberühmten Gelehrten aus ſeinem Studierzimmer in die Tempel des guten Geſchmacks und — er wird anfangen zu gähnen, als auf einer terra incognita.

s) Ein gewiſſer Herr Siede hat in dem vorigen Jahr ein Buch unter dem Titel herausgegeben: Handbuch für die äußere Bildung oder Regeln des Anſtandes des Reizes, der Grazie und der feinen guten Lebensart ꝛc. bey deſſen Anzeige in der allgem. Litterat. Zeitung dieſes Jahres Nro. 76. der Recenſent, wie mich dünkt, mit Recht ſagt:

„Hr. S. will Regeln des Reizes und der Grazie geben?
„Regeln über Dinge, deren Weſen darin beſteht, daß
„ſie regellos ſind und durch Geſetze und Vorſchriften
„weder gelehrt noch gelernt werden können.“

Bey der Lehre von der Deklamation ſagt der Rec.

„Wir möchten Hrn. S. wohl nach ſeinem Grundſatz den
„Anfang des Kleiſtiſchen Frühlings deklamiren hören.

Empfangt mich, heilige Schatten! Ihr hohen belaubten Gewölbe
Der ernſten Betrachtung geweiht, empfangt mich und haucht mir ein Lied ein.

„Da würde er vermuthlich erſt die Arme weit ausbrei„ten, dann die Hände falten, dann die rechte Hand „emporſtrecken, dann ſie im Kreis über den Kopf hin„führen. Beym zweyten Vers erſt eine ernſte Miene „machen, dann die Stellung eines Nachſinnenden an„nehmen, dann das Einhauchen des Liedes nachbilden „u. ſ. w. Der ächte Deklamator hingegen würde von „alle dem nichts thun. Er würde ſich begnügen, die „Empfindung, die den Dichter zu dieſer Anrede begei„ſterte, nicht zu mahlen — ſondern auszudrücken.“

Die Grazie tanzt nach unſtudirten Geſetzen.

S. Wielands neuen Amadis erſten Geſ. und zweyten Geſ. Nr. 14. S. 57. die Grazien womit die Kunſt ſie zieret ꝛc.

W. L. Steinbrenner.

VI.

Ueber einige Merkwürdigkeiten am Fuße des Harzes.

In Briefen an einen Freund.

Erſter Brief.

Sobald Sie von mir geſchieden waren, mein Beſter, verließ ich Ballenſtädt ebenfalls, um meine Reiſe fortzuſetzen. Ich ſah noch manche ſchöne Harzgegend zwiſchen B. und S., mit deren Beſchreibung ich Sie aber nicht aufhalten will, da Sie mehrere derſelben vermuthlich ſelbſt geſehen haben: dagegen will ich Sie von ein paar andern Merkwürdigkeiten am Fuß des Harzes unterhalten, die Sie ohne Zweifel eben ſo ſehr, wie mich, intereſſiren werden, und wodurch ich mir einen kleinen Dank von Ihnen zu verdienen hoffe.

Die erſte iſt die berühmte Feuermaſchine in dem preußiſchen Mansfeld, nahe bey dem Städtchen Hettſtädt, deren man ſich bedient, um das Stollwaſſer der dortigen Schieferbergwerke wegzuſchaffen. Schon oft hatte ich von dieſer Maſchine und ihrer großen Wirkung gehört, ohne ſie bisher ſehen zu können; jetzt aber hatt' ich Zeit und Gelegenheit dazu, die ich auch ohne Anſtand benutzte. Hier haben Sie eine Beſchreibung

von dem, was ich geſehen habe, ſo gut ich ſie ohne Zeichnung zu liefern vermag.

Es iſt ein einzelnes Gebäude auf freyem Felde, worin die Maſchine angelegt iſt; daneben ſtehen noch einige Arbeitshütten, als Schmieden ꝛc., welche auf den Bergbau Beziehung haben. Beym Eintritt zu der Feuermaſchine erblickte ich einen ungeheuren Balken in kräftiger Bewegung, wodurch ein Pumpwerk in Arbeit geſetzt wurde. — Doch iſt es beſſer, daß ich Ihnen die Maſchine nach ihrem innern Zuſammenhang beſchreibe, nachdem ich nur noch bemerkt habe: daß man dieſelbe durch die ausdehnende Kraft des heißen Waſſerdampfs in Bewegung ſetzt, um die oben erwähnte Abſicht zu erreichen.

Zu dem Ende bedient man ſich eines großen, überall verſchloßnen Keſſels, den man ſeiner Form wegen eher eine Blaſe nennen könnte, welcher in Backſteinen eingemauert, und, nach Ausſage des Aufſehers, (ob mir gleich die Höhe nicht ſo groß vorkam,) 12 Fuß hoch und 14 Fuß lang iſt. Dieſer Keſſel iſt von ¼ Zoll dickem Eiſenblech gemacht, inwendig aber mit ſtarken eiſernen Ankern, wie mit einem Gerippe, verſehen, damit er im Stande ſey einer Gewalt zu widerſtehen, von welcher Sie bald mehr hören ſollen.

Dieſer Keſſel wird zur Hälfte mit Waſſer angefüllt, und ſodann von unten geheizt. Nach dritthalbſtündigem Feuer dehnt ſich der Dampf des kochenden Waſſers bereits mit ſolcher Stärke aus, daß er einen an dem Keſſel angebrachten eiſernen Pfropfen, ein paar Zoll im Durchſchnitt und 70 Pfund ſchwer — von ſelbſt aufhebt; und dieß iſt das Zeichen, daß die Kraft ſtark genug ſey, die Maſchine in Bewegung zu ſetzen. Nun wird der Dampf durch eine Röhre in einen, oben und unten wohl verſchloßnen, großen Cylinder geleitet, welcher ſenkrecht aufgerichtet, 33 Zoll

Digitized by Google

(alſo beynah 1½ Ellen) weit, und etwa 12 Fuß hoch iſt. Zugleich ſteht er mit verſchiednen Röhren in Verbindung, die, ſo wie er ſelbſt, alle von Eiſen, und mit Ventilen verſehen ſind. In dem Cylinder iſt ein beweglicher, genau anſchließender Stempel, deſſen Stange durch den obern Boden ausgeht, und an dem einen Ende des Balkens, den ich gleich Anfangs in Bewegung ſah, beveſtigt iſt. Der Balken (Balancier genannt) liegt in ſeiner Mitte auf einem Geſtell, und iſt auf eben die Art beweglich wie ein Wagebalken. An ſeinem andern Ende iſt eine Pumpenſtange angebracht, welche in die Tiefe hinabgeht, und dort, wenn die Maſchine im Gange iſt, das zuſammengefloßne Grubenwaſſer, in eiſernen, 10 Zoll weiten Röhren, 190 Fuß hoch hebt, ſo daß es durch den Stollen zu Tage ausfließen kann. Dieſe Tiefe beträgt nicht weniger als 50 Lachter, zu 6 Fuß 8 Zoll Rheinl., das iſt: 333 Fuß, welches der Höhe zweyer, nicht kleiner, Kirchthürme gleich kommt. — Sie werden vermuthen, daß der Balancier, welcher in ſolcher Tiefe ein ſtarkes Pumpwerk treiben ſoll, nicht ſchwach ſeyn könne. Und das iſt er auch in der That nicht; denn er beſteht aus einem viereckigen eichnen Balken, 34 Fuß lang, ohngefähr eine Elle dick, und in der Mitte, wo er aufliegt, mit vielen Ringen und Stäben von vierzölligem Eiſen armirt, um die Gewalt, die auf ihn wirkt, aushalten zu können!

Die Bewegung der Maſchine ſelbſt geſchieht nun auf folgende Art. Durch verſchiedne Ventile kann der heiſſe Waſſerdampf wechſelsweiſe ober- und unterhalb des Stempels in den Cylinder gebracht werden. Wenn das erſte geſchieht, ſo wird der Stempel durch die Elaſticität des Dampfs mit großer Kraft hinunter nach dem Boden des Cylinders getrieben, und zieht das Ende des Balanciers, womit er in Verbindung ſteht, nach ſich. Dadurch wird das andre Ende deſſelben gehoben, und zieht die

daran beveſtigte Pumpenſtange in die Höhe, wodurch denn das Grubenwaſſer ebenfalls empor gehoben wird. Hat der Dampf den eben beſchriebnen Dienſt verrichtet, ſo wird er aus dem Cylinder durch eine andre Röhre (Moderator) abgeleitet, und in dem Kondenſator wieder zu Waſſer verdichtet. Zugleich tritt durch ein andres Ventil wieder Dampf unter den Stempel, und befördert dadurch das Emporſteigen deſſelben, indem die Pumpenſtange durch ihre überwiegende Schwere den Balancier wieder hinunter, und alſo den Stempel des Cylinders in die Höhe zieht. So dauert das Spiel der Maſchine ununterbrochen fort, ſo lange das kochende Waſſer unterhalten wird.

Der Kondenſator iſt gleichfalls eine eiſerne, horizontal in kaltem Waſſer liegende Röhre. Sobald der Dampf in dieſe eintritt, wird ihm durch ein Pumpwerk kaltes Waſſer entgegen geſprützt, womit er ſich in dem nämlichen Augenblick ſelbſt wieder als Waſſer vereinigt. Dieſes ſo abgekühlte Waſſer hatte aber noch einen ſolchen Grad der Hitze, daß, nachdem man es 400 Lachter (d. i. eine halbe Viertelmeile) in freyer Luft und in offnen Röhren herumgeleitet hatte, es doch noch lauwarm war! Es ſammelt ſich zuletzt in zwey geräumigen Gruben, und wird nach und nach wieder in den Keſſel gebracht, um den Abgang des dampfenden Waſſers zu erſetzen. Wie ſinnreich und ökonomiſch iſt dieſe bewundernswürdige Maſchine ausgedacht!

Die vielen Ventile müſſen mit der größten Genauigkeit, und die ganze Maſchine mit der möglichſten Leichtigkeit bewegt werden. Jenes geſchieht durch den Balancier ſelbſt, vermittelſt der dazu erforderlichen Vorrichtungen *); und dieſes durch die

*) Dieſe Vorrichtungen, ſo wie das ganze Detail dieſer ſehr künſtlichen Maſchine zu beſchreiben, liegt außer der Abſicht dieſes Briefes. Auch die beſte Beſchreibung würde bey aller Deutlichkeit unverſtändlich blei-

Sorgfalt, womit man jede Friktion der aufeinander wirkenden Theile zu mindern ſucht.

Zur Heizung des Waſſers bediente man ſich ehedem des Holzes, und brauchte in 24 Stunden, auſſer einer großen Menge Reißholz, 12 Malter Klobenholz, welches jährlich an 4400 Malter ausmacht. Sie mögen hieraus urtheilen, ob die Anwohner des Harzes Urſach hatten zu beſorgen, die Feuermaſchine möchte ihnen mit der Zeit die Harzwälder verzehren. — Jetzt bedient man ſich zu eben der Abſicht der Steinkohlen, und zwar der Dresdner, weil dieſe ein ſtärkeres Feuer geben, als die Löbegüner Kohlen am Petersberge. Täglich verbraucht man, wenn ich nicht irre, 24 Scheffel.

Man kann denken, daß die Koſten ſowohl der Maſchine ſelbſt, als ihrer Unterhaltung, nicht gering ſind. Jene betragen etwa 30,000 Rthlr., (denn dafür macht man jetzt eine neue zum Gebrauch bey dem Salzwerk in Schönebeck,) die Unterhaltung aber erfordert täglich 50 Rthlr. Wenn indeß die nämliche Arbeit, welche ſie verrichtet, durch Pferde geſchehen ſollte, ſo würde der Aufwand noch ungleich größer ſeyn.

Und nun die Wirkung dieſer Maſchine! Dieſe iſt in der That erſtaunenswürdig, und Sie mögen ſich aus Folgendem eine Vorſtellung davon machen: Die elaſtiſche Kraft des Waſſerdampfs bewegt den Balancier und die ganze Maſchine mit einer ſolchen Stärke und Leichtigkeit, daß ſie nur mit ihr zu ſpielen ſcheint; und das beſchriebne Pumpwerk fördert in jeder Minute 68, (und alſo in 24 Stunden beynah 98,000) Kubikfuß Waſſer zu Tage: — eine Arbeit, wozu nicht weniger als 180 Pferde erfordert würden! Und ſo ſtark auch der Balancier,

ben, wenn man nicht die Maſchine ſelbſt ſehen, oder wenigſtens eine gute Abbildung derſelben damit vergleichen kann.

Digitized by Google

ſowohl an und für ſich ſelbſt, als durch die eiſerne Beveſtigung iſt, ſo zerbricht er doch zuweilen von der Gewalt, die er auszuſtehen hat; wie ich denn ſelbſt einen dergleichen zerbrochnen geſehen habe.

Und dennoch, mein Freund, iſt der Fingerdruck eines Menſchen im Stande, dieſe Maſchine augenblicklich ſtill zu halten. Durch eine leichte Vorrichtung nämlich kann man ein Ventil verſchließen, ſo daß kein Dampf weiter in den Cylinder dringt; und ſogleich geräth die ganze Maſchine in Stillſtand! Wie iſt der Menſch Herr der Elemente! und was vermag er auszurichten, wenn ſein Nachdenken ſich ihrer bedient, um durch ſie große Wirkungen hervorzubringen. Bewundern Sie mit mir ſeine unbeſchränkten Anlagen, und leben Sie wohl.

Zweyter Brief.

Der Bergbau iſt in dieſer Gegend ein anſehnlicher Nahrungszweig, welcher viele Hände beſchäftigt. Zwar iſt dieſes Gewerbe beſchwerlich und gefahrvoll, und der Lohn eben nicht anſehnlich; aber dennoch widmen ſich demſelben eine Menge Menſchen, weil er ihnen zu jeder Zeit, (denn der Bergbau geht Winter und Sommer unaufhörlich fort,) gewiſſe Arbeit, und alſo auch gewiſſen Verdienſt darbietet.

Jeder Bergknappe muß, in Zeit von 24 Stunden, 8 Stunden arbeiten. Des Mittags um 12, Abends um 8, und Morgens um 4 Uhr wechſeln die Arbeiter. Zu dieſem Ende müſſen ſie ſich um die geſetzte Stunde eben ſo regelmäßig einfinden, wie die Schildwachen auf ihrem Poſten: Wetter und Weg, den manche über 2 bis 3 Stunden weit haben, mögen ſeyn, wie ſie

wollen. Mit denen, die des Morgens und Abends einfahren, d. i., auf Leitern in die Gruben hinabſteigen, wird eine Betſtunde gehalten; des Mittags aber fällt dieſe Betſtunde weg. Hat der Bergmann ſeine 8 Stunden gearbeitet, ſo kann er die übrige Zeit brauchen, wie er will.

Man bricht in dieſen Bergwerken einen ſchwarzen Schiefer in Flözen, d. i. in horizontal liegenden Schichten, welcher Kupfer und Silber enthält. Unten in den Gruben ſind die Gänge oft ſo niedrig, daß ihre Höhe nicht eine halbe Elle beträgt; und durch dieſe Gänge müſſen ſich die Arbeiter durchzwängen, welches nicht anders als liegend, und von korpulenten Perſonen nur mit der größten Beſchwerde, geſchehen kann.

Die Geräthſchaften, womit ein Bergmann beym Einfahren zu ſeinem Geſchäft verſehen ſeyn muß, ſind: eine Lampe zum Leuchten, eine Keilhaue, (ſein Arbeitsinſtrument), zwey kleine Bretter, und ein Hufeiſen. Sobald er unten iſt, zieht er ſich gänzlich aus, auch ſogar das Hemde, weil ihm die Falten deſſelben bey dem Durchdringen durch die engen Gänge leicht wunde Stellen drücken und Verletzungen der Haut verurſachen könnten. Nun beveſtigt er ſich die Lampe an der Stirn, das eine Brett unter die linke Hüfte, worauf er liegt, das andre am rechten Oberarm, und das Hufeiſen unter dem rechten Hacken, um ſich mit beyden deſto ſichrer anzuſtämmen und auf dieſe Weiſe fortzuhelfen. — So ausgerüſtet tritt er ſeine Arbeit an, welche er nicht ſelten in der erwähnten beſchwerlichen Lage verrichten muß, bis er wieder auf geräumigere Plätze kommt. Dabey iſt er noch der Unbequemlichkeit des herabtrieſenden Grubenwaſſers, welches die Farbe des Schiefers annimmt, desgleichen den böſen Wettern ausgeſetzt, d. i., einer dicken, ſchwefeldünſtigen und ungeſunden Luft, welche er unaufhörlich einathmen muß. So

lange

ſeine Lampe mit einer hellen Flamme brennt, kann er ohne Bedenken bey ſeiner Arbeit verweilen; ſobald aber die Flamme blau erſcheint, iſt es Zeit die Grube zu verlaſſen, weil dieß ein Zeichen iſt, daß die zur Unterhaltung des Feuers und des menſchlichen Lebens erforderlichen Theile der Luft verzehrt ſind. In ſolchem Fall pflegt die Lampe bald zu verlöſchen, oder auch, wenn ſich die ſchwefelichten Dünſte zu ſehr angehäuft haben, dieſe wol gar zu entzünden, wodurch die Arbeiter auf der Stelle, wie von einem Blitz, getödtet werden können. Und für dieſes mühſame Tagewerk bekommt der Bergknappe — was meinen Sie wohl? — die anſehnliche Summe von 4 Groſchen, wovon er aber zugleich ſein Lampenöl kaufen, ſein Inſtrument beſorgen, und auch noch etwas zu einer gemeinſchaftlichen Kaſſe (zur Unterhaltung des Bergchirurgus, der Kranken, der Wittwen ꝛc.) abgeben muß. —

Den gebrochnen Schiefer ſammeln die Lehrburſchen oder **Bergjungen** in einem kleinen auf Rädern ſtehenden Kaſten, **Hund** genannt, den ſie ſich an einem Bein beveſtigen, und ſo bis an einen Schacht hinter ſich herziehn, wo der Schiefer in größere Gefäße gethan und heraus gewunden wird.

Die Lehrburſchen müſſen 6 Jahr lernen; darnach werden ſie, nachdem ſie in einem Examen als tüchtig befunden worden, bey Gelegenheit eines feyerlichen jährlichen Aufzugs, zu Bergknappen oder Geſellen promovirt. Ich muß Ihnen doch dieſe Erhebung, ihrer Sonderbarkeit wegen, kürzlich beſchreiben. Der Kandidat nimmt in einem Kreiſe der übrigen Bergknappen und in Gegenwart aller Bergofficianten der ganzen Knappſchaft einen hölzernen Schemmel ein, wo ihm der Obergeſchworne die Berggeſetze vorlieſ't und einſchärft. Hierauf überreicht er ihm die Keilhaue, mit den Worten: **Hier gebe ich dir das Zeichen**

eines Spitzhauers *). Zugleich giebt er ihm eine Maulſchelle, und ſetzt hinzu: dieß bekommſt du von mir. — Der angehende Bergknappe nimmt die Maulſchelle, ob er gleich vorher weiß, daß er ſie bekommen wird, geduldig und mit einer gewiſſen Gravität dahin; und ſo iſt die Promotion geſchehen. — Iſt es nicht ſonderbar, was ſich die Menſchen bey ſolchen Gelegenheiten, von der geringſten Innungsceremonie an bis zur Kaiſerkrönung, gefallen laſſen? Den vorliegenden Fall wird ſich indeß der Menſchenkenner leicht erklären. Der Bergmann hält ſein Geſchäft für ſehr nützlich und ehrenvoll, und betrachtet ſeinen Stand mit einem gewiſſen ſtolzen Gefühl; von dieſem Gefühl trägt der neue Bergknappe etwas auf ſeine Maulſchelle über: und er würde vielleicht in ſeiner Meinung verlieren, wenn er dieſes Siegel ſeiner Einweihung entbehren ſollte, welches allen ſeinen ältern Mitknappen zu Theil wurde. — Indeß iſt es doch gut, dachte ich, daß dieſer Ritus nicht auch bey jeder andern Promotion Statt findet; denn ſchwerlich möchte allen Kandidaten damit gedient ſeyn.

Da der Bergbau in dem preuſſiſchen und ſächſiſchen Mansfeld ganz beträchtlich iſt, ſo ſieht man auf dem Felde die Plätze in Menge, wo Schachten befindlich ſind; indem jeder derſelben durch einen Schutthaufen von Erde und todtem Geſtein bezeichnet iſt, welches die Bergleute ausgraben, ehe ſie an den metallhaltigen Schiefer kommen. Dieſe Schutthaufen, von dem Umfang mäßiger Häuſer, aber nicht ſo hoch, ſehen in einiger Entfernung ſchwärzlichgrauen Gezelten ähnlich, und gewähren dem fremden Zuſchauer einen neuen, nicht unangenehmen Anblick. Die Schachten werden, wo es für den Bergbau am zu-

*) So heißen die Bergknappen im erſten Jahr ihres Geſellenſtandes.

träglichſten iſt, und ohne Rückſicht auf den Ort, alſo auch auf freyem Ackerfelde eröfnet; jedoch muß dafür an den Beſitzer des Ackerſtücks eine gewiſſe Summe zur Entſchädigung erlegt werden. Ein ſolcher Schutthaufen ertödtet dort, wo er liegt, auf lange Zeit alle vegetirende Kraft der Natur. Denn wenn er auch weggeräumt wird, ſo vergehn doch Jahre darüber, ehe die Stelle, wo er lag, auch bey fleißiger Bearbeitung, nur wieder einige Fruchtbarkeit erhält. Uebrigens wird das Metall aus dem Schiefer nicht hier, ſondern in den Schmelzhütten zu Rothenburg an der Saale gewonnen; und davon ſoll Sie mein nächſter Brief unterhalten.

Dritter Brief.

Rothenburg iſt von der Feuermaſchine ohngefähr dritthalb Meilen entfernt. Der Weg dahin geht über eine Anhöhe, die ſich vom Harz nach dem Petersberge erſtreckt, und nur ſelten durch eine Niederung unterbrochen wird. Man kommt auf dem ganzen Wege weder durch eine Stadt noch durch ein Dorf, obwohl vor mehreren vorbey; dennoch iſt der Weg nichts weniger als langweilig, wegen der unterhaltenden Ausſicht, die man von der Höhe herab hat. Dieſe iſt nach allen Seiten hin offen, erſtreckt ſich nach mehrern Gegenden über 5 Meilen, und zeigt in der ſorgfältigen Kultur des Bodens ein intereſſantes Bild des menſchlichen Fleißes. Vor ſich hat man den Petersberg; im Rücken den Harz mit dem darüber hervorragenden Brocken; zur Rechten einen großen Theil der Grafſchaft Mansfeld; zur Linken aber ſieht man weit in das Magdeburgiſche hinein, ferner das überaus mahleriſche Thal, worin die

Saale fließt: und jenſeits dieſes Fluſſes zeigen ſich die Anhaltiſchen Fürſtenthümer, welche mit Ortſchaften ganz bedeckt ſind, die immer deutlicher erſcheinen, je näher man kommt, und ein ſo reizendes Gemälde darſtellen, daß man nicht müde wird, es zu betrachten.

Unter Weges traf ich mehrere Wagen, welche Schiefer von den Bergwerken nach Rothenburg fuhren. Jeder dieſer Wagen ladet die beſtimmte Quantität von 48 Centnern.

Ich kam zu guter Zeit in Rothenburg an. Haben Sie dieſen Ort wol ſchon geſehen? Er hat eine romantiſche Lage am rechten Ufer der Saale, in einem tiefen Thale, worin er wie in einem Keſſel zuſammengedrängt liegt. Der Fluß iſt hier eng eingeſchloſſen, und ſeine beyderſeitigen Ufer beſtehn aus zwey hohen, gegen die Saale hin ſehr abſchüſſigen Bergreihen. Man ſieht alſo in einiger Entfernung von dem Orte ſelbſt nichts, ſondern nur den aufſteigenden Hüttenrauch, welcher die Lage deſſelben verkündigt. Erſt dann, wenn man dem Abhange des Bergufers ganz nahe iſt, erblickt man alles auf einmahl: den Ort ſelbſt mit ſeinen kleinen Gärten, den Fluß, und die gegenſeitigen Berge, woran ſich die Häuſer des Fleckens lehnen. Dieſe Berge beſtehn aus einem rothen Sandſtein, und haben an und für ſich ein wildes Anſehen; aber dieß kontraſtirt mit der ſchönen rothen Farbe des Geſteins auf eine angenehme Weiſe, und giebt dem Ganzen dieſer Gegend ein Intereſſe, wobey das Auge mit Vergnügen verweilt. Ich hätte in einem flachen Lande, wie das hieſige iſt, einen ſo überraſchenden und ſchönen Anblick dieſer Art nicht vermuthet. Ueberhaupt bilden die Ufer der Saale, ſowohl unterwärts bey Alsleben, Bernburg und Kalbe, als oberwärts bey Naumburg, Jena ꝛc., ſo mannichfaltige und ſchöne, obwohl nicht ſo große Partieen, wie ich nur irgend an den Ufern des Rheins fand.

Digitized by Google

Bald nach meiner Ankunft begab ich mich in die Schmelzhütten, wo mich der Oberſchmelzer mit der Behandlung des Kupferſchiefers zu meiner Befriedigung bekannt machte. Das Verfahren iſt der Hauptſache nach folgendes:

Zuerſt wird der Schiefer im Freyen in länglichviereckigte Haufen gebracht, die auf einer Unterlage von Strauchholz ruhen, und oben etwas enger als unten ſind. Ein ſolcher Haufen beſteht aus 80 bis 90 Fudern, jedes zu 48 Ctnr. Hierauf wird der Haufen vermittelſt des Strauchholzes angezündet, und ſchwehlt, wie ein Kohlenmeiler, wol 8 Wochen fort, ſo daß mit dem Abkühlen leicht ein Vierteljahr vergeht. Die Abſicht dieſes Ausbrennens iſt, daß der Schiefer theils von dem vielen Schwefel, den er enthält, gereinigt, theils, daß er dadurch ſchmelzbarer werde. Nach dieſem Brand iſt der Schiefer weit leichter, als vorher, und hat ſtatt ſeiner ſchwarzen Farbe eine blaſſe Erdfarbe bekommen. Nun wird er in die Schmelzöfen gebracht. Dieſe befinden ſich in einem großen Gebäude, und gleichen geräumigen Kaminen, die unten von der Erde anfangen, und oben zum Dach hinausgeführt werden. In der erforderlichen Höhe iſt eine Oefnung für die Röhren der Blaſebälge, welche das Feuer in einer lebhaften Glut erhalten, und unten iſt eine andre, kleinere Oefnung, wodurch die geſchmolzne Maſſe abfließt. In dieſe Oefen wird der Schiefer, nebſt einer hinlänglichen Menge Steinkohlen, gethan, und durch ein heftiges Feuer in Fluß gebracht. Die flüſſige Materie dringt ſodann durch die erwähnte kleine Oefnung heraus, und ſammelt ſich in eine vor derſelben gemachte Vertiefung. Hier ſinkt das Metallhaltige, als das Schwerere, zu Boden, die todte Schlacke aber ſetzt ſich darüber, und gerinnt bald zu einer zähen glühenden Rinde, welche mit eiſernen Gabeln abgehoben wird.

Digitized by Google

Dies iſt die erſte Schmelzung, worauf noch mehrere andre erfolgen, wie auch das Röſten (Ausbrennen der Metallmaſſe auf großen eiſernen Roſten), ehe man das Metall aus dem Schiefer gewinnt. Bey der dreyzehnten Schmelzung zeigt ſich endlich das ſilberhaltige Kupfer in einem weißlichtrothen Glanze. Nun ſchöpft der Oberſchmelzer ein wenig davon mit einer Kelle, und gießt es in eine Kaſſerole mit kaltem Waſſer, während es mit Birkenreiſern gepeitſcht, und dadurch in lauter kleine Körner, dem Flintenſchrot gleich, verwandelt wird. Dieſe werden, ſo wie die ganze Maſſe, wovon ſie genommen ſind, mit einer gleichen Nummer bezeichnet, und man macht hernach an ihnen die Probe, wie reichhaltig ſie ſelbſt, und alſo auch die Maſſe, wozu ſie gehören, an Silber ſind. Ein Centner enthält 11, auch wol nur 9 Loth Silber.

Darauf wird das Kupfer geriſſen, d. i., es wird, ſo wie die Oberfläche gerinnt, in Schichten abgehoben. Um das Gerinnen zu befördern, kühlt ein Schmelzer die Oberfläche des geſchmolznen Kupfers, erſt durch naſſen Sand, und hernach durch aufgegoßnes kaltes Waſſer ab, welches ſogleich auffocht und verdampft. Die abgehobnen Schichten haben, ſobald ſie erkalten, die rothe Kupferfarbe; aber noch iſt nicht alle Arbeit damit geſchehen: ſondern nun wird das Metall nach Neuſtadt an der Doſſe gebracht, wo das Silber von dem Kupfer geſchieden, beydes noch einmal geläutert, und endlich zur Verarbeitung fertig geliefert wird.

Wenn man alle dieſe Arbeiten zuſammen nimmt: das mühſame Brechen des Schiefers in den Bergwerken, die koſtbare Unterhaltung der Feuermaſchine, den Transport des Schiefers nach Rothenburg, die langwierige Bearbeitung deſſelben in den Schmelzhütten, den neuen Transport nach Neuſtadt, die dortige Schei-

Digitized by Google

dung und Reinigung des Kupfers: ſo ſollte man kaum glauben, daß man beyde Metalle noch für den Preis haben könnte, für welchen ſie wirklich zu haben ſind.

Ich war froh, die Schmelzhütten zu verlaſſen, wegen des ſehr beſchwerlichen Schwefeldampfs, wovon ich ganz durchräuchert war. Um dieſen wieder los zu werden und eine reinere Luft zu athmen, begab ich mich nach dem kleinen Hölzchen am linken Ufer der Saale, welches unten am Fluß anfängt, ſich am Berge bis auf eine mäßige Höhe hinaufzieht, von mannichfaltig gewundnen Gängen durchſchnitten wird, und an mehrern Stellen mit Raſenbänken verſehen iſt. Hier hat man eine angenehme ſchattige Promenade, welche den Einwohnern um ſo viel wichtiger ſeyn muß, weil ſie die einzige iſt, welche ſie haben. Am höchſten Ort des Gehölzes iſt unter einem Birnbaum ein etwas geräumiger Platz, mit Tiſch und Bank verſehen, für jeden, der hier der Ausſicht wegen zu verweilen Luſt hat. Noch reizender beynah fand ich eine kleine Anhöhe am Ende des Gehölzes, zunächſt am Waſſerfall, den die Saale hier bildet. Die langſame Bewegung des Fluſſes, ſein gelindes Rauſchen den Waſſerfall hinab, der frey vor mir liegende Ort, die rothen Dächer der neu angebauten Häuſer zwiſchen dem ſterbenden bunten Herbſtlaube der Bäume, nebſt der feyerlichen Stille des Abends — machten einen ſanftrührenden Eindruck auf mich: und ſelbſt ein Aeſthetiker müßte dieſe Scene ſchön finden, wenn er von dem böſen Schwefeldampf abſtrahiren könnte. Verſäumen Sie ja nicht dieß freundliche Wäldchen zu beſuchen, wenn Sie einmahl nach Rothenburg kommen, und erinnern Sie ſich dabey

Ihres

Im Oct. 1791. Sie liebenden Freundes

N.

Digitized by Google

VII.

Stoff zu einer Novelle.

Alexander der Macedonier wurde einen großen Theil ſeines Lebens hindurch von Prieſtern und Myſtagogen am Gängelbande geleitet, die ſeinen Leidenſchaften ſchmeichelten und ſeine Schwächen benutzten, um den Despoten, der die ganze Welt zu beherrſchen wähnte, *ihre* herrſchſüchtigen Plane ausführen zu laſſen *). Dieſe machten oft ſchon auf die ferne Zukunft hinaus Entwürfe, und legten unbemerkte Minen an, die ſie im Nothfalle ſpringen laſſen konnten. So hatten ſie, unter andern, einen gewiſſen Dionyſios, mit deſſen Leben ſie, ohne üble Folgen beſorgen zu dürfen, ſpielen zu können glaubten, aus ſeiner Vaterſtadt Meſſene in Peloponnes weggeführt, unter dem Vorwand, daß er wegen gewiſſer Verbrechen angeklagt ſey, hatten ihn über das Meer tief in das perſiſche Gebiet hineingebracht, und ihn lange in Ketten und Banden gehalten, um ihn, zu gehöriger Zeit, nach ihren Abſichten aufopfern zu können! —

Als Alexander von dem unglücklichen Feldzug in Indien zurückkam, ſchien es, als wenn er ſich von der Herrſchaft der Prie-

*) S. die Abh. „Alexander der Schwache" im Decbr. der Deutſchen Monatsſchrift von 1792. S. 304 — 319.

Digitized by Google

ſter und Hierophanten, deren Druck er wol ſchon öfters gefühlt haben mochte, losmachen, oder doch ſeine Feſſeln etwas lüften wollte. Sie hatten ihm, durch ihre angenommenen Gehülfen, die chaldäiſchen Magier, welche den Admiral Nearch zur Mittelsperſon brauchten, widerrathen, nach Babylon zu gehn. Und er, der ihnen ſonſt immer ſo folgſam war, ging doch hin! Um ihn ſein Unrecht fühlen zu laſſen, und ihn wieder an die Kette zu ſpannen, ließen ſie viele böſe Zeichen kommen, womit ſie immer den ſchwachen König in ihr Joch zurückſchreckten. Es biſſen ſich Raben! Ein Löwe wurde von einem Eſel todt geſchlagen! Der obere Theil der Leber fehlte bey einem Opfer! — ſo daß Alexander vor Angſt in Babylon nicht ausdauern konnte.

Aber es ſchien dießmal den Myſtagogen nothwendig zu ſeyn, noch ein Uebriges zu thun, um bleibendere Eindrücke zurückzulaſſen, und dem König vor jedem künftigen Verſuch, nach eigner Einſicht handeln zu wollen, abzuſchrecken. Deswegen hohlte Sarapis, einer der Oberprieſter, den zum Schlachtopfer beſtimmten unglücklichen Dionyſios aus dem Gefängniß, während daß Alexander, um ſich zu zerſtreuen, mit einigen Freunden Ball ſpielte, und deswegen ſeine Kleider und ſein Diadem abgelegt hatte. Sarapis nahm ihm ſeine Ketten ab, verſprach dem durch Hunger und lange Mißhandlungen Geängſteten die Freyheit, wenn er genau einen Befehl befolgte, der ſo gar von keinen Folgen zu ſeyn ſchien, drohte ihm aber den ſchrecklichſten Tod, wenn er, es möchte erfolgen, was wollte, Ein Wort ſpräche. Nun führte er den Taumelnden der ſich in eine neue Welt verſetzt ſah, und erſt lange nachher ſeine Beſinnung wieder erhielt, nach dem Platz hin, wo der König in einiger Entfernung ſpielte, und befahl ihm, ſich auf den bezeichneten Sitz zu ſetzen, die daliegende Kopfbinde um-

umzubinden und das Gewand anzuziehen. Dionyſios that's in ſeiner Betäubung; und Sarapis entfernte ſich ungeſehen.

Nach geendigtem Spiel verlangte Alexander ſeine Kleider. Die Abgeſchickten kamen voller Beſtürzung zum König zurück, und ſagten ihm: ein Menſch, den Niemand kenne, und deſſen Mienen etwas ſehr Auſſerordentliches verriethen, ſäße auf dem Sitz des Königs, habe das königliche Diadem umgebunden, und antworte auf alle Fragen, die man ihm vorlegte, nichts. Der König, durch die vorigen Zeichen ſchon geängſtet, wird ſehr beſtürzt, und läßt die Prieſter und Myſtagogen kommen, um ihren Rath zu hören. Dieſe ſtellen ſich ſehr betroffen, und erklären die Erſcheinung für ein äußerſt bedenkliches Zeichen. Alexander überträgt ihnen die Unterſuchung der Sache. Sie führen den Unglücklichen fort, und melden nach und nach dem König, um ſeine Angſt in berechneten Grade ſteigen zu machen: der Menſch ſey zu keiner Antwort zu bringen; man wiſſe gar nicht, wofür man ihn halten ſolle; ob es auch wol ein Menſch ſey? auch die Folter habe kein Wort von ihm erpreſſen können; es ſey nichts übrig, als ihn hinrichten zu laſſen, und durch ſeinen Tod die zürnenden Götter zu verſöhnen. — Denn vorjetzt hatten ſie ihren Zweck erreicht: ſein Tod ſicherte ſie vor Entdeckung ihrer Machinerien; und was kümmerte ſie der Schmerz oder das Leben eines für ſie ſo unbedeutenden Menſchen!

Und Alexander befolgt ihren Befehl, und iſt nun mehr als jemals Sklave der Prieſter.

Die Grundzüge dieſer Erzählung liefert Plutarch im 73ſten Abſchnitt ſeiner Lebensbeſchreibung Alexanders. — Aber zur

Steuer der Wahrheit, und um die hiſtoriſche Treue nicht zu verletzen, muß ich bekennen, daß die Erzählung, beſonders in der Stellung einzelner Umſtände, etwas verändert iſt. Der 73ſte Abſchnitt lautet wörtlich überſetzt alſo:

„Als Alexander ſich Babylon näherte, ſagte ihm Nearch, der von einer Fahrt ins Weltmeer zurückgekommen war, einige Chaldäer wären zu ihm gekommen, und hätten ihm geſagt: Alexander möchte nicht nach Babylon gehn! Alexander aber achtete nicht darauf, und ging hin. Wie er den Mauern der Stadt näher kam, ſah er viel Raben, die ſich ſtritten und biſſen, ſo daß einige herabfielen. Hierauf erzählte man ihm vom Apollodor, dem Statthalter von Babylon, er habe ſeinetwegen ein Opfer gebracht. Alexander ließ den Prieſter und Zeichendeuter Pythagoras kommen. Dieſer ſagte, es wäre wahr. Alexander fragte nach der Beſchaffenheit des Opfers. Jener ſagte: an der Leber habe der obere Theil gefehlt. Ach! ach! rief der König, ein bedenkliches Zeichen! inzwiſchen dem Prieſter that er nichts, bedauerte aber ſehr, nicht auf die Warnung des Nearchs gehört zu haben. Er hielt ſich deswegen auch größtentheils auſſerhalb der Stadt auf, und vertrieb ſich die Zeit mit Waſſerfahrten auf dem Euphrat. Aber ihn beunruhigten viele Zeichen. Unter andern ſchlug ein gezähmter Eſel den größten und ſchönſten Löwen in der Menagerie todt. Einſt legte Alexander, der ſich gebadet hatte, ſeine Kleider ab, und ſpielte Ball. Diejenigen, die mit ihm ſpielten, als ſie ſeine Kleider wiederhohlen ſollten, ſahen einen Menſchen auf ſeinem Sitz ſitzen, der kein Wort ſprach, das Diadem umgebunden und das Obergewand des Königs angelegt hatte. Dieſer Menſch wurde torquirt, um zu erfahren, wer er ſey. Lange Zeit ſprach er kein Wort. Endlich erhielt er ſeine Beſinnung wieder, und ſagte: „er heiße

Digitized by Google

„Dionyſios, ſein Vaterland ſey Meſſene; wegen einiger Beſchul„digungen und Anklagen habe man ihn über das Meer hiehergebracht, und lange Zeit in Ketten und Banden gehalten; jetzt „eben ſey Sarapis zu ihm gekommen, habe ihm ſeine Banden „abgenommen, ihn hieher gebracht und befohlen, die Kopfbinde „und das Gewand anzulegen, aber kein Wort zu reden.“ Da dieß Alexander hörte, ließ er den Menſchen auf Befehl der Prieſter und Zeichendeuter hinrichten. — Und er verlor allmählig allen Muth und alles Zutrauen zu den Göttern und ſeinen Freunden u. ſ. w. *)

So Plutarch. Aber wie vieles iſt in der Haupterzählung unerklärbar, und wie viele Lücken fallen in die Augen! Welcher denkende Leſer kann ſich der Fragen erwehren: Weswegen war Dionyſios ſo weit von ſeinem Vaterlande weggeführt? Was trieb dieſen Menſchen, ſobald er von den Feſſeln befreyt war, den ſonderbaren Rath zu befolgen? Wer war Sarapis? Warum ſetzte er den Gefangenen gerade jetzt, während Alexander Ball ſpielte, in Freyheit? Welche Abſicht hatte Sarapis, bey dem Befehl, das Diadem umzubinden, und dabey kein Wort zu reden? und beſonders, wenn Alexander wirklich die Ausſage des Unglücklichen ſo erfuhr, wie wir ſie jetzt leſen, warum forſchte er nicht weiter nach der Urſach ſeiner langen Gefangenſchaft? Warum ſtellte er keine Unterſuchung an wegen des Sarapis, den doch allein die Schuld traf? Warum ließ er den Dionyſios hinrichten, und zwar, warum auf Befehl der Prieſter? u. ſ. w.

*) Noch gehört hieher folgende Stelle aus dem 75ſten Abſchnitt „Alexander, nachdem er einmal zum Aberglauben geſtimmt war, war ſehr ängſtlich und furchtſam. Alles Ungewöhnliche, und Auffallende, ſelbſt die geringſte Kleinigkeit, war ihm Zeichen und Wunder. Die Reſidenz war angefüllt mit Leuten, die opferten, Myſterien veranſtalteten, Zeichen deuteten, und Alexander immer mehr mit Aengſtlichkeit erfüllten.“

Digitized by Google

In dieſen Fragen wird für manche Leſer Rechtfertigung der gewagten Veränderungen liegen. Für den ſtrengern Forſcher, den dieß nicht befriedigen möchte, nur noch ein paar Worte: Plutarch ſelbſt gehören, in den ſogenannten vergleichenden Lebensbeſchreibungen, eigentlich nur die eingeſtreuten Raiſonnements, die Zuſammenſtellung der Thatſachen nach einer beſtimmten Abſicht und die Abkürzungen der Erzählungen, die er aus einer Menge, jetzt gröſztentheils verlorner Schriftſteller auszog. Daſz aber Plutarch bey ſeinem Auszügemachen nicht immer die Worte des angeführten Schriftſtellers beybehielt, ſelbſt nicht immer den Sinn deſſelben treu darſtellte, lehrt die Vergleichung der noch jetzt vorhandnen Schriftſteller mit ſeinen Auszügen; woraus wir, ohne Anmaſzung, auf andre Stellen ſchlieſzen, wo dieſe Vergleichung uns jetzt unmöglich iſt. Hier nur ein Beyſpiel. —

Im Leben des Camills, ſagt Plutarch, bey Gelegenheit der Beſchreibung von der Eroberung von Veji: „Livius erzählt, Camill habe die Statüe der Juno umfaſzt und ſie gebeten und „eingeladen nach Rom zu kommen, und einige Umſtehende hätten „ihm geſagt, die Göttin wäre bereit ihm zu folgen.“ Die Erzählung des Livius ſelbſt iſt noch vorhanden und ſteht im 21. und 22. Abſchnitt des 5ten Buchs ſeiner Geſchichte. Aus ihr ſehen wir, daſz das feyerliche Gebet des Camills, worin er die Juno einlud, Veji zu verlaſſen und nach Rom zu kommen, vor der Eroberung der Stadt geſchah, als er zum Sturm Anſtalt machte; ſo daſz Camill alſo die Statüe, die ſich in Veji befand, nicht umfaſſen konnte. „Nach der Eroberung, ſo erzählt Livius weiter, plünderten die Römer Veji, und nahmen ſelbſt aus den Tempeln die geweihten Geſchenke und die Statüen der Götter weg; einige erleſene Krieger gingen in den Tempel der Juno, faſzten ehrerbietig die Statüe der Göttin, und einer fragte aus Scherz:

Willſt du mit Juno? Die andern riefen: Die Göttin habe ihm zugewinkt, daher die Sage: Juno habe Ja geſagt, wenigſtens erzählt man, daß es wenig Mühe gemacht habe, ſie von ihrem Platz wegzunehmen und fortzutragen u. ſ. w.“ Dieß iſt Livius Erzählung, die man aus Plutarchs Abkürzung ſchwerlich errathen ſollte, der theils wieder Umſtände, die doch nothwendig zur richtigen Darſtellung gehören, ganz übergangen, theils die Zeiten und Perſonen verwechſelt hat. — Muß man daher nicht mit Bayle befürchten, daß Plutarch die Schriftſteller ſehr oft nur aus dem Gedächtniß anführte, und alſo die Begebenheiten ſo ſchildert, wie ſie ſich in dem Augenblick des Schreibens ſeiner Phantaſie darſtellen, nicht aber immer mit den Worten oder in dem Sinne des genau geleſenen und überdachten Schriftſtellers!

Ob dieß auf die oben angeführte Erzählung Anwendung findet, muß billig das Gefühl der Leſer entſcheiden.

„Aber,“ ſagt man, wenn man das Gefühl zum Richter der hiſtoriſchen Wahrheit erhebt, und ſich dadurch zu willkührlichen Veränderungen berechtigt glaubt, ſo kann wol Stoff zu Novellen entſtehn, aber die Geſchichte ſelbſt, wo bleibt ſie? Dem Dichter iſt es oft erwünſcht, den Zuſammenhang der Begebenheiten aus ſeiner Phantaſie zu ergänzen; aber nicht ſo dem ernſten Geſchichtſchreiber, der ſich nicht erlaubt, die Wahrheit der Wahrſcheinlichkeit aufzuopfern.“

Geſetzt, dieſe Erzählung wäre nichts, als was die Ueberſchrift ſagt, ſollen wir denn nicht nutzen, was zu nutzen iſt, wenn wir in der Geſchichte ſolche Bruchſtücke finden, die zwar dem Dichter, nicht aber dem eigentlichen Geſchichtſchreiber, der nichts als Proſaiſt ſeyn will, befriedigenden Stoff darbieten!

Aber auch in der Geſchichte ſelbſt, das Wort in der bisher gewöhnlichen Bedeutung genommen, dürfte doch vielleicht dieſe Erzählung mit allen ihren Willkührlichkeiten einen Platz neben ſo mancher andern Erzählung behaupten, deren willkührliche Veränderungen man nicht ahndet. Oder haben denn etwa die bisherigen Erzähler, beſonders der ältern Geſchichte, nie ihr größeres oder kleineres Dichtertalent in Arbeit geſetzt, um die Leſer nach ihren beabſichtigten Zwecken zu unterhalten? nie ausgelaſſen, was zu ihren Abſichten nicht paßte, zugeſetzt, was ihnen zweckwidrig ſchien, nie Urſachen, Veranlaſſungen und Triebfedern ergänzt aus dem Reichthum ihrer Empfindungen? Ich nenne hier nur Rollin's Bearbeitung der alten Geſchichte, die ſeit mehr als einem halben Jahrhundert unter ſo verſchiednen Formen und Namen, bey dem Geſchichtsunterricht, beſonders der höhern Stände eine ſo wichtige Rolle ſpielt, und dieß einem großen Theil nach ſeiner Dichtergabe verdankt. — Welche Theilnahme ſuchende Erzählung, ſo proſaiſch auch ihr Gewand ſcheinen mag, iſt ganz frey von Dichtung.

Und ſollte dieſe Erzählung, ſelbſt in Abſicht der hiſtoriſchen Glaubwürdigkeit, nicht ſogar den Rang vor manchen andern Erzählungen im Leben Alexanders behaupten, z. B. vor der ſo oft wiederhohlten und zu Vergötterungen gemißbrauchten *) Ge-

*) Man betrachtete als Wirkung der Philoſophie, was man viel wahrſcheinlicher aus ſeiner Päderaſtie, einer der Haupturſachen ſeiner Geiſtesſchwäche, ſich hätte erklären können. Der Beweis dieſer hartſcheinenden Behauptung liegt beſonders in einer Stelle im 13ten Buch des Athenäus, die ſich ſo anfängt: „φιλοπαις δε ην εκμανως Αλεξανδρος ο βασιλευς.“ ſ. auch Curtius Leben Alexanders 6, 5. „Nabarzanes — adſuerit.“

ſchichte von dem hochgeprieſenen Betragen des Weltverheerers gegen die gefangenen ſchönen Perſerinnen, die Arrian, ſein beſter Biograph, mit der Bemerkung ſchließt: Die Erzählung ſey ſo hübſch, daß er wohl wünſchte, daß ſie wahr wäre *).

*) Oder auch vor ſolchen allgemeinen Schilderungen, die das Zeichen der Dichtung gleich an ihrer Stirn tragen, wie z. B. folgende von Dr. Chandler: „Alexander der Große, ſtatt ſeine Fortſchritte durch Verheerungen zu bezeichnen, ſorgte weiſer für dauernde und ehrenvolle Denkmäler auf ſeinem Durchzuge durch die Gegenden, die er unterjochte. Er ließ Städte und Tempel erbauen, und bildete Plane für ihren künftigen Flor. Da ſein Aufenthalt gewöhnlich von kurzer Dauer war, ſo vertraute er die Ausführung ſeiner edlen Entwürfe den Statthaltern an, welche er für dieſe Städte ernannte, Männern für große Ideen empfänglich, und zum Dienſt eines ſo großmüthigen Gebieters gebohren.“

Nachtigal.

Digitized by Google

Deutſche Monatsſchrift.

1793. April.

I.

Etwas über die Steuerfreyheit des Adels in Deutſchland.

In unſern jetzigen Zeiten ſchreyet man über nichts mehr, als über die Steuerfreyheit des Adels. In Frankreich hat man darüber das Kind mit dem Bade ausgeſchüttet, nicht bloß die zu ſehr ausgedehnten Vorrechte deſſelben eingeſchränkt, ſondern ihn ganz aufgehoben. Daran denkt man nun zwar in Deutſchland noch nicht, und wird auch gewiß nicht eher und anders daran denken, als bis der bey weiten größte Theil des Deutſchen Adels die Geſinnungen des weyland franzöſiſchen annimmt. Inzwiſchen iſt es doch ſchon dahin gekommen, daß ganze Länder ſich über die Immunität der Adlichen beſchweren, und verlangen, daß dieſe ſo gut zu den Laſten des Staats beytragen und ihre Aecker ſo gut verſteuern ſollen, als der Bürgbr und der Bauer die ſeinigen.

Recht und Billigkeit ſcheinen dieſem Verlangen zur Seite zu ſtehen; denn es iſt allerdings richtig, daß nach Grundſätzen des allgemeinen Staatsrechts, ein jeder Bürger des Staats (und das iſt der Edelmann ſo gut als der Bauer) zu den allgemeinen

Landesbedürfniſſen, nach dem Verhältniß ſeines Vermögens, das Seinige beyzutragen verbunden iſt. Oft genießt noch dazu, welches billig nicht ſeyn ſollte, der Edelmann einen ungleich ſtärkern und kräftigern Schutz vom Staat, als der Bürger und Bauer. Und doch ſoll und will er nichts zahlen? — Welche Ungerechtigkeit!

Zwar ließ ſich in ältern Zeiten viel für die Steuerfreyheit des Adels anführen. Er mußte perſönliche Kriegsdienſte, oder, wie ſich einſt die Reichsritterſchaft in einer Vorſtellung an Kaiſer Carl V. ausdrückte, Korporaldienſte leiſten; — mußte, auf das an ihn ergangene Aufgebot gerüſtet erſcheinen, Leib und Leben in Gefahr ſetzen, und obendrein anſehnliche Koſten aufwenden, um das Land zu vertheidigen. Da wäre es gewiß höchſt unbillig geweſen, wenn er nun noch außerdem ſeine Ländereyen und Güter hätte verſteuern ſollen. Er beſaß ſie ja eben deswegen, damit er Kriegesdienſte thun ſollte. Sie waren ſein Sold, und ſo unbillig es ſeyn würde, wenn man jetzt auch von den Soldaten verlangen wollte, von ſeiner Löhnung eine Steuer zu geben; eben ſo unbillig würde es damals geweſen ſeyn, wenn der Adel ſeine Güter, deren Beſitz ihn zur Vertheidigung des Landes verpflichtete, hätte verſteuern ſollen. Aber die Zeiten haben ſich geändert! Jetzt ergeht zur Zeit des Krieges kein Aufgebot mehr an den Adel des Landes, und man verlangt nicht mehr perſönliche Kriegsdienſte von ihm. Iſt alſo die Urſach nicht mehr vorhanden, weshalb der Edelmann ſeine Güter nicht verſteuert, hat vielmehr dieſe aufgehört, ſo muß auch die Wirkung aufhören *).

*) Dies iſt in verſchiedenen einzelnen Staaten jetzt glücklich durchgeſetzt. Statt der ehemaligen Ritterdienſte muß jetzt der Edelmann Ritterpferde ſtellen, das heiſt ein gewiſſes Geldquantum zu den Staatsbedürfniſſen entrichten. Namentlich iſt dies der Fall in dem Brandenburgiſchen und Oeſterreichiſchen.

Digitized by Google

So richtig und bündig indeſſen dieſer Schluß iſt, ſo glaube ich demohnerachtet, daß man nicht, ohne eine Unbilligkeit und Ungerechtigkeit zu begehen, in verſchiedenen Deutſchen Ländern von dem landſäßigen Adel, oder, ich möchte lieber überhaupt ſagen, von den freyen Gutsbeſitzern verlangen kann, daß ſie die zu ihrem Gut unmittelbar gehörigen Ländereyen verſteuern ſollen. Recht und Gerechtigkeit ſprechen oft ſtark für die Freyheit des Gutsbeſitzers. — Denn, genau genommen, muß er ſchon das Seinige reichlich zu den Laſten des Staats beytragen.

So auffallend und widerſprechend dieſes ſcheint, ſo iſt es gleichwohl ſo, wie folgendes zeigen wird.

In den älteſten Zeiten wußte man in Deutſchland nichts von dergleichen Steuern, als uns heut zu Tage bekannt ſind. Der Fürſt hatte ſeine Kammergüter, aus deren Einkünften er alle Ausgaben beſtreiten mußte. Lange Zeit waren dieſe hiezu hinreichend; denn von penſionirten Hofbedienten, von beſoldeten Räthen und Landeskollegien, von Soldaten, die wöchentlich gelohnt werden mußten, wußte man nichts. Der Fürſt hatte etwa ein paar wackere Ritter zu ſeiner Geſellſchaft, und einige Edelknappen zu ſeiner Bedienung. Aber das machte wenig Koſten, und zwiſchen Hof- und Privatleben war nur ein geringer Unterſchied. Wollte aber der Fürſt eine ſeiner Fräulein verheirathen, ſollte ein fürſtliches Leichenbegängniß gehalten, oder ſonſt eine Feyerlichkeit begangen werden, ſo ward der Landadel aufgeboten, und dieſer ſchätzte es ſich dann für eine Ehre, den Hof ſeines Fürſten glänzend zu machen. — Zu Juſtiz- und Staatsſachen hatte der Fürſt damals ſeinen Kanzler, der etwa einige Schreiber unter ſich hatte, und zu Kameral- und Finanzſachen ſeinen Rent- oder Kammermeiſter. — Drohete endlich der Feind, in das

Land einzubrechen, ſo mußte, wie ſchon geſagt, der Adel aufſitzen, und Kriegesdienſte thun.

Wozu hätte es alſo damals vieler Steuern und Einkünfte bedurft, da man der Ausgaben ſo wenig hatte? Allein bald wurden der Ausgaben mehr.

Die Kreuzzüge hatten Pracht und Ueppigkeit zur Folge. Seitdem man von Pulver und Schießgewehr Gebrauch zu machen anfing, ſeitdem ein Troßbube den tapferſten Ritter vom Pferde ſchießen konnte, ward der Adel dem Kriegsweſen abgeneigter. Er hatte überdem ſeine Lehngüter lange genug beſeſſen, um es vergeſſen zu können, daß er ſie eigentlich nur erhalten hatte, um Kriegesdienſte zu thun. Statt daß vorher alles Soldat geweſen war, bildete ſich jetzt ein eigener Wehrſtand. Wollte der Fürſt nun zu Felde ziehen, oder eine Fehde beginnen, ſo mußte er Reiſige und Fußknechte werben, und ſie löhnen. — Endlich ſollte auch, nachdem das Fauſtrecht abgeſchaft war, das Gerichtsweſen in den einzelnen Ländern auf einen ordentlichen und beſſern Fuß geſetzt werden. Man legte Hofgerichte an, und da man ſich bald von den großen Vortheilen einer Kollegialiſchen Verfaſſung überzeugte, und ſah, wie ſehr der Gang der Geſchäfte durch eine Kollegialiſche Behandlung gewann, ſo entſtand nun auch eine fürſtliche Rathsſtube, in welcher die Landesſachen, imgleichen eine Rentkammer, oder Kammerkollegium, in welcher die Kameralſachen verhandelt wurden. Die fürſtliche Rathsſtube beging den Fehler des Reichshofraths; ſie zog auch Juſtizſachen an ſich, bey deren Verhandlungen der Fürſt ſich ennuyirte. Er beſuchte alſo nicht mehr die gewöhnlichen Sitzungen, ſondern ließ, wenn wichtigere Sachen vorfielen, einige Räthe, denen er etwa ein beſonderes Vertrauen geſchenkt hatte, zu ſich in die Kammer,

Digitized by Google

oder, wie man jetzt ſagen würde, in das Kabinet kommen, und ſo entſtand denn auch in der Folge eine eigene Geheimerathsſtube.

Nun reichten die Einkünfte von den Kammergütern nicht mehr hin, den Aufwand zu beſtreiten, zumal, da die unſeligen Religions- Türken- und Franzoſenkriege, welche letztere man geſchickt zu Reichskriegen zu machen wußte, kein Ende nahmen. Der Fürſt gerieth in Schulden, und verlor zuletzt allen Kredit. Die Pächte ſeiner Kammerbauern konnte er wohl ſteigern, und ſo ſeine Einkünfte vermehren: aber das war nicht hinreichend, und von dem Bauer, der zu einem adlichen Gute, einem Kloſter, oder einer Stadt gehörte, der ſeinem Gutsherrn frohnen, und Gefälle entrichten mußte, konnte er keine Abgaben fodern, weil dieſer ſonſt vielleicht ſeinem Gutsherrn nicht die Pacht oder Zinſen hätte liefern können, und weil überhaupt der freye Gutsherr nicht zu leiden brauchte, daß man ihm oder den Seinigen Abgaben auflegte. Denn, war gleich der Fürſt Herr oder Regent des Landes, ſo war er doch nicht Eigenthümer deſſelben. Die Hoheit hatte er wohl über das ganze Land erhalten; aber dem Eigenthum nach, waren die Güter im Lande zwiſchen ihm und der Landſchaft, das heißt, der Ritterſchaft, den Stiftern oder Klöſtern und den Bürgern in den Städten getheilt.

Was war alſo anders zu thun, als die Landſchaft zu berufen, und ſich mit dieſer zu berathen. Die Ausgaben waren, wenigſtens größtentheils, nicht bloß zum Beſten des Fürſten, ſondern des Landes, gemacht. Es war alſo auch billig, daß das ganze Land ſie tragen mußte. Man fühlte dieſe Billigkeit, und beſchloß alſo eine Steuer. Alle Grundſtücke ſollten verſteuert werden, oder eine gewiſſe Abgabe vom Vieh entrichtet werden, nur nahm man davon aus, was der Fürſt als Kammergut, der Edelmann, das Kloſter, oder die Stadt in corpore beſaß, und

Digitized by Google

benutzte. Dagegen mußte nun der einzelne Bürger und der einzelne Bauer, außer dem, was jener etwa zu den Stadtbedürfniſſen in die Stadtkämmerey, und dieſer ſeiner Gutsherrſchaft an Meyerzinſen und Gefällen entrichten mußte, noch eine Grund- oder Viehſteuer dem Fürſten, oder doch ſonſt in die allgemeine Landkaſſe, bezahlen.

Dies war allerdings hart. Daß man die Kammergüter des Fürſten mit der Steuer verſchonte, ließ ſich noch wohl hören; da ſie verſchuldet waren, ſo waren ſie es ja eben, derentwegen man eine Steuer einführte. Aber der Edelmann und das Kloſter hätten ihre Grundſtücke billig ebenfalls verſteuern ſollen. Wäre dies geſchehen, ſo hätte der Bürger und Bauer nicht ſo viel zu zahlen gebraucht, und doch wäre die nämliche Summe, welche man bedurfte, herausgekommen.

Aber dazu hatten Pfaffen und Adliche keine Ohren. Sie glaubten ſchon viel gethan zu haben, wenn ſie zugaben, daß ihre Gutsbauern beſteuert wurden, und der Fürſt fand nicht rathſam auf eine Gleichſtellung in dieſem Stück zu dringen, denn er mußte befürchten, daß die Stände, deren Einwilligung zur Erhebung der Steuer erfordert wurde, dieſelbe ſonſt für die Zukunft verſagen würden. Doch es dauerte nicht lange, ſo ſchlug die Ruthe, welche der Gutsherr ſeinem Bauer gebunden hatte, eben ſo unbarmherzig auf ihn los. Der Gutsherr kultivirte nicht alle zu ſeinem Gut gehörige Ländereyen ſelbſt, ſondern hatte viele davon an Bauern Meyer- oder Pachtweiſe ausgethan *). Bisher hatte er nun die Meyerzinſen und Gefälle von Zeit zu Zeit ſteigern können. Der Bauer war, wenn auch nicht allerwärts Leibeigener, doch nicht völliger, oft gar nicht einmal Eigenthü-

*) Daß der Meyerkontrakt urſprünglich ein bloßer Pachtkontrakt war, und der Meyer gar kein Eigenthum an das Gut hatte, iſt gewiß.

Digitized by Google

mer ſeines Hofes, ſondern nur Meyer, Pachter oder Zinsmann des Gutsherrn, und mag wohl in ältern Zeiten, wenn er einen harten Herrn hatte, übel genug daran geweſen ſeyn; denn was kümmerte ſich der Fürſt um ihn, da er keinen Nutzen von ihm hatte? Auch würde es Eingriff in die damalige Freyheit der Gutsherrn geweſen ſeyn, wenn der Fürſt von ihnen hätte verlangen wollen, daß ſie ihre Bauern menſchlich hätten behandeln ſollen *). — Nun änderte ſich aber die Scene. Wollte jetzt der Gutsherr den Bauern von Haus und Hof jagen, und ſeine Ländereyen zum adlichen Hofe ſchlagen, ſo verlor dabey der Fürſt. Wollte der Gutsherr das, was ihm der Bauer leiſten mußte, ſteigern, ſo klagte dieſer, daß er zur Landeskaſſe nicht mehr die Steuer geben könnte. Jetzt trat alſo der Fürſt ins Mittel. Nun wurde das Erbrecht der Meyer, welches bisher mehr auf den guten Willen der Gutsherrn beruhet hatte, in mehrern Ländern geſetzlich; es wurden die Fälle beſtimmt, wann der Bauer abgemeyert werden könne, und feſtgeſetzt, daß dieſes auch in einem ſolchen durch das Geſetz erlaubten Fall, doch nicht anders, als nach erhobener Klage des Gutsherrn, nach gehörig geſchehener Unterſuchung, und nach erfolgter richterlichen Erkenntniß, geſchehen dürfe **). Darauf ward auch feſtgeſetzt, daß die biſhe-

*) Eben ſo, wie man jetzt in Pohlen über die, durch die nun wieder vernichtete Konſtitution, geſchehen ſeyn ſollende Kränkung der polniſchen Freyheit ſchreyt, und ſich glücklich preiſt, die Freyheit wieder hergeſtellt zu ſehen, vermöge der nun ferner der Edelmann ſeinen Bauer an das Thorweg nageln, und ihn todtprügeln laſſen kann. Warlich in dieſer Hinſicht wäre der ganzen Nation zu wünſchen, daß ſie unter Preußiſchen Scepter käme.

**) Ich rede hier von Ländern, in welchen der Bauer nicht leibeigen iſt; denn wo er ſich noch in dieſem Zuſtande befindet, z. B. im Mecklenburgiſchen, da kann der Gutsherr ihn noch von Haus und Hof jagen, und

rigen Gutsherrlichen Präſtationen nicht erhöht werden durften, ja in mehrern Ländern iſt es gar dahin gekommen, daß die Gutsherrn ſich eine Verringerung ihrer Gefälle gefallen laſſen mußten, ſo daß der Bauer ihnen jetzt nur zwey Drittel, oder wohl gar bloß die Hälfte der ältern Meyerzinſen, zu entrichten braucht. Freylich hat der Bauer in ſofern keinen Nutzen, als er jetzt dafür deſto mehr an herrſchaftlichen Abgaben zahlen muß; aber er hat doch davon den großen Vortheil, daß ihn nunmehr ſein Gutsherr ungleich glimpflicher und milder behandeln muß.

Betrachtet man nun die Steuerfreyheit des Adels aus dieſem Geſichtspunkt, ſo ergiebt ſich, daß ſie jetzt keinesweges ſo unbillig ſey, als man gewöhnlich glaubt, und daß im Grunde der Adel ſo gut, als die Stifter und Klöſter, das ihrige reichlich zu den Staatsbedürfniſſen beytragen *). Wenn man auch gar nicht das Steigen der Gefälle in Anſchlag bringt, wodurch ein Gewinnſt, den ſich ein Gutsherr zu machen befugt wäre, (lucrum ceſſans) wegfällt, ſo berechne man doch nur die

die Länderey ſelbſt kultiviren. Nur dürfen, nach dem Landesgrundvergleich von 1755, nicht ganze Dörfer auf die Art niedergelegt werden.

*) Es iſt zwar möglich, daß ein Gutsherr nur wenige Meyer hat, und das mehreſte Land ſelbſt kultivirt, mithin auf dieſe Art nur einen geringen Verluſt erleidet, oder nur einen geringen Beytrag zu den Staatsbedürfniſſen leiſtet. Allein dagegen haben andere deſto mehr Meyer, und leiden daher auch einen größern Verluſt, ſo daß es ſich im Durchſchnitt wohl heben möchte. — Gern gebe ich indeſſen zu, daß eine völlige Gleichſtellung das Beſte ſeyn würde. Meine Abſicht iſt einzig und allein zu zeigen, daß der Adel in den mehrſten Ländern, wo nicht unmittelbar, doch mittelbar zu den Staatsbedürfniſſen beyträgt und daß die Steuerfreyheit der zum adlichen oder Kloſterhofe gehörigen Ländereyen nicht ſo gehäßig ſey, als man gewöhnlich glaubt. Mancher Gutsbeſitzer würde gern die Ländereyen, welche er ſelbſt kultivirt, verſteuern, wenn er dagegen von ſeinen Meyern den vollen Zinß erhielte.

Digitized by Google

Summen, die er wirklich dadurch verliert, daß er ſich jetzt mit zwey Drittel, oder gar der Hälfte der ehemaligen Meyerzinſe, begnügen muß. Er verliert ſie, weil mit ſeiner Einwilligung der Bauer dieſe Summe zu den Staatsbedürfniſſen beytragen muß. Im Grunde iſt es ſo gut, als wenn er ſie ſelbſt zahlte, und ſie beläuft ſich gewiß ſo hoch, als ſich die Summe belaufen würde, wenn er, wie der Bauer, ſeine Ländereyen verſteuern müßte. Verlangt man noch dieſes, ſo verlangt man, daß er doppelt zahlen ſoll, und dieß wäre unbillig, eben ſo unbillig, als wenn z. B. vor hundert Jahren die Verfügung getroffen wäre, daß nicht ſowohl die Eigenthümer der Häuſer, als vielmehr deren Miethsleute, eine gewiſſe Abgabe von den Zimmern, welche ſie bewohnen, entrichten ſollten; wenn bald darauf feſtgeſetzt wäre, daß die Hausherren ihren Miethsleuten den Miethskontrakt, der Regel nach, nicht kündigen, ihnen auch die Miethe nicht ſteigern, ja ſich ſogar mit zwey Drittel, oder gar der Hälfte der vor hundert Jahren gezogenen Miethe, begnügen müßten, alſo ihre Häuſer nicht nach Belieben nutzen könnten; und man nunmehr auf das Geſchrey der Miethsleute, daß ſie allein die Abgaben zahlen müßten, die Hausherren aber ihre Zimmer frey bewohnten, dieſen auch noch die Abgaben, welche jene bisher zahlen mußten, und weshalb ſie ihre Stuben in Rückſicht auf den Hausherrn wohlfeiler bewohnten, auferlegen wollte. Aber unbillig würde es auf der andern Seite auch ſeyn, wenn der Edelmann einen Bauerhof auf irgend eine Art erwürbe, und alsdann dieſer Hof von den bisherigen Abgaben frey würde. Dieß war eben der Fall in Frankreich, und mag es auch wohl in ältern Zeiten hie und da in Deutſchland geweſen ſeyn; allein die Regierungen ſind darauf aufmerkſamer geworden, und

der Edelmann muß jetzt, wenn er einen Bauerhof acquirirt, ſo gut zahlen, als vorher der Bauer zahlen mußte.

Alles das, was ich bisher geſagt habe, verſtehe ich indeſſen blos von den ordentlichen oder gewöhnlichen Staatsausgaben und Bedürfniſſen. Werden aber außerordentliche erfordert, erpreßt z. B. der Feind eine Contribution vom Lande, muß zu dieſem Behuf die Landſchaft eine anſehnliche Summe Geld aufnehmen; ſoll dies Quantum nach geendigtem Kriege wieder bezahlt, und ſollen zu dieſem Behuf Steuern ausgeſchrieben werden, ſo müſſen dieſelben von dem Edelmann und dem Kloſter ſo gut, als von dem Bürger und Bauer bezahlt werden. Hier muß keine Freyheit gelten, denn der Feind ſah bey Auflegung der Contribution nicht blos auf die contribuablen Bürger- und Bauerngüter, ſondern auf das ganze Land, und er würde, im Fall die Contribution nicht bezahlt wäre, die Güter der Adlichen und der Klöſter ſo gut verwüſtet haben, als die der Bürger und der Bauern *).

*) Dieſer Satz iſt von dem jetzigen Hrn. Hofrath Wölge zu Hannover in einer für die Landſtädte des Hochſtifts Hildesheim gefertigten Deduction ſehr ſchön und gründlich ausgefertigt worden. Ich will deren vollſtändigen Titel hieher ſetzen, weil ſich ſchon daraus der in allen Zeitungen ſo ſehr gerühmte Patriotismus des Hrn. Fürſt-Biſchofs von Hildesheim, imgleichen des Domcapitels, Prälaten und adlichen Kurie erklären läßt. Er lautet folgendermaßen: „Nähere Erläuterung und Rechtfertigung der von Seiten der ſieben Landſtädte des Hochſtifts Hildesheim wider die drey vorſitzenden Stände, ein Hochwürdiges Domcapitel, löbliche ſieben Stifter und Ritterſchaft an höchſtpreislichen Reichshofrath ergriffenen Appellation. Worinn, nebſt einer ausführlichen und actenmäßigen Vorſtellung des unerhörten Drucks, welchen die contribuablen Unterthanen, und beſonders die Städte von appellatiſcher Seite erleiden, aus allgemeinen Rechtsgründen ſowohl, als aus der Hildesheimi-

Digitized by Google

ſchen Landesverfaſſung bewieſen wird: daß 1) die exemten Stände zu allen außerordentlichen Landesſteuern überhaupt und beſonders zu Landſtändiſchen Kriegesſchulden verhältnißmäßig beyzutragen, ſchuldig ſind; und daß 2) in Sachen, wo die drey vorſitzenden Stände ein beſonderes, den Städten entgegen ſtehendes Intereſſe haben, und wo zumahl letztre über die Ungleichheit und Prägravation im Steuerfuße klagen, dieſe nicht gebunden ſind, ſich dem zu unterwerfen, was die Mehrheit der Stimmen wider ſie beſchloſſen hat; nebſt Beylagen von 1 bis 50. Im Jahre 1780.“ — So viel ich weiß, iſt dieſer Proceß noch nicht vom Reichshofrath entſchieden. Deſto mehr Ehre macht es den vorſitzenden drey Ständen, vorzüglich aber dem Hrn. Fürſt-Biſchof, daß ſie auch ohne Urthel einen nicht unbeträchtlichen Theil der Landesſchulden übernahmen, und ihre Güter deshalb einer Steuer unterwarfen. Freylich würde das Urthel gegen ſie ausgefallen ſeyn, und ſchon entſtanden allerhand bedenkliche Bewegungen in dem Hildesheimiſchen, aber es gehört doch immer eine gewiſſe Stärke des Geiſtes dazu, ſich von ſeinem Unrecht zu überzeugen, und nachzugeben, wenn man nicht durchaus muß. Möchten doch mehrere dieſes Beyſpiel nachahmen! — Jetzt iſt im Hildesheimiſchen alles wieder ruhig, und der Bauer betet ſeinen Fürſten an. Warlich man darf nur gerecht ſeyn, um Aufruhr zu verhüthen! — Unbegreiflich iſt es übrigens und erregt nicht den vortheilhafteſten Begriff von der bisherigen Verwaltung der Hildesheimiſchen Landescaſſen, daß ſeit dem ſiebenjährigen Kriege, der ſtarken Kontributionen ohnerachtet, nicht mehr als 40,000 Rthlr. Schulden getilgt ſind. In den benachbarten Braunſchweigiſchen Landen ſind während dieſer Zeit mehrere Millionen abbezahlt.

Carl Friedrich Häberlin.

Digitized by Google

II.

Giebt es eine reine Uneigennützigkeit?

Man hat oft zu behaupten geſucht, der Menſch könne im Grunde gar nicht uneigennützig handeln, weil doch die größte Aufopferung immer mit Vergnügen für ihn ſelbſt verknüpft, und dieß Vergnügen für jede Aufopferung hinlänglicher Erſatz ſey.

Es ließe ſich ſogleich hierauf antworten: daß das bloße Vergnügen für eine reelle Aufopferung ſchon hinlänglicher Erſatz iſt, macht ja eben die Handlung uneigennützig; gerade daß eine Aufopferung irgend eines eigenen Vortheils dem edlen Menſchen nicht Reue oder Mißvergnügen, ſondern Vergnügen erweckt, iſt ja der höchſte Beweiß von Uneigennützigkeit. — Denn wenn eine uneigennützige Handlung auch nicht einmal Vergnügen, ſondern Mißvergnügen und Reue erwecken ſollte, ſo hörte ſie ja eben dadurch wieder auf uneigennützig zu ſeyn, weil es dem Vollbringer einer edlen That nun gereuete, ſeinen eigenen Vortheil aufgeopfert zu haben, und er ſich nun wieder zu klein für die Großmuth fühlte.

Wir können aber auch das Vergnügen ſchlechterdings nicht ſelbſt wieder Nutzen nennen, weil es allemal erſt aus der Betrachtung des Nutzens entſteht, der uns oder einem Weſen außer uns z. B. aus einer unſrer Handlungen erwächſt.

Digitized by Google

Daß wir aber bey einer uneigennützigen Handlung uns unſrer ſelbſt mit Wohlgefallen bewußt ſind, iſt ſchlechterdings nothwendig, weil wir ſonſt aufhören müßten ich zu ſeyn, und alsdann ja gar keiner Handlung mehr fähig wären.

Wollte nun noch jemand zu dem Uneigennützigen, welcher ſo viel Glück wie möglich um ſich her zu verbreiten ſuchte, ſagen: Du eigennütziger Menſch, willſt nur allein die Freude haben, Weſen außer dir glücklich zu machen! ſo würde aus jenem die uneigennützige Großmuth ſelbſt antworten: wetteifere du mit mir, und ſuche du mich zu übertreffen, damit ich noch mehr Freude habe, weil ich außer mir noch mehr Glück verbreitet ſehe.

Moritz.

Digitized by Google

III.

Mordbrennerin und Geiſterſeherin aus Eiferſucht.

Im Februar des Jahrs 1789 brannte mir zur Nachtzeit der eine Flügel eines ganz neuen Viehſtalles von 20 Faden ab, und das in demſelben ſtehende Vieh kam in den Flammen um. Man ſagte mir, daß die Viehmädchen ein paar Stunden vorher, wider mein ausdrückliches Verbot, mit der Laterne in dem Viehſtall gegangen; daß ſie das Licht, als es daſelbſt faſt ausgebrannt geweſen, ausgelöſcht hätten, daß ſo vermuthlich ein Funke davon zurückgeblieben, und der Brand dadurch veranlaßt wäre. Eine andere Erzählung ſagte, ſie hätten die Laterne mit dem Lichte auf die Erde geſtellt, ſie wäre umgefallen, und hätte ſolchergeſtalt das Feuer verurſacht. Wie es aber auch entſtanden zu ſeyn ſchien, ſo konnten doch die Mädchen ſich in ſo fern nicht von aller Schuld losſprechen, als ſie wirklich mit Feuer im Stalle geweſen waren. Die Hofmutter *) ſelbſt, ein leibeignes lettiſches Mädchen, war den Abend nicht mitge-

*) Hofmutter nennt man in Kurland eine Magd, welche die Aufſicht über das geſammte Klauen- und Federvieh eines Hofes, und über das Molkenwerk hat.

gangen, da ſie ſich nicht wohlbefunden hatte. — Mein Schade war groß, doch beruhigte ich mich damit, daß die Urſache deſſelben, der dermaligen Unterſuchung nach, bloß in der Unvorſichtigkeit und dem Ungehorſam, und nicht in vorſetzlicher Bosheit, ſeinen Grund zu haben ſchien.

Drey Wochen darauf, gerade an einem Tage, als ich verreißt war, brannte in eben derſelben Stunde in der Nacht, der zweyte Flügel deſſelben Viehſtalls ab. Dieſer Brand wurde früher bemerkt; das Feuer hatte bloß erſt das Dach ergriffen, und ſich dem Innern noch nicht mitgetheilt. Während man beſchäftigt war, das Vieh los zu binden und zu retten, ſtürzte erſt die Ueberlage ein. Ein Beweis alſo, daß dießmal gewiß Niemand mit Feuer in dem Viehſtall geweſen ſeyn konnte, da es offenbar von oben herab gebrannt hatte. Indem meine Leute durch die herabſtürzenden, brennenden Balken herausgetrieben werden, bemerken ſie, daß unter dem Dach eines ungefähr zehn Schritt davon ſtehenden Faſelhauſes *) ebenfalls Rauch hervordringt, und finden, daß ſchon alles Stroh unter dieſem Dache brennt; bald nachher ſchlagen die Flammen hervor, und, aller Mühe ungeachtet, geht auch dieſes Haus mit allem Geflügel verloren. Eine brennende Lunte aber, die von jedermann iſt bemerkt worden, fällt aus dem Stroh. — Dieſe iſt von demjenigen wollenen Zeuge, von welchem die Weiber und Mägde ihre Röcke zu tragen pflegen, zuſammen gedrehet — —

Alle dieſe Umſtände zuſammen genommen, verriethen deutlich vorſetzliche Bosheit, und doch konnte ich auf Niemand gegründeten Verdacht werfen; da ich mir bewußt war, ſelbſt boshafte Gemüther nie ſo behandelt zu haben, daß Härte oder Un-

*) Faſelhäuſer nennt man in Kurland die Behältniſſe für das Federvieh.

gerechtigkeit ſie zu ſolch einer Rache hätten verleiten können. Indeſſen wurde ich aufmerkſamer auf die Reden und Handlungen meiner Leute. In dieſen aber äuſſerte ſich nichts Verdächtiges. Endlich müſſen Geiſter erſcheinen, um mir auf die Spur zu helfen! Ich werde ihrem Gange folgen, und ganz getreu und genau in meiner Erzählung ſeyn.

Ungefähr acht Tage nach dem zweyten Brande, um 9 Uhr Abends, nachdem meine Leute gegeſſen haben, geht die oben erwähnte Hofmutter zuerſt nach ihrer Herberge *) zurück. Indem ſie in das dunkele Vorhaus eintritt, bekömmt ſie einen ſo heftigen Schlag auf den Kopf, daß ſie ganz betäubt in ihre Stube hineinfällt, ohne doch jemand geſehen oder gehört zu haben. Dem Kutſcher, der gleich darauf nach der Herberge kömmt, geſchieht nichts. Er findet die Hofmutter ſehr erſchrocken und weinend, und läßt ſich von ihr die Urſache ihres Schreckens erzählen. Mein Jägerjunge, der kurz nach dem Kutſcher in die Herberge gehen will, ſieht, als er noch ungefähr zwanzig Schritt von derſelben entfernt iſt, daß jemand zum Fenſter herein ſieht, und, da er näher kömmt, ſich um die Ecke des Hauſes fortſchleicht. Der Junge glaubt, es ſey der Kutſcher, und geht ihm daher nicht nach; da er aber dieſen im Zimmer findet, und die Hofmutter weinend ihre Geſchichte erzählen hört, vermuthet er gleich, daß wohl das Weſen, das er davon ſchleichen geſehen, das Mädchen geſchlagen haben könne. Er läuft mit dem Kutſcher hinaus, um es zu ſuchen, aber ſie finden es nicht mehr. Man erzählt mir dieß, und ich ſelbſt ſuche mit allen meinen Leuten überall nach, laſſe alle Wege beſetzen, aber vergebens; wegen der langen

Zwi-

*) Herbergen nennt man in Kurland die Nebengebäude eines Guts, in welche Fremde, Bedienten, Mägde ꝛc. einquartiert werden.

Zwiſchenzeit und bey der dunkeln Nacht, war es dem erwähnten Weſen natürlich ſehr leicht geworden zu entwiſchen. Unterdeſſen machte mich dieſer Vorfall aufmerkſamer auf die Hofmutter. Ich fragte ſie, ob ſie irgend einen Feind habe; ob ſie ſich mit jemand gezankt hätte; oder ob ſie ſich von jemand verfolgt glaubte? — Sie beantwortete dieß alles ſehr treuherzig mit Nein. Wie ſie denn auch wirklich ein friedſames ſtilles Mädchen iſt. — Ich forſchte weiter nach, ob nicht etwa Liebeshändel im Spiel wären, und da erfuhr ich unter der Hand, daß — (hierauf bitte ich vorzüglich aufmerkſam zu ſeyn, denn der ganze Knoten ſcheint hier zu liegen) daß der Kutſcher einem Mädgen aus dem Gebiethe, eines Wirths *) Tochter, Zaugſte Anne mit Namen, ſeit ein paar Jahren die Ehe verſprochen, daß dieſe auch hierauf ſo feſt gerechnet, daß ſie während der Zeit drey andere Freyer abgewieſen habe. Vorigen Sommer aber habe ſich der Kutſcher von ihr zurückgezogen und ihr gänzlich den Kauf aufgeſagt. Die Anne ſollte der Meynung ſeyn, daß er dieß aus Liebe zu der Hofmutter gethan habe.

Von dieſem doppelten Liebeshandel wußte ich kein Wort; der Kutſcher hatte nicht um die nöthige Erlaubniß bey mir angehalten, als er heyrathen wollte, und die Anne hatte ſich nicht bey mir beklagt, als er ſein Wort zurückgenommen. Ich bin alſo frey von dem Vorwurf, als ob ich ihre Liebe geſtöhrt hätte. Die Erzählung des ganzen Hergangs, die mir heimlich gemacht wurde, gab mir nicht Gewißheit genug, eine förmliche

*) Wirthe heißen in Kurland die Häupter eines Geſindes, und Geſinde nennt man eine Anzahl lettiſcher leibeigner Bauernhäuſer, die bey einander ſtehen. Dörfer giebt es bey uns nicht, ſondern blos dergleichen über das ganze Land zerſtreute Geſinde.

Unterſuchung darüber anzuſtellen; indeſſen ſpannte ich meine Aufmerkſamkeit auf dieſe Perſonen mehr an, beobachtete ſie von ferne, ſchwieg von der ganzen Sache ſtill, machte jene ſicher, und erleichterte ihnen dadurch die Fortſetzung ihres teufliſchen Spiels. Meine anſcheinende Sorgloſigkeit wirkte. Bosheit und Betrug nahmen die Larve der Geiſter und Wahrſager vor, und wollten mir Schrecken einjagen.

Eines Abends kömmt die Krügerin aus meinem nahgelegenen Hofskruge zu meinem Schreiber, und ſagt ihm, die oft erwähnte Zaugſte Anne habe ſo eben eine ganz ſonderbare Erſcheinung gehabt; er ſolle zu ihr gehen, und ſie ſelbſt darüber befragen und hören. Er that es, und ſtattete mir noch denſelben Abend Bericht davon ab. Ich fuhr ſogleich ſelbſt mit ihm nach dem Geſinde, und fand die Anne ſchlafend, und ihren alten greiſen, tauben Vater ebenfalls. Ihre Brüder waren den Tag nach Riga gefahren. Sie erwachte mit Schrecken und ihr Geſicht und ihre Stimme verriethen zwar Ueberraſchung und Angſt, aber auch eine Art von verſtocktem Trotze. Ich hatte mich zu allem vorbereitet, war gelaſſen, und bat ſie, mir die Geſchichte ihrer Erſcheinung, die ich eben vom Schreiber erfahren hätte, auch zu erzählen. Sie that es, und ich will ſie ſelbſt reden laſſen:

„Ich ging zu meiner Schweſter — (dieſe iſt Wirthin ei„nes nahe gelegenen andern Geſindes) — um ſie, da es „heute Faſtelabend iſt, mit nach dem Hofeskruge zu neh„men, und daſelbſt ein paar Stunden zu verweilen. Als „ich über den Kreuzweg ging, ſah ich ein altes Weib am „Wege ſitzen. Da ſie mir unbekannt war, fragte ich ſie, „wer ſie wäre, und ſie antwortete mir: Ich bin das „Unglück der Hofmutter! — — Darüber erſchrack

„ich und kreuzte mich! — (Das Kreuzen gilt bey unſern „Bauern als ein ſehr bewährtes Arkanum gegen alle Teu„feleyen.) Der Geiſt ſagte ferner: Erſchrecke nicht, „mein Kind; aber ſieh meine Füße an! — Und „ich ſah lauter Feuer. Der Geiſt fuhr fort: So geht „die Hofmutter mit Feuer an ihren Füßen „umher, und wo ſie geht, da brennt es, und „durch ſie hat es gebrannt, und wird mehr „brennen, wenn der Herr ſie nicht aus dem „Hofe ſchaft. Warne und bitte ihn alſo, daß er „die Hofmutter wegjagt, ſonſt iſt er nie vor „ähnlichem Unglücke ſicher. Sag ihm, daß er „ein altes Weib zur Hofmutter nehmen, und „drey weiße Ziegen bey ſeiner Heerde, und „keinen ſchwarzen Hund im Hofe halten ſoll. „Du ſelbſt aber ſpüle dir das Maul mit Brand„wein aus, wenn du zur Kirche gehſt.“ — Hierauf verſchwand der Geiſt. —

Ich hatte Mühe, bey dieſer Erzählung mich des Lachens und des Unwillens zu enthalten, aber meiner Abſicht gemäß, mußte ich beydes unterdrücken. Ich mußte einen andern Ton annehmen, nämlich ſo thun, als ob ich ihrer Erzählung Glauben beymäße. Ueberdieß hatte ich mir vorgeſetzt, den andern Morgen nach Mitau zu reiſen, und mithin nicht Zeit, der Sache ganz auf den Grund zu gehen. Ich bat ſie daher, den Geiſt, der ihr Freund zu ſeyn ſchiene, da er ſich ihr ſo vertraut offenbart habe, zu bitten, und dahin zu vermögen, daß er ſich auch mir zeige — Wie, Wo, und Wenn er wolle, damit ich ihn ſelbſt fragen könne, warum die Hofmutter Feuer an den Füßen habe, und wodurch ich das Unglück, das ſie

damit angerichtet, verdient habe. Ich bat ſie ferner, durch den Beyſtand des Geiſtes allen fernern Schaden von mir abzuwenden, weil ich mich im entgegengeſetzten Fall an ſie halten und ſie gefänglich einziehen und ſchließen laſſen würde. — Auffallend war mir noch der Umſtand, daß ſie ihrem Vater nicht ein Wort von der Erſcheinung ſagt, ſondern durch ein anderes Weib die Krügerin zu ſich rufen läßt, und ſich nur allein dieſer entdeckt.

Den Abend, wo ich von Mitau zurückerwartet wurde, und meine Frau mit ihren Kindern eben zu Tiſche gehen will, kommen die Leute herein und ſagen: der Herr kömmt gefahren und zwar mit Fackeln. Dieſe Nachricht war, da ich nie mit Fackeln gefahren bin, ſo auffallend, daß meine Frau und alle Hausgenoſſen hinaus gehen, um ſich mit eignen Augen davon zu überzeugen. Sie unterſcheiden aber bald, daß es nicht Fackeln ſind, ſondern ein auf der Erde loderndes Feuer, das allerdings auf dem Wege, welchen ich kommen mußte, in der Entfernung von ein paar tauſend Schritt vom Hofe ſich zeigte. Während meine Leute dahin laufen, um es näher zu unterſuchen, und kaum aus der Pforte ſind, löſcht es plötzlich aus, ohne eine Spur von Kohlen, Stroh, oder ſonſt einer brennbaren Materie nachgelaſſen zu haben. Einer meiner Leute, mein Jäger, läuft aber gleich nach dem Geſinde des Mädgens, weil ſie ſchon dem ganzen Gebiethe verdächtig wurde, um zu ſehen, ob ſie zu Hauſe ſey; und er findet ſie in Kleidern auf dem Bette liegen. Ihre Brüder waren abermals nicht zu Hauſe. Mein Jäger hatte ihnen aufgetragen, ihm Pulver aus der Stadt mitzubringen. Unter dem Vorwande, dieß abzuhohlen, ging er nach dem Geſinde, und fragte nach. Das Mädgen war über dieſen unerwarteten nächtlichen Beſuch ſehr erſchrocken und fragte ſehr ängſtlich und dringend nach der Urſach deſſelben. —

Digitized by Google

Ich kam erſt den dritten Tag darauf nach Hauſe. Man erzählte mir auch dieſe Erſcheinung und ich blieb noch immer ruhig. — Ein paar Tage nachher verbreitete ſich eine neue Geſchichte, auch wiederum bloß aus dem Munde des Mädgens, welche dieſelbe auch abermals nur ganz allein ihrer Vertrauten, der ſchon erwähnten Krügerin, entdeckt hatte, durch die ſie denn, nach einigen Umwegen, endlich zu mir kam. Sie lautete folgendergeſtalt: Ein Liefländiſcher Kerl, der ſich den Grenzreitern mit Hopfen vorbeygeſchlichen, ſey, nachdem er denſelben in Kurland verkauft habe, zurückgekommen, und, nach dem erſten Hahnengeſchrey (eine ſehr myſtiſche Zeit) in dem Geſinde eingefahren. Das Mädgen, die Anne, ſey ſogleich herausgegangen, habe mit ihm geſprochen, und von ihm folgendes erfahren: Er wiſſe alles, was vorgegangen ſey, und kenne den Geiſt, der ſich ihr gezeigt habe. Es ſey derſelbe, der die Hofmutter geſchlagen, und er könne ſich unter mannigfaltigen und noch fürchterlichern Geſtalten zeigen. Wer ihn auch fangen und binden wolle, binde ſich ſelbſt u. ſ. w. — Ein ſonderbarer Liefländer! Dieſer Menſch hätte mir eine Aufklärung über alle dieſe Myſterien geben können, und das Mädgen war ſo unfreundlich, dieſen Geiſterſeher mir nicht zuzuführen, ja ſo unvorſichtig gegen ſich ſelbſt, daß ſie ihren Vater und ihre Brüder, die zu Hauſe ſind und ſchlafen, nicht aufweckt, und zu Zeugen dieſer Erzählung ruft, ſondern den Wundermann ruhig fahren läßt! Alles drängt ſich bloß zu dem Mädgen, um ſie in den Geheimniſſen des Geiſterreichs einzuweihen, und ſie hat keine andere Vertraute, als die Krügerin! Ihre Verbindung mit einander muß ſehr genau ſeyn; oder ſie haben einen gemeinſchaftlichen Plan. —

Einige Tage nachher kommen meine Leute, eben da wir uns zum Abendeſſen ſetzen wollen, und ſagen, das Feuer oder das

Digitized by Google

Irrlicht von neulich, wäre abermals und an dem nämlichen Orte zu ſehen. Ich ging hinaus und überzeugte mich nun wirklich ſelbſt davon. Es nahm ſich ungefähr ſo aus, als ob man einen großen Keſſel mit Spiritus oder Brandwein in Flammen geſetzt hätte. Nachdem ich vielleicht ein paar Minuten draußen geweſen war, löſchte es aus. Eine meiner Hofmädgen, die kurz vorher über das Gehöfte gegangen war, hatte bemerkt, daß ein kleines Feuer bis zu der Stelle hingetragen worden, wo es ſich hernach vergrößerte. Ich ſchickte ſogleich einen Menſchen nach dem Kruge, einen andern nach dem bey dem Feuer zunächſt gelegenen Geſinde, einen dritten nach dem Ort des Feuers, und ich ſelbſt ging nach dem Geſinde, wo das Mädgen wohnte. Ueberall hatte man die Leute zu Bette gefunden, ſo wie auch ich das Mädgen, ihre Brüder und den Vater ſchlafend fand. Mein Jäger aber, der nach dem Geſinde vorausgelaufen war, hatte bemerkt, daß eben jemand eilends in das Haus hereingeſprungen ſey; hatte aber in der Dunkelheit nicht unterſcheiden können, wer es geweſen. Ich forderte nunmehr das Mädgen auf, mit mir den Geiſt zu ſuchen, da ich nun ſchon Vierzehn Tage vergebens auf ihren Wink dazu gewartet hätte. Sie ſträubte ſich entſetzlich gegen dieſen Vorſchlag, und gab plötzlich heftige Ohrenſchmerzen vor, da ſie doch einige Augenblicke vorher noch geſund geweſen war. Eine ganze Stunde hatte ich ſie vergebens gebeten. Endlich brauchte ich Ernſt und wir gingen. Sie zitterte dergeſtalt und war ſo ſchwach, daß ſie alle Augenblick in die Knie ſinken wollte. Ich unterſtützte ſie mit meinem Arm, und wir ſuchten in die Länge und in die Breite, auf allen möglichen Kreuzwegen, und fanden — nichts. Der dringendſten Aufforderungen ungeachtet, ließ ſich kein Geiſt ſehen. Entweder war das Strafe für meine Unglàubigkeit, oder es iſt unmöglich, etwas zu ſehen, was nicht

geſehen werden kann. Ich ging weiter, bis zu der Stelle, wo ſich das Irrlicht gezeigt hatte. Das Mädgen klagte, daß ich ſie quäle, daß ich ſie peinige, und daß ſie an allem unſchuldig ſey. Hier wollte ich ſie durch Schrecken zum Geſtändniß zwingen. Meinen Leuten, die ich ausſchickte, hatte ich befohlen, an dieſem Ort zuſammen zu treffen. Sie waren ſchon da, und ich ließ ſie einen Kreis ſchließen, das Mädgen mußte in die Mitte treten, und ich hieß ſie, wenn ſie unſchuldig wäre, auf die Knie fallen und Gott zum Zeugen ihrer Unſchuld anrufen. Hierzu ließ ſie ſich durchaus nicht bereden. Nun ging ich auf die Brandſtelle, machte hier daſſelbe, aber auch vergebens. Endlich führte ich ſie nach der Herberge, machte dem Spiel ein Ende, zog die Larve der Leichtgläubigkeit ab, ließ ſie einſchließen, und nahm ihr endlich den Triumph, den ſie vielleicht im Stillen gehabt haben mag, mich erſchreckt oder getäuſcht zu haben. Zugleich verſicherte ich ihr, daß ich hinter ihrem Gaukelſpiel nichts als Betrug und Bosheit ſähe, daß ich nun bis auf die Quelle derſelben dringen, daß ich nicht eher ruhen würde, bis ich — nicht den Geiſt — ſondern den Mordbrenner heraus gebracht, und daß ſie mich durch ihre angeblichen Erſcheinungen ſelbſt auf die Spur gebracht habe. Wirklich habe ich auch nicht eher nachgelaſſen und bey Tag und Nacht jeder Vermuthung, jeder Wahrſcheinlichkeit nachgegangen, bis ich endlich dieſen Stöhrer meiner Ruhe und meiner Sicherheit entdeckte. Alle meine Leute waren froh, daß ich ſie endlich hatte feſt nehmen laſſen, denn alle glaubten ſie als Mordbrennerin überwieſen. Ich erfuhr jetzt auch, daß ſie ſelbſt einmal die Hofmutter überredet habe, aus dem Hofe zu gehen, und einen von ihren Brüdern zu heyrathen. Daß übrigens an dieſem Spiele mehrere Antheil gehabt haben, glaube ich ganz gewiß, vielleicht auch ihre vertraute Freundin, die Krügerin. Um ihr Vertrauen

für jemand andres zu gewinnen, und dadurch hinter die Wahrheit zu kommen, bat ich den Hrn. Paſtor K — mit ihr zu ſprechen. Er verſuchte es, aber vergebens, ſie hatte die ganze Menge der Bosheit in ihrer Gewalt, und war plötzlich ſo taub geworden, daß ſie, auch bey dem größten Geſchrey, nicht ein Wort hörte, um nichts antworten zu dürfen; und doch hatte ſie eine Stunde vorher noch die leiſeſte Unterredung im Nebenzimmer vernommen. Nach ein paar Tagen ſchien ſie ihr Gehör wieder bekommen zu haben, und ich ſchickte ſie noch einmal zu Herrn Paſtor K —, bey welchem noch einer ſeiner Amtsbrüder zum Beſuche war. Dieſe beyde Herren bat ich, ihr noch einmal ins Gewiſſen zu reden, über ihre Erſcheinung ihr ein offenherziges Geſtändniß abzulocken, beſonders aber heraus zu bringen, ob ſie ſonſt noch von jemand zu ihren Teufeleyen beordert worden ſey? — Aber trotz allen Bemühungen, war weiter nichts von ihr heraus zu bringen, als die Wiederhohlung alles deſſen, was ich ſchon von ihren Erſcheinungen erzählt habe. Sie blieb hartnäckig dabey, wirklich das alles geſehen und gehört zu haben. —

Die Nacht darauf entlief ſie mit dem Eiſen an den Füßen. Da ich keine beſondere Wache bey ihr angeſtellt, ſondern ſie in der Herberge bey meinem Geſinde untergebracht hatte, ſo ſah ſie, da alles eingeſchlafen war, ihre Gelegenheit, und kam wirklich unbemerkt davon. Ich both alles auf, um ſie wieder zu finden, ließ alle Geſinder durchſuchen, und ſie wurde endlich durch meinen Jäger in dem Geſinde ihres Vaterbruders über dem Viehſtall im Stroh verſteckt gefunden, mit einem Meißel in der Hand, den ſie aus der Herberge mitgenommen hatte, um ſich damit von den Ketten loszumachen, an denen ſie auch ſchon ein Schloß erbrochen hatte. Bey der erſten Frage, warum ſie weggegangen ſey, antwortete ſie „um den Wahrſager

zu ſuchen. Als ich ſie, darauf fragte, wie ſie nach dieſem Geſinde gekommen ſey? ſagte ſie, ſie habe wollen nach ihrem Geſinde zurückgehen, aber auf der Straße wäre ſie jemand mit einem Wagen begegnet, der ſie nach dem andern Geſinde gefahren hätte, den ſie aber nicht kenne, und mit dem ſie auch nicht habe ſprechen können, da ſie ſeine Sprache nicht verſtanden. Nun wurde ſie nach und nach wiederum ſo taub, daß ſie kein Wort mehr hörte, und daher auf keine Frage mehr antwortete. — Als ich nach einiger Zeit wieder in ſie drang, daß ſie den Menſchen nennen ſollte, der ſie weggeführt habe, gab ſie den Schwiegerſohn aus dem Geſinde an, und zwar warf ſie dem Menſchen vor, er habe es gethan, um ſie hernach wieder anzeigen zu können, und ſich ein Trinkgeld zu verdienen. — Es wäre die höchſte Unbilligkeit geweſen, ihn auf dieſe Anklage zu ſtrafen, oder gefänglich einzuziehen, beſonders da er ſich nie durch ſein Betragen verdächtig gemacht hatte! Aber dies war ein neuer Beweis ihres verderbten Charakters; ſie ſann wie es ſchien nur darauf, durch ihre Bosheit alles ins Verderben zu ziehen.

Um ſie aus allem Zuſammenhang mit ihren Verwandten, und ihrem wahrſcheinlichen Komplott zu ſetzen, ſchickte ich ſie nach Merzendorf, meinem andern Gute, und ließ ſie da bewachen. Hier verſuchte ſie neue Künſte, die ihr auch gelangen. Sie ſtellte ſich ſehr krank, ſprach mit gebrochner, ſterbender Stimme und aß einige Tage gar nichts von dem, was ihr geſchickt wurde; aber es entdeckte ſich hernach, daß ſie von den Viehmädgen Brod geſtohlen und in der Nacht gegeſſen hatte. So machte ſie ihre Wächter und Aufſeher ſicher und entfloh in einer Nacht abermals. Doch auch dieſesmal wurde ſie im Walde von den Hütern feſtgenommen, nachdem ſie ſich

ſo tapfer und geſund gewehrt hatte, daß ſie mit einem Knittel einen jungen Kerl zur Erde ſchlug. Das Schickſal mußte ſie alſo zu meinem und ihrem Unglück wieder in meine Hände führen. Ich ließ ſie nunmehr feſter verwahren, und wenigſtens nach meiner Meynung, feſter ſchließen; daß ich mich darin geirret habe, wird die Folge dieſer Geſchichte beweiſen. Sie ſaß mit ſehr ſcheinbarer Ruhe, und verſicherte bey oft wiederholten Fragen, jedesmal, daß ſie an dem Brande und an allen übrigen unſchuldig ſey. Nur aus Menſchlichkeit habe ich ſie nie durch Strafe zum Geſtändniß bringen wollen, weil ich bis dahin noch keine unumſtößlichen Beweiſe gegen ſie hatte.

Mit vielen Koſten hatte ich mir wieder Vieh angekauft, einen neuen Viehſtall aufbauen laſſen; durch Anfuhr der Materialien dem ganzen Gebiet eine ſehr große Laſt auflegen müſſen; und kaum war das Gebäude acht Tage fertig, ſo brannte es in der Nacht mit einem Theil meines Viehes wieder ab, gerade an eben dem Sonntage, wo der Kutſcher mit der Hofmutter zum erſtenmal aufgeboten worden. Ich war wieder nicht zu Hauſe. Das Mädgen frohlockte laut über dieſen Brand, und dankte mir, als ich zurückkam, ſehr höhniſch, daß ich ſie noch feſt gehalten hätte; nun würde ich mich doch überzeugen, daß ſie unſchuldig ſey. Ich hielt ſie auch wirklich dafür, aber deſto ſchrecklicher wurde mir nunmehr das Komplott. Indeß erfuhr ich unter der Hand, daß einer meiner Arbeiter ſie ein paar Nächte vorher herum wandern ſehen, daß er dieß auch ſogleich in der Riege *) laut erzählt habe, aber ohne daß es auf meinen unachtſamen Schreiber, dem ich die Schlüſſel zu ihren Feſſeln ſo wie das Mädgen ſelbſt, zur ge-

*) Riege heißt in Kurland die Tenne, wo zugleich gedroſchen und das Korn gedörrt wird.

naueſten Verwahrung übergeben, den geringſten Eindruck gemacht hätte. Ich ſtellte ihr denſelben jungen Kerl vor, der ſie geſehen, und mit ihr geredet hatte, aber ſie läugnete alles ab. Ich ließ ihr Ruthen geben, aber ſie blieb hartnäckig dabey, daß ſie nicht los geweſen ſey. — Als ich das Schloß an der Thür, ein paar Tage darauf, ſelbſt in der Nacht nachſah, fand ich es durch Liederlichkeit meines Schreibers los. Nun unterſuchte ich auch die Ketten an ihren Füßen, und fand ſie ebenfalls los. — Sie ſagte, das Schloß ſey von Anfang an nicht feſt geweſen. Hier konnte ich ſie alſo, bey der Unzuverläßigkeit meiner Leute, nicht länger mit Sicherheit halten; und Sorge für meine Ruhe und Sicherheit, bey ſo fürchterlicher Bosheit, und bey ſo vieler drohenden Gefahr, war ich mir ſelbſt und meiner Familie ſchuldig.

Ich ſelbſt habe kein Gefängniß, weil ich ſeit achtzehn Jahren nicht in den Fall gekommen war, eins nöthig zu haben. Daher wandte ich mich an den Herrn Grafen von Browne, Generalgouverneur von Riga, und erhielt von ihm die Erlaubniß, die Verbrecherin in das dortige Verwahrungshaus abliefern zu laſſen.

Nachdem ſie fortgebracht worden war, und das Stroh, auf welchem ſie gelegen hatte, weggeräumt wurde, fand man eine Lunte, dieß Inſtrument ihres teufliſchen Handwerks, mit welchem ſie ſchon Mordbrennerey getrieben hatte, und noch zu treiben willens ſchien. Wie wäre die Lunte in ihr Bette gekommen, wenn ſie nicht die Mordbrennerin geweſen wäre. Auch war während der ganzen Zeit ihrer Gefangenſchaft kein Feuer in der Stube geweſen, in welcher ſie verwahrt worden. Warum hat ſie die Lunte aufbewahrt, wenn ſie nicht noch Abſichten damit gehabt hätte? Und doch hatte ſie die Frechheit, zu ſagen, als ich ihr die Lunte vorzeigte, es habe jemand aus Bosheit die Lunte hingeworfen, um dadurch die Schuld auf ſie zu bringen.

Digitized by Google

Nachdem ſie acht Tage in Riga geſeſſen hatte, wurde ſie täglich elender, ſo daß endlich der Kreisarzt zu ihr geſchickt wurde, der, bey genauer Unterſuchung fand, daß ſie ſich mit einem Stück Glas die Sehnen an beyden Armen, anſtatt der Adern, zerſchnitten hatte. Nun drangen die Aufſeher ernſthaft in ihr, und ſie bekannte endlich, daß ſie alle dreymal das Feuer angelegt habe, und zwar aus Rache gegen den Kutſcher und aus Eiferſucht gegen die Hofmutter, um die Schuld auf dieſe leztre zu bringen, und ſie dadurch aus dem Hofe zu ſchaffen. Ich ließ ihr einige Fragen über dieſe ganze Geſchichte vorlegen, die ſie auch alle beantwortet hat; und da ſonach ihr ganzes entſetzliches Spiel an den Tag gekommen war, ſo wurde ſie zur gebührenden Strafe dafür gezogen.

Der Kutſcher, den ich mit ihr konfrontirte, geſtand, daß er ſie allerdings mit der Verſicherung, ſie zu heyrathen, hingehalten, daß er aber bloß deswegen von ihr abgeſtanden ſey, weil er nach der Zeit die ganze Verworfenheit ihres Charakters habe kennen lernen.

Georg Friedrich Freyherr von Lieven.

Digitized by Google

IV.

Ueber das Originalgenie.

(eine Probe aus Duffs Verſuch.)

Vorwort.

Duffs Verſuch über das Originalgenie iſt unter uns weniger bekannt, als er es verdient. Nur ſelten findet man ihn in unſern äſthetiſchen Werken angeführt, und eine Ueberſetzung davon iſt mir noch nirgends vorgekommen. Vermuthlich liegt der Grund darin, weil ihn diejenigen unſrer Schriftſteller, die dieſes große Thema bearbeiteten, im Original benutzten; und andere zu viel Wiederholungen, und Wortverſchwendung darin fanden, um einer Verdeutſchung — bey den Meiſterprodukten die wir über dieſe Materie haben, hinlängliches Intereſſe zu verſprechen. Benutzt wurde inzwiſchen Duff theils mit, theils ohne Anführung ſeines Namens von einigen unſrer beſten Theoretiker, — und dieß ſchon mußte unſre Aufmerkſamkeit auf ſein Buch hinlenken. Bey näherer Erwägung des Vorzüglichen was er darin hat, fand es ſich eben da wo ſich die Philoſophie der Britten überhaupt am auffallendſten auszeichnet, nemlich: mehr in einigen neuen, vielumfaſſenden, und unmittelbar aus der Beob-

Digitized by Google

achtung gehobenen Gedanken, als in einem ſcharf zuſammenhängenden auf Räſonnement gegründetem Syſtem. So wie Gerard, Home u. a. ſich mehr durch kühnhingeworfene und ſelbſtgeſchöpfte Sätze, die ſie nicht einmal immer auflöſen, als durch Deductionen aus allgemeinen Principien karakteriſiren; ſo war auch dieß bey Duff das Hervorſtechende. In den Abſchnitten: über die Verbindung des Genies mit Witz und Laune; über den Einfluß der Einbildungskraft auf den Geſchmack; über die verſchiedene Richtung und Stufenfolge des Originalgenies in der Philoſophie, Dichtkunſt, und den Künſten — hat er unläugbar viel Eigenes, viel Reifes und Wichtiges. Dieß iſt, wie mich dünkt, auch der Fall bey dem fünften Abſchnitt des zweyten Buchs, den ich dem Leſer hier als eine Probe meiner Bearbeitung vorlege. Er unterſucht darin die Frage, warum das Originalgenie in den früheſten Perioden der Geſellſchaft am häufigſten, und mit der zunehmenden Kultur immer ſeltener erſcheine? Wenn uns hier und an andern Orten ſeines Werks manche geläufige und aus einheimiſchen Schriften bekannte Idee vorkömmt, ſo müſſen wir bedenken, daß ſie zu Duffs Zeit darum nicht weniger neu ſeyn konnte. Er verlor die ſo natürliche Fordrung: daß ein Schriftſteller, der über Originalgenie ſchreibt, ſelbſt originelle Gedanken vortragen müſſe, nicht aus dem Auge, und manche äſthetiſche Wahrheit iſt durch ihn in Umlauf gebracht worden, die wir jetzt in allen Kompendien finden.

Eine Art von mathematiſcher Methode, die Wolf unter uns einführte, und die nach ihm eine Zeitlang auf alle Wiſſenſchaften angewandt wurde, hat bey Duff eine Menge von Wiederholungen und Vorderſätzen veranlaßt, die ich der Deutlichkeit unbeſchadet weglaſſen konnte. Unſre Weltweiſe haben dieſe Krücke längſt von ſich geworfen, welche den Kinderjahren ihrer Wiſſenſchaft eben ſo unentbehrlich war, als ſie das Mannsalter entehren würde.

Digitized by Google

Die Anmerkungen und Zuſätze, die ich mir erlaubte, ſind mehr aus meinem eigenen Gefühl, als aus Büchern genommen. Wo es Pflicht war, die weitergekommene Wiſſenſchaft reden zu laſſen, da hab ich es kurz gethan.

Im zweyten Theil ſeines Verſuchs hat Duff die im erſten vorgetragene Grundſätze auf die größten Griechiſchen, Italiäniſchen und Engliſchen Dichter angewandt. Ich werde Beyſpiele aus Klopſtock, Wieland und Göthe beyfügen.

Fünfter Abſchnitt.

Daß ſich das Dichteriſche Originalgenie in den frühern Perioden der Geſellſchaft in ſeiner höchſten Stärke zeige.

Nachdem wir die Wirkungen des Originalgeiſtes in den verſchiedenen Künſten, beſonders in der Dichtkunſt bezeichnet haben; ſo wenden wir uns ſofort zu derjenigen Periode der Geſellſchaft, welche der Entwicklung dieſes Geiſtes am günſtigſten iſt: und dieſe Periode wird die früheſte und am wenigſten gebildete ſeyn.

Zu behaupten, daß dieſe göttliche Kunſt, welche die größten Anſtrengungen des menſchlichen Geiſtes erfordert, ihre höchſte Vollkommenheit in der Kindheit der Geſellſchaft erreiche, da der Menſch nur eben den Staub der Unwiſſenheit und der Barbarey abgeſchüttelt hat, könnte manchem ungereimt ſcheinen, ob es gleich eine unläugbare Wahrheit iſt; und eine nähere Aufmerkſamkeir wird uns bald überzeugen, daß es ſich eben ſowohl mit der Vernunft verträgt, als durch die Erfahrung beſtätigt wird.

So lange Künſte und Wiſſenſchaften noch in ihrem erſten rohen und unvollkommenen Zuſtande ſind; ſo hat das Genie den größten Spielraum für ſich offen. Vieles kann bemerkt, vieles entdeckt und erfunden werden. Die Einbildungskraft zeigt ſich jedoch überhaupt mit mehr Erfolg in den Künſten als in den Wiſſenſchaften: dort iſt ihr Fortſchritt ungleich raſcher als hier.

So thätig dieſe Kraft in ihren Wirkungen iſt; ſo macht ſie ihre Entdeckungen in den Wiſſenſchaften doch meiſtens nur mit langſamen und abgemeſſenen Schritten. Dieſe ſetzen lange und ſcharfe Unterſuchung voraus, und gewinnen ihre höchſte Vollkommenheit nur im gebildetſten Zuſtande der Geſellſchaft. Auf der andern Seite ſind die Aeußerungen der Fantaſie, ſonderlich in der Dichtkunſt, raſch und ungeſtüm; und erſchwingen ihren höchſten Gipfel mit einmal ſelbſt auf den unterſten Stufen der Kultur. Dieſe Kunſt bedarf keiner langen und ämſigen Anſtrengung, um ihren Erzeugniſſen Reife und Originalität zu ertheilen: ihre erſten unwillkührlichſten Verſuche vereinigen gemeiniglich beydes im höchſten Grade. Die Urſachen dieſer frühen Zeitigung werd' ich ſogleich anführen. Ein Umſtand, der unſre Aufmerkſamkeit verdient, iſt dieſer! daß dieß keinesweges auch bey andern Künſten der Fall, ſondern nur der Dichtkunſt eigen iſt. Mahlerey, Beredſamkeit, Muſik und Bildhauerkunſt erreichen ihre höchſte Ausbildung nur durch wiederholte Uebungen geiſtreicher Künſtler, — ſo wie die Wiſſenſchaften durch wiederholte Nachforſchungen und Verſuche der Weltweiſen: und obgleich, wie wir bereits bemerkt haben, die Einbildungskraft im erſten Falle raſcher wirkt, als in dem letztern; ſo kann ſie doch immer nur gradweiſe an der Vervollkommnung von beyden wirken. Nie that ſich ein großer Mahler, Redner, Tonkünſtler, Bildhauer oder Philoſoph in irgend einem Zeitalter ganz durch ſich ſelbſt hervor, ohne in ſeiner Kunſt oder Wiſſenſchaft ſeinen Vorläufern verpflichtet zu ſeyn. Wollte man einwerfen,

daß

Digitized by Google

daß die Mahlerey in einem einzigen, in Leos X. Zeitalter wieder auflebte, und zum höchſten Grade von Vollkommenheit gebracht wurde, den ſie irgend in neuern Zeiten erreicht hat, ſo antworten wir, daß die damaligen Italiäniſchen Meiſter, ob ſie gleich keine Muſter alter Mahlerey vor ſich hatten, dennoch manche bewunderns⸗würdige Ueberbleibſel griechiſcher und römiſcher Bildhauerkunſt vor⸗fanden, welche ihre Begriffe von Vortreflichkeit in ihrer Schweſter⸗kunſt erhöhten, ihren Ehrgeiz reizten, und ſofort viel zur Vollkom⸗menheit ihrer Werke beytrugen. Künſte und Wiſſenſchaften ſteigen und fallen gemeiniglich mit einander; — ſie ſteigen und fallen — die Dichtkunſt allein ausgenommen, in einem genauen obſchon nicht immer gleichen Verhältniß: bald fliegen ſie ſchneller zum Gipfel der Vollendung empor, bald ſinken ſie langſam herunter, — je nach dem verſchiedenen Grad von Genie und Anſtrengung, womit ſie getrieben werden, in Verbindung mit jenen äußeren Urſachen, die ihre Ausbildung fördern oder verhindern. Doch bleibt es immer merkwürdig genug, daß die Dichtkunſt in den erſten und roheſten Perioden des geſellſchaftlichen Lebens gleichſam durch einen großen Wurf der Natur, in einem Zeitalter, und durch einen Auser⸗wählten auf den höchſten Punkt der Reife getrieben wird, deren der menſchliche Geiſt fähig iſt, — zu einer Zeit, da die übrigen Kün⸗ſte und Wiſſenſchaften nicht ſowohl in einem kläglichen Zuſtande als noch gar nicht vorhanden ſind.

So ſang Homer ſeine Iliade und Odyſſee, da es noch in Griechenland kein einziges gutes Gemälde gab; und Oſſian ſchuf ſeinen Fingal und Temora, da noch keine — weder freye noch mechaniſche Künſte, in ſeinem Vaterlande bekannt waren. . eine wunderbare Erſcheinung, der wir hier näher auf die Spur gehen wollen.

Der erſte Grund liegt vielleicht in dem frühen Zeitalter ſelbſt, und — in der Neuheit der Gegenſtände, welche das Genie betrach⸗tet. Ein Dichter von wahrem Genie, der in einem ſolchen Zeit⸗

alter lebt, gewinnt ſchon hiedurch entſcheidende Vortheile in Anſehung der Originalität ſeiner Produkte. Vielleicht iſt er der erſte, der in dieſer Blüte der Zeit aufſteht, er nimmt mithin das ungetheilte Reich der Fantaſie ohne Nebenbuhler ein. Die bisher verſchloſſenen Goldminen derſelben ſind ihm allein zum Aufgraben überlaſſen: die Schätze, ſo ſie enthalten, werden ſein eigen, mittelſt des Rechts der erſten Entdeckung. Das ganze Syſtem der Natur, das ganze noch unentdeckte Gebiet der Dichtung gehört ihm allein zu, — und hier hebt er ſich die reiche Beute aus, die ſeine Werke verherrlichet, und ſie zu Originalen macht. . Man könnte hierauf mit Grund antworten, daß die Schätze der Natur für die Einbildungskraft unerſchöpflich ſind, daß ihre Geſtalt immer abwechſelnd und immer neu ſey. Aber man kann erwiedern, daß manche dieſer Schätze leichter gefunden werden als andere, weil ſie dem Auge weniger verſteckt ſind; daß manche Naturzüge leichter getroffen werden, weil ſie hervorſtechender bezeichnet ſind. Es konnte mithin nicht fehlen, daß uns nicht der erſte gute Dichter, der dieſe noch nicht entwandten Schätze vor ſich hatte, dieſe noch unentweihten Züge betrachtete, ein ſo auffallendes Gemälde liefern mußte, welches den vollen Namen eines Originals verdiente. . Die Gegenſtände ſo ihn umgeben, haben ferner einen Schein von Neuheit, den ſie in einer gebildetern Periode großentheils verlieren, der aber in der ſeinigen eine Aufmerkſamkeit, Neugier und Verwunderung erregen wird, welche der Entwicklung des Genies ungemein zuträglich ſind, und jenem ſanften Staunen gleichen, welches Milton unſerm Stammvater zuſchreibt:

„Zum Himmel wandt' ich ſchnell mein ſtaunend Auge,
„Und ſah mich lang' im weiten Luftraum um."

— — — — —

— — Jetzt ſchaut' ich rund um mich:

„Da ſah ich Hügel, Thäler, Schattenwälder,
„Den hellen Fall ſanftmurmelnder Gewäſſer.“

Ein ſolcher Menſch blickt ſtaunend um ſich her; jeder Gegenſtand iſt ihm neu, und weckt in ihm Verwunderung und Vergnügen. Da ihm vorläufige Beſchreibungen noch nicht mit den vor ihm liegenden Scenen bekannt gemacht haben, ſo wirkten dieſe mit ihrer vollen Gewalt auf ſein Gemüth, und die Einbildungskraft, durch den Anblick des Großen, Wilden und Schönen in der Natur begeiſtert und emporgehoben, das ihr mittelſt der Sinne zuſtrömt, drückt ihre brennenden Ideen gleichſam unwillkührlich durch kühne und glühende Metafern, durch erhabene, anſchauliche und ſeelenvolle Schilderungen aus. Sogar ein Dichter von gewöhnlichem Geiſte wird in einem ſolchen Zeitalter manche originelle Idee hervorbringen! denn da die Natur in ihrer ganzen Ausdehnung und Manchfalt offen vor ihm daliegt, ſo kann es nicht fehlen, daß er nicht im Hinblick auf ihre grenzenloſen Gefilde, wovon andere noch ſo wenig an ſich geriſſen, manche auffallende andern entwiſchte Züge haſchen ſollte, die ihm im Gewand der Poeſie dargeſtellt, ein Gepräge von Originalität geben können.

Wir merken ferner an, daß die Produkte früherer Zeitalter, wenn ſie uns Naturſcenen darſtellen und eine Lebensart, mit der wir wenig bekannt ſind, und die gegen die unſrige ſehr abſticht, Originale ſcheinen können, ob ſie es gleich nicht ſind, weil die ächten Originale verloren gegangen, wovon ſie blos Nachahmungen waren. So betrachtet man die Komödien des Terenz, weil Menanders Originale, die der römiſche Dichter nachahmte, einige Fragmente ausgenommen, verloren gegangen ſind. Könnten wir die Werke des letztern auffinden, ſo würde der erſtere viel von ſeinem Anſehen verlieren. In ſofern iſt die Vortreflichkeit des poetiſchen Genies in jenen frühern Zeitaltern blos zufällig, und —

daher keineswegeſ verdienſtlich. Sie iſt Folge einer beſondern äuſſern Lage, Wirkung des Alterthums.

Der nächſte Grund, wodurch wir zeigen wollen, warum der Dichtergeiſt in den früheſten Perioden der Geſellſchaft am vollkommenſten ſey, liegt in der Einfalt und Gleichförmigkeit der Sitten, die einem ſolchen Zeitalter eigen ſind.

Die Sitten haben ungleich gröſſern Einfluß auf das Dichtergenie, als man ſich gewöhnlich einbildet. Die Lebenseinfalt, die man unter den meiſten Völkern in ihren Kinderjahren antrift, ſcheint ihm vornehmlich günſtig zu ſeyn. In dieſem Wiegenalter der Natur, da der Menſch eben in die Geſellſchaft tritt, ſind ſeine Sitten, Empfindungen und Leidenſchaften, gleichſam lauter Originale. Sie ſind die ungemiſchten und unverſtellten Eingebungen der Natur, und können daher leichter aufgefaßt und dargeſtellt werden. Der Dichter, indem er ſeine eignen Gefühle ſchildert, bezeichnet zugleich die von andern: denn noch ſind ſich die Empfindungen der Menſchen überall ähnlich und gleichförmig. Ihr Geſchmack, ihre Neigungen und Sitten haben einerley Richtung, und im Durchſchnitt eine und dieſelbe Form. Zärtliche kunſtloſe Liebe, edle Freundſchaft, kriegeriſche Unternehmungen machen die Geſchichte dieſes Alters aus; und der Dichter, der ſie uns berichtet, von ſeinem Vorwurf begeiſtert, wird ſelbſt von dem ganzen Feuer des Liebhabers, des Freundes und des Helden beſeelt. Da die empfangenen Eindrücke warm und lebhaft ſind, ſo werden auch ſeine Gefühle in vorkommenden Fällen Feuer und Erhabenheit haben: ſeine Gemälde werden kraftvoll, ſein Styl wird kühn, hoch, blumenreich, kurz, das Ganze — als Erguß einer glühenden Fantaſie, und eines begeiſterten Herzens, wird durchaus natürlich und original ſeyn.

Ein dritter Grund der obigen Erſcheinung, iſt die glückliche Muße und Ruhe, die mit dem noch ungebildeten Leben verbunden ſind, ſammt den unſchuldigen Vergnügungen, die es zu begleiten pflegen.

Das Genie keimt am liebſten aus dem ruhigen Blumenbeete eines ſolchen Lebens hervor. Ungeſtörter Friede, und ſchuldloſe ländliche Freuden ſind ſeine angebohrne Neigung. Der geiſtreiche Dichter betrachtet und ſchildert dieſe Scenen der Urwelt ſo gerne, die uns die Wonnen des goldnen Alters ins Gedächtniß rufen. Frey von folternder Ehrbegierde, und jenen quälenden Wünſchen, welche den Strom unſers Lebens trüben, durchwandert er mit heiterm und zufriedenem Herzen Fluren und Haine — den Muſen geweiht; oder er durchwallt mit langſam feyerlichen Tritt, in ſüße Gedankenvolle Schwermuth verloren, die Menſchenverlaſſene Einöde, das nackende Ufer, die welke unfruchtbare Heide. In einer ſolchen Lage kann jeder Stof für ihn Quelle zur Begeiſterung werden, — er mag die Schönheit der Natur ſchildern, die er mit Begeiſterung betrachtet; oder den harmloſen Frieden jener glücklichen Tage, welche die Fantaſie mit ſchmeichelnden Vergnügen umfangen. Seine Schilderungen werden voll Leben und Eigenthümlichkeit ſeyn, weil ſie Abdrücke ſeiner eigenen Gefühle ſind. Eine ſolche Lage iſt dem Hirtendichter am günſtigſten, und hat viele Aehnlichkeit mit der des Theokrits, die ſeinen Liedern ſo glücklich zu ſtatten kam, — eine Lage, die überhaupt jeder Art des poetiſchen Genies äuſſerſt vortheilhaft ſeyn muß.

Man denkt vielleicht, daß ich zu viel vorausſetze, und zweifelt, ob der Stand der Unſchuld und Ruhe, von dem wir reden, auf irgend einer Stufe der Geſellſchaft je vorhanden geweſen ſey. Hierauf antworte ich: daß ob uns gleich weder Sagen noch hiſtoriſche Nachrichten hinlängliche Auskunft hierüber geben; ſo berechtigen uns jedoch die wenigen alten Geſänge, die wir in Händen haben, anzunehmen, daß jene Unſchuld der Sitten ſammt der ſie begleitenden Ruhe unter manchen ſo genannten Barbaren in ungleich höherm Grad müſſe vorhanden geweſen ſeyn, als unter irgend einem neuern Volke.

Die letzte Urſache endlich, warum das Dichtergenie ſo früh in ſeiner vollen Reife erſcheint, liegt darin, daß es ſich den Regeln und dem Zwange der Kritik nicht unterwerfen darf, und von der Büchergelehrſamkeit unangeſteckt iſt. Wenn wir Gelehrſamkeit und Kritik als der dichteriſchen Eigenthümlichkeit ungünſtig betrachten, ſo hoffen wir nicht, daß man uns deshalb für Vertheidiger der Unwiſſenheit, der Barbarey und Rohheit halten werde; — ſo wenig als wir jenes ungebildete Alter darum dem gebildeteren Leben vorziehen, weil wir deſſen glücklichen Einfluß auf die Erzeugniſſe der Dichtkunſt gerühmt haben. Die Einwirkung der Gelehrſamkeit und der Kritik auf die Vervollkommnung aller Wiſſenſchaften und Künſte — die Poeſie allein ausgenommen; — und die Vortheile der Kultur in Vermehrung und Verfeinerung der geſellſchaftlichen Vergnügungen ſind zu auffallend, als daß ſie hier angeführt zu werden brauchten. Wir unterſuchen hier blos die Wirkungen der Gelehrſamkeit auf dichteriſche Originalität, und behaupten, daß ihre Abweſenheit eine der Haupturſachen der höchſten Vollkommenheit dieſer Kunſt ſey.

Wir wollen die Wirkungen der Bücherweisheit auf das Dichtergenie näher betrachten. Es iſt wahr, durch Bekanntſchaft mit Büchern wird ein ſolcher Kopf eine große Manchfalt von Begebenheiten kennen lernen, er wird die menſchliche Natur unter manchfaltigen Geſtalten erblicken. Durch Einſammlung der Beobachtungen und Erfahrungen verfloſſener Zeiten, durch die Beyfügung ſeiner eigenen, durch geſundes Raiſonnement aus anerkannten Grundwahrheiten, wird er ohne Zweifel genauere und ausgedehntere Begriffe von den Werken der Natur und Kunſt erlangen, und hiedurch in den Stand geſetzt werden, die Wiſſenſchaften mit neuen Entdeckungen zu bereichern, und manche Kunſt durch Verbeſſerungen zu verherrlichen. Nur in ſeiner eigenen — in der Dichtkunſt, wird er ſich durch dieſes Mittel nie zum Original emporſchwingen; ja, er wird ſtreng genommen, nicht einmal Stoff zur Eigenthümlichkeit

gewonnen haben: denn Begriffe welche aus Büchern d. i. aus andern Köpfen entlehnt ſind, können durch keinerley Verfahren der poetiſchen Scheidekunſt zum wahren Original werden. Nur ſolche Ideen, welche entweder ganz aus dem Geiſte des Dichters empfangen, oder das Reſultat ſeiner eigenen Beobachtungen und unmittelbar aus der Natur gehoben ſind, verdienen eigentlich den Namen wahrer Originale. Ein Dichter welcher Bilder aufnimmt, Umſtände haſcht, die er in den Schriften anderer fand, Karaktere nachahmt, die ſchon von andern Dichtern oder Geſchichtſchreibern gezeichnet ſind, kann nie mit vollem Recht als Original betrachtet werden, wenn er gleich durch Anpaſſung dieſer Bilder und Umſtände, durch Umſchmelzung und Verwandlung dieſer Karaktere nach dem allgemeinen Zweck ſeines Gedichtes eine vorzügliche Einbildungskraft zeigen mag. Um den Namen eines dichteriſchen Originals zu verdienen (wovon wir hier allein ſprechen) muß er z. B. im Heldengedicht Bilder, Zwiſchenumſtände und Karaktere ſelbſt erfinden. Mag er immer wie Homer die Grundlage ſeines Gedichts durch Ueberlieferung haben; das Werk ſelbſt muß durchaus ſein eigen ſeyn. Was können Bücher einem ſolchen Dichter nützen? Um ſeinen Karakter durchaus zu behaupten, verlaſſe er ſich allein auf die Schätze ſeiner eigenen Seele; ſeine eigene bildende Fantaſie geb' ihm jeden Zug aus ihrem ſtrömenden Füllhorn!

Ein ſolcher Originalgeiſt aber iſt äußerſt ſelten, — ſonderlich in neuern Zeiten. Manche der glänzendſten poetiſchen Bilder ſind ſchon gebraucht; manche der auffallendſten Karaktere im menſchlichen Leben ſind ſchon dargeſtellt; manche der ſchönſten Naturſcenen ſchon von ältern Barden geſchildert, weil ſie am meiſten hervorſtachen. Es fällt mithin ihren Nachfolgern immer ſchwerer, Gegenſtände auszuwählen, welche das Auge der Fantaſie noch nicht erſpäht hat, und nur ein höchſt origineller Kopf darf dieß hoffen.

Es giebt verſchiedene Grade dichteriſcher Originalität, und mehrere hervorſtechende Genies, deren es nicht daran fehlte, haben

ſich begnügt, den Altvater der epiſchen Dichtkunſt in einem oder dem andern Umſtande nachzuahmen: vielleicht weil ſie ſich bewußt waren, daß ſie nichts Neues hervorbringen könnten, was ſeinen Hochgeſängen gleich käme; vielleicht aus angebohrner Neigung, ein vortrefliches Vorbild nachzuahmen, daß ſie bewunderten und das durch den einſtimmigen Beyfall aller Zeitalter ſo ehrwürdig geworden war; vielleicht auch, weil es wirklich höchſt ſchwer fällt, im Gebiete des Heldengedichts nach ihm ganz original zu ſeyn. . So nahm Virgil manche Epiſode, und manches Hauptbild des Mäoniden herüber; Taſſo ahmte ſichtbar manche ſeiner Karaktere nach, und nutzte auffallend ſeine Gleichniſſe; und ſelbſt der göttliche Milton verſchmähte es nicht, dieſen König der alten Dichter in einigen Fällen nachzuahmen, — in Fällen wo ſein eigener Genius — ſich ſelbſt überlaſſen, und unbekannt mit den Werken Homers, ſicher den Griechen erreicht haben würde. Ein Beyſpiel dieſer Art finden wir zu Ende des vierten Geſangs im verlornen Paradies, wo Satan, da er ſich eben zum fürchterlichen Zweykampf mit ſeinem Gegner rüſtet, plötzlich entflieht, weil er gewahr wird, daß eine der Wagſchalen, welche vom Himmel herabhiengen, ſteige; und ſich daraus einen unglücklichen Ausgang weiſſagt. Durch dieſen kühlen Ausweg, welchen der Dichter beym Homer fand, wo Kronion Hectors und Achills Schickſale in ſeiner goldenen Wage abwiegt, wich Milton dieſem fürchterlichen Kampfe aus, opferte eine wirkliche Vortreflichkeit einer unglücklichen Nachahmung auf, und äffte die geſpannte Erwartung des Leſers. Hätte der Dichter die Iliade nicht gekannt, ſo würde ihn ſein eigener Geiſt gewiß getrieben haben, uns die mächtigen Kämpfer im ſchrecklichen Gefechte zu ſchildern; aber Hang zur Nachahmung eines ſo geprieſenen Muſters, hielt hier die Glut ſeiner eigenen Fantaſie zurück. Dieß einzige Beyſpiel iſt hinreichend, uns die Wirkung der Lektüre auf das dichteriſche Genie zu zeigen, deſſen Kraftäußerungen in manchen Fällen wohl durch ſie unterdrückt,

Digitized by Google

in keinem aber befördert werden *). Ein Dichter aus dem frühern Zeitalter hingegen, der wenige oder gar keine Muſter vor ſich hat, wird weit weniger in Nachahmung verfallen, die für uns ſo ſchwer zu vermeiden iſt; er wird dem Ungeſtüm ſeines Genius vollen Raum laſſen, und um ſo origineller ſeyn, je mehr ihm prometheiſches Feuer zu Theil ward. Unſtreitig haben die frühern Dichter in dieſer Rückſicht große Vortheile vor den neuern. Eine andere Wirkung der Gelehrſamkeit iſt, daß ſie den Geiſt des Dichters beſchwert und überladet. In der That ſcheint ſie dieſe Wirkung auf jeden zu äußern, der ſeine zerſtreuten Materialien nicht geordnet, durch eigenes Nachdenken nach Youngs Ausdruck den Wörtertaig nicht in abgeſonderte Formen geknetet hat. So geordnet dieſe Materialien aber auch ſind, ſo ſehr dieſe Geiſtesnahrung verdaut ſeyn mag; ſo wird das Genie doch öfters Unannehmlichkeiten damit verbunden finden. Denn da niemand verſchiedenartige Dinge zugleich aufzufaſſen vermag, ſo werden ſeine Seelenkräfte nicht ſelten unter dem Gewichte ihrer eigenen Vorſtellungen ſammt dem Nachzuge der Bücherideen erliegen. . Der wahre Dichter bedarf mithin ſehr ſelten der ſchwachen Beyhülfe der Gelehrſamkeit: er iſt Selbſtgelehrter. Er tritt gleichſam in ſich vollendet in die Welt. Die Natur

*) Shakeſpear, der große Landsmann des Verfaſſers hat es durch ſeine hiſtoriſchen Schauſpiele auffallend bewährt, daß ſelbſt das originellſte Genie durch Bücher bisweilen in ſeinen Wirkungen nicht nur nicht gehindert, ſondern in manchen Fällen ſichtbar genährt, und zu Bildungen geleitet werden könne, die es ohne ſie nie hervorgebracht hätte. Alle Karaktere aus der römiſchen und brittiſchen Geſchichte hat Shakeſpear treulich beybehalten, wie er ſie in ſeinem überſetzten Plutarch und in ſeinen Kroniken fand, ohne der Eigenthümlichkeit ſeiner Bearbeitung dadurch das geringſte zu vergeben. Wahr iſt es: Vieles Leſen verleitet zur Nachahmung, und benimmt uns den Muth, ſelbſt Originale zu ſeyn Aber eben ſo gewiß kann uns oft ein einziges Buch einen Stoß beybringen, der die glücklichſten und originellſten Wirkungen zur Folge hat.

Digitized by Google

giebt ihm den Stoff zu ſeinen Produkten; ſeine Sinne ſind die Handlanger; die Einbildungskraft, gleich einem treflichen Baumeiſter, bewacht und lenkt das Ganze. *Sie* giebt die Materialien her, und führt das Werk auf; Dinge die nicht ſind, ruft ſie ins Leben, und ſchaft und bevölkert Welten aus ſich ſelbſt *). Man begreift hieraus, daß der dichteriſche Originalgeiſt, der ſolche angebohrne Schätze beſitzt, der Bücherweisheit nicht bedarf, wodurch er wohl überladen, aber nicht eigentlich bereichert wird. Mag immer das Hauptverdienſt gewöhnlicher Schriftſteller darin beſtehen, daß ſie die Gedanken *anderer* ordnen und darſtellen; der große Dichter wird uns immer nur ſeine eignen Ideen darlegen.

Wir merkten ferner an, daß die Befreyung von den Regeln und dem Zwange der *Kritik* gleichfalls vieles zur Entwicklung des Dichtergenies in den frühern Zeitaltern beygetragen. Jeder Originalkopf, beſonders der dichteriſche ſchmachtet nach Freyheit, verabſcheut die Feſſeln der Kritik, und behauptet das Vorrecht freygebohrner Söhne der Natur, das er nie ohne den äußerſten Widerwillen verläßt. Ein ſolcher Geiſt kennt kein Geſetz, richtet ſich nach nichts als nach ſeinem eigenen freywilligen Antrieb, dem er Führerlos, ohne Furcht vor Kunſtrichtern gehorcht. Bekanntlich ward die Kritik nicht eher in ein Syſtem gebracht, als bis *Ariſtoteles* aufſtand, dieſer durchdringende methodiſche Kopf, der ſeine Poetik nicht aus ſeiner Fantaſie

*) Dieſe Stelle gäbe einen herrlichen Wahlſpruch für unſre neuen Dichterlinge ab, die ſich nicht einmal in der deutſchen, geſchweige in der alten klaſſiſchen Litteratur umgethan haben. Einmal tritt aber Duff hier, wie geſagt, einer wohlgeordneten Gelehrſamkeit wirklich zu nahe, verwirft ſie allzu *unbedingt*; und dann ſpricht er hier vom großen gebohrnen Dichtergenie! —

„Der hat gar guten Frieden
„Wem Gott ſolch Ding beſchieden!“

Digitized by Google

nahm, ſondern ſie mit großem Scharfſinn aus den Werken des Homers, Aeſchylus, Sophocles und Euripides ableitete.

Wir wollen hier den wahrſcheinlichen und natürlichen Wirkungen etwas näher nachgehen, die eine ſtrenge Anhänglichkeit an den Regeln der Kritik bey dem Dichtergenie hervorbringen wird. Zuerſt ſpringt ins Auge, daß die Kritik die Aufmerkſamkeit an künſtliche Regeln fettet, und den Geiſt vielleicht gerade zu einer Zeit zur Beobachtung derſelben herabzieht, da er ſich ausdehnte, und eine groſe weitreichende Idee umfaßte, die er jetzt, obgleich mit größtem Widerwillen, aus Furcht vor ihr verlaſſen muß. Auf dieſe Weiſe wird die regelloſe aber edle Kühnheit der Fantaſie gehemmt, die göttliche Glut des Genies wenn nicht ganz ausgelöſcht doch ſehr gedämpft, und manche trefliche Stelle, einem ſchulgerechten Plan, einer regelmäßigen Ausführung aufgeopfert *).

Der Leſer beſinnt ſich, daß hier nicht die Frage iſt, ob die Kritik im Ganzen genommen einem Schriftſteller von Geiſt ſo weit nützlich ſeyn könne, daß ſeine Werke dadurch an Vollkommenheit und Genauigkeit gewinnen, ſondern was ſie bey dem wirklichen Originalgenie für beſondere Wirkungen hervorbringe. Ich bin weit davon entfernt, jene Regeln einer guten Schreib-

*) Es kommen hier verſchiedene Stellen vor, die auf der äußerſten Linie zwiſchen Wahrheit und Irrthum ſchwindeln. Ohne Plan und überlegte Anordnung bringt ſelbſt das größte Genie nur eine ſchöne Wildniß hervor. Freylich ſang Homer vor Ariſtoteles; Oſſian vor Horaz, Boileau, Pope; Aeſchylus vor Longin; Shakeſpear vor Home und Gerard: aber wieviel Geiſter dieſer Art zählt die Welt? Sie waren Geſetzgeber ihrer Kunſt, ſchöpften unmittelbar aus dem Quell der Natur, und verloren ſelbſt da nur höchſt ſelten ihren Plan aus dem Geſicht, wo ihr Genie in den wildeſten Flammen aufzulodern ſcheint. Wir haben nun in allen Zweigen der Dichtkunſt ſo große Muſter, daß ſelbſt ein Homer unſrer Zeit entweder ſich im allgemeinen nach ſelbigen richten, oder eine ganz neue *Dichtungsart* erfinden müßte, wenn er ſich durchaus an keine Kunſtregel kehren, oder in dem Sinne *original* ſeyn wollte, wie es Duff wünſcht.

art verwerfen zu wollen, die eine geſunde Urtheilskraft und genaue Prüfung über die verſchiedenen Arten der Kompoſition aufgeſtellt hat, — ein Vorhaben, welches ohnehin eitel ſeyn würde. Im Gegentheil heg' ich alle Achtung für jene Geſetze des Vortrags, welche geſunde Vernunft, und das übereinſtimmende Urtheil aller Zeiten für wichtig und unverletzlich erachtet haben. Andere und gemeinere Vorſchriften aber, ſo bindend ſie für gewöhnliche Köpfe ſeyn mögen, kann ich für nichts anderes als für unnütze Feſſeln des Genies halten, denen man es mit Unrecht, und nicht ſelten auf eine lächerliche Weiſe unterworfen hat. Kühn ſchüttle es dieſe entehrenden Bande von ſich ab, ſo oft es ſeine Wirkungen dadurch gehemmt fühlt, und durch ihre Zurückſetzung einen ungewöhnlichen Grad von Vortreflichkeit erreichen kann.

Die angeführten Gründe ſcheinen es nun ſo ziemlich zu erklären, warum frühere ungebildetere Zeitalter den dichteriſchen Originalen am günſtigſten ſind. Unglücklicherweiſe läßt dieſe Wahrheit keinen vollſtändigen Beweis aus vielen einzelnen Beyſpielen zu, denn nur ſehr wenige Gedichte alter Völker, unter denen wir allenfalls Originale erwarten könnten, gelangten durch all die Ungewitter und Umſchwünge der Welt bis auf unſre Zeit. Die meiſten Werke des Genies und der Kunſt ſind untergegangen im allgemeinen Schiffbruch der Reiche, und wir können nur von der geringen Anzahl der Uebergebliebenen einen Schluß auf den Werth der verlornen machen. Inzwiſchen wird unſre Behauptung ſchon durch die Werke Homers und Oſſians ohne anderweitige Beyſpiele, hinlänglich beſtätiget.

Wir behaupten nun weiter, daß das Dichtergenie in einem verfeinerten Zeitalter ſelten in ſeiner höchſten Vollkommenheit erſcheine, und wollen einige Gründe davon anführen.

Digitized by Google

Shakeſpear iſt unter den Neuern der einzige Schriftſteller (wiewohl ſein Zeitalter mit dem unſrigen verglichen eben nicht ſehr neu iſt) den wir in Anſehung der Originalität neben den erwähnten alten Barden aufzuſtellen wagen dürfen. In der Erhabenheit des Genies ſteht zwar Milton unter keinem von allen; doch kann man ihn nicht ſo ganz original nennen wie jene, da er der heiligen Schrift manchen wichtigen Zwiſchenumſtand, manche erhabene Geſinnung in ſeinem verlornen Paradies ſchuldig iſt; nicht zu gedenken, daß er in einigen Stellen ſichtbar den Vater der Dichtkunſt nachgeahmt hat. Was unſern Shakeſpear betrift, ſo iſt er, wenn man ihn unter die Neuern zählt, in jedem Betracht eine einzelne Ausnahme, obgleich ſein Genie ſo äußerſt regellos war, und ſo verſchieden von jedem andern Sterblichen — cui nihil ſimile aut ſecundum — daß man von ihm keinen Grund hernehmen kann, unſern Satz umzuſtoßen, weil ſich ſein großer feſſelloſer Geiſt vermuthlich zu jeder Zeit und in jeder Zone eben ſo gewaltſam hervorgethan haben würde. Aeußere Umſtände, wenn ſie gleich auf gewöhnliche Geiſter den größten Einfluß haben, hätten auf einen Shakeſpear nie ſo ſtark wirken können. Doch muß man unſrer Zeit die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß wenn ſie auch keine ſo vollſtändige Originale wie die erwähnten hervorbrachte, — wovon der Grund vielleicht in dem Einfluß der gegenwärtigen geſellſchaftlichen Periode liegt; ſo hat ſie doch manchen ſchönen und mitunter erhabenen Dichtergeiſt gebohren, der auf ſeiner eigenen nicht geringen Stufe von Eigenthümlichkeit ſteht, und dergleichen man in neuern Zeiten ſehr wenige findet. Die Namen eines Young, Gray, Ogilvie, Collins, Akerſide und Maſon zieren nicht nur unſer Zeitalter, ſondern werden auch ohne Zweifel ehrenvoll auf die Nachwelt kommen *). Da man aber überhaupt zugeben muß, daß

*) Wer unſre Deutſche Literatur auch nur nach der Oberfläche kennt, dem braucht man es nicht erſt zu ſagen, daß wir den angeführten engliſchen Dichtern nicht nur Parallelen entgegen zu ſtellen haben, ſondern jedem

Digitized by Google

ſich den angeführten Fall ausgenommen, in neuern Zeiten nie ſo vollkommene Originale hervorgethan haben, wie in den frühern Weltaltern; ſo iſt es der Mühe werth, den Grund dieſer Erſcheinung näher zu unterſuchen.

Wenn wir mit einigem Erfolg den Gründen nachgeſpürt haben, warum ſich der Dichtergeiſt in den früheſten Zeiten am originellſten zeige, ſo werden vermuthlich umgekehrt die Urſachen ſeiner ſeltenen Entwicklung in gebildeteren Perioden die entgegengeſetzten der vorigen ſeyn. Der erſte Grund dieſer Erſcheinung liegt daher ſichtbar in dem Nachtheil, daß unſre Dichter das Gebiet der Fantaſie durch ihre ältern Brüder ſchon eingenommen finden. Der Originalkopf bahnt ſich zwar überall ſeinen eigenen Weg, aber man muß geſtehen, daß dieß immer ſchwerer wird, je größer und häufiger ſeine Vorläufer ſind. Wir fügen zu den obigen Betrachtungen hierüber nur noch die Bemerkung, daß ein neuerer Dichter, wenn er in Anſehung der Originalität den berühmten Alten mit Recht an die Seite geſetzt zu werden verdient, in Hinſicht der Schwierigkeiten, die er zu bekämpfen hat, noch auf größere Ehre als ſie ſelbſt Anſpruch machen könne.

Wir haben die Einfalt und Feſtigkeit alter Sitten als eine andere Urſache früherer Originaldichter betrachtet. Eben ſo merken

einzelnen vielleicht zwey gegenüberſtellen können, wovon jeder dem Britten den Rang ſtreitig machen könnte. . . Wundern muß man ſich übrigens, wie Duff unter ſeinen neuern Landsleuten Originalität vermiſſen kann, da der von ihm angeführte Young und die nicht angeführten Sterne und Fielding im höchſten Sinn Originale ſind; und da meiſterloſe Eigenthümlichkeit überhaupt den Britten unter den neuern Nationen ſo hoch auszeichnet. Auch hierin würden wir ihm ſicherlich nicht weichen, wenn unſre Verfaſſung nicht originellen Karakteren ſo ungünſtig wäre, und wenn es der Deutſche wie jener mehr wagte, ſeine Eigenheit gleichſam hervorbrauſen zu laſſen. Vergebens ſucht der Dichter Originale darzuſtellen, wenn er ſie im Leben nicht findet, wenn er jeden Stand nach einerley Modell zugeſchnitten ſieht.

wir auf der andern Seite an, daß die Verſchiedenheit und Unbeſtimmtheit, und äußerſte Verfeinerung neuerer Sitten der Eigenthümlichkeit nothwendig Eintrag thun müſſe. Wo die Verſchiedenheit der Sitten sehr groß iſt, da wird es immer ſchwer, hervorſtechende Züge auszuheben und zu ſchildern. Wo Verwirrung herrſcht, da kann das Genie leichtlich in ihren Wirbel hineingezogen werden: und wenn gleich die Verfeinerungen der Ueppigkeit und des Vergnügens, welche unſer Zeitalter auszeichnen, — geſchickt ſind, die mechaniſchen und zum Theil die freyen Künſte zu verbeſſern; ſo ſind ſie doch den beyden erhabenſten unter ihnen, der Dichtkunſt und Beredſamkeit ſehr ungünſtig. Uebertriebene Ueppigkeit iſt in der That der Bildung des Genies eben ſo nachtheilig als der Entwicklung der Tugend. Sie entmannt den Geiſt, verderbt das Herz, und unterdrückt allmählig jene raſtloſe Uebung aller Seelenkräfte, wodurch allein volle Vortreflichkeit errungen werden kann. Die goldne Frucht der Dichtkunſt insbeſondere reift weder im ununterbrochenen Sonnenſchein, noch im beſtändigen Schatten. Sie verſchmachtet eben ſo wohl unter der ſengenden Hitze eines Sommernachmittags, als ihre Knospen unter den feuchten Dünſten und dem ſchneidenden Hauch des Winterhimmels verſchrumpfen. Kaum kann die Armuth dem dichteriſchen Genie ſchädlicher ſeyn als ſtrömender Ueberfluß. Jene drückt ſeine erſten aufſtrebenden Verſuche mit einmal zu Boden, dieſer verzehrt langſamer doch eben ſo gewiß ſeine Kräfte, und löſt ſie auf in Schwelgerey und Wolluſt. Es liegt viel wahres in den Ausſpruch Karls IX von Frankreich, obgleich die Vergleichung etwas drollig klingt: „Poetae et equi alendi, non ſaginandi.“ (Poeten und Pferde muß man nähren aber nicht mäſten). Die wünſchenswertheſte Lage für einen Dichter iſt der Mittelſtand. Er ſoll weder in der Fülle des Ueberfluſſes ſchwelgen, noch den drückenden Mangel der Dürftigkeit fühlen, ſondern jener ſüßen Muße und Unabhängigkeit genießen, welche zu noth-

wendig ſind, um die Blüten des Genies in ihrer höchſten Schönheit hervorzulocken *).

Den dritten Grund der größern Fruchtbarkeit früherer Zeitalter an poetiſchen Originalen ſetzten wir in die Muße und Ruhe, die ſo natürlich damit verbunden zu ſeyn pflegt. Eine neue Urſache mithin, warum ſie ſich in neuern Zeiten ſeltner zeigen, liegt gerade in der entgegengeſetzten Betriebſamkeit und Hitze, in der Eilfertigkeit und dem Geräuſch, das durch die wechſelsweiſen Beſtrebungen, und das ſich durchkreuzende Intereſſe der Menſchen erzeugt wird. Wie die Stimme des Gewiſſens oft durch das Geſchrey ſtürmiſcher Leidenſchaft übertäubt wird; ſo wird nicht ſelten die Flamme des Genies durch die immer regen und raſtloſen Sorgen des thätigen Lebens erſtickt. Der bedorrte Pfad des Ehrgeizes, und ein auslendes anhaltendes Jagen nach Gewinn ſind ſeinem angebohrnen Feuer, obgleich nicht in gleichem Grade, äußerſt zuwider. Jene verurſacht Zerſtreuung, Ermüdung und Aengſtlichkeit; dieſer eine gänzliche Niederdrückung der Fantaſiekräfte. Der eine verführt, der andere zerſtört das Genie. Kaum wird man es je in einem hohen Grade mit dem Geiz vereinigt finden. Selten läßt es ſich zu den ſklaviſchen Bemühungen nach Reichthum herab, um den es ſich überhaupt ſehr wenig bekümmert, und deſſen heiſſe Begierden ſich ſo gar nicht mit ſeiner Würde zu vertragen ſcheinen. Der Ehrgeiz aber

*) Es iſt eine ſonderbare Bemerkung, daß etliche unſrer deutſchen Dichter ihre beſten Produkte in Elend und unter dem Drucke der Dürftigkeit und ganz fremdartiger Geſchäfte hervorbrachten, — die wie die überfütterte Nachtigall verſtummten, ſobald ſie in eine gemächlichere Lage kamen. . . Doch darf man ſich nicht lange beſinnen, um auch bey fremden Völkern auf ſolche Beyſpiele zu ſtoßen — und die Erſcheinung läßt ſich vielleicht gar aus der Phiſiologie oder Diätetik befriedigend genug erklären. — Leider aber iſt Duffs Schlußbemerkung, daß der Dichter einer Art von Unabhängigkeit und Sorgenfreyheit genießen müſſe, nur allzugegründet und wie mancher herrliche Kopf unter uns iſt untergegangen, weil ihm dieſe beiden wichtigen Erforderniſſe fehlten??

aber hat Reize genug, das Genie zu verführen. Oefters ſchon hat es ſich Ehre und Macht zum Ziel geſetzt, öfters ſchon iſt es dadurch im Laufe ſeiner Wirkſamkeit aufgehalten worden, daß dieſe die Seele zu Beſtrebungen verleiteten, welche Ungemach und Verlegenheit zur Folge hatten. Das wahre Genie, entfernt vom Geräuſch und vom Getümmel geſchäftiger Sorgen, fliegt zur reinſten Höhe empor; in den Thälern ländlicher Ruhe entfalten ſich alle ſeine üppigen Schätze. . Ganz anders verhält es ſich in der verfeinerten Geſellſchaft, und im Gedränge des Menſchenlebens. Hier ſtößt es auf manche Hinderniſſe, die ſeinen Fortgang aufhalten, ſeine Entwürfe fällen. Den Angriffen der Bosheit und des Neides ausgeſetzt, ſinkt es nur zu oft unter den Streichen unverdienter Verläumdung; oder es verwickelt ſich in jene eiteln Beſtrebungen, die die Ruhe des Menſchen untergraben; ſein Feuer verzehrt ſich auf der ſtürmiſchen Laufbahn der Ehre, ſeine Kräfte gehen unter im bodenloſen Abgrund der Sinnlichkeit.

Den letzten Grund unſers Satzes fanden wir in der Abweſenheit der Büchergelehrſamkeit, in der Befreyung von den Regeln der Kritik. Bekanntſchaft mit Gelehrſamkeit und Kritik, die ſich in neuern Zeiten ſo ſehr verbreitet hat, muß folglich dem dichteriſchen Originalgeiſt in gleichem Maaße hinderlich ſeyn. Da wir ihre Wirkung im erſten Theil dieſes Abſchnitts bereits hinlänglich betrachtet haben; ſo ſchließen wir hier mit der Bemerkung, in der ſich das vorhin geſagte wie in einem Brennpunkt ſammelt. Wenn gleich nemlich unſre Fortſchritte in der Gelehrſamkeit, in der Kritik und Aufklärung vieles dazu beytrugen, die Kräfte und das Gebiet der Vernunft weiter zu entwickeln und auszudehnen, wenn ſie gleich den Menſchen richtiger denken, ſeine Gedanken beſtimmter ausdrücken lehrten, wenn ſie gleich überhaupt den glücklichſten Einfluß auf Künſte und Wiſſenſchaften hatten, indem ſie durch Ueberlieferung der Erfindungen, Beobachtungen und Entdeckungen früherer Zeiten, den Weg zu künftigen Erfindungen erleichterten: ſo hat dennoch die

Originaldichtkunſt — eine Kunſt, wobey Fülle und Schöpferkraft des Geiſtes die einzigen Erforderniſſe ſind, — durch die erwähnten Urſachen mehr gelitten als gewonnen, und ſie wird größtentheils nur in den früheſten und ungebildeten Perioden des geſellſchaftlichen Lebens zur höchſten Vollkommenheit ausreifen.

Zuſatz.

Der Trieb zur Nachahmung iſt der menſchlichen Natur ſo tief eingepflanzt, daß er faſt allein ſchon hinreicht, die Erſcheinung zu erklären, womit ſich der obige Abſchnitt beſchäftigt. Vortrefliche Muſter wirken ſo ſtark auf unſer Gemüth, daß, wenn wir gleich auch ohne ſie fähig geweſen wären, ihnen ähnliche Originalwerke gegenüber zu ſtellen, wir dennoch ſelbigen unſre Eigenthümlichkeit aufopfern, weil wir verzweifeln, ſie auf einer ganz neuen Bahn zu erreichen. Hätte Shakeſpear die griechiſchen Tragiker gekannt, ſo würde ſein Genie keinen Timon, keinen Macbet, Hamlet, Lear hervorgebracht haben.

Young, ſelbſt ein großer Originalgeiſt, ſagt in ſeiner Abhandlung über dieſes Thema: „Jeder Menſch iſt als Original gebohren, und nur eine unſre Freyheit entehrende Nachahmungsſucht macht die meiſten als Kopien ſterben.“ Und weiter unten: „Bey unſrer Erziehung und ganzen Bildung, bey unſerm Unterricht, unſern Univerſitäten und Staatsverfaſſungen wird der Funken von Eigenthümlichkeit in uns vollends recht muthwillig erſtickt. — — — Nur durch Hineinblicken in uns ſelbſt, und daraus fließende Achtung für unſern eigenen angebohrnen Werth können wir unſre knechtiſche Furcht vor großen Beyſpielen bannen, die Heerſtraße der Nachahmer verlaſſen, und unſre eigene von der Natur uns angewieſene Bahn auffin-

Digitized by Google

den. — — Wir kennen uns eben ſo wenig als die Auſter ihre Perle.“

Wenn ein Britte ſeinen Landsleuten, — einem Volke, das unter allen Neuern unſtreitig am meiſten Originalität beſitzt, dieſe Wahrheiten nicht oft und nicht nachdrücklich genug vorhalten kann; welche Sprache iſt kräftig, welcher Ausdruck einſchneidend genug, um ſie dem Deutſchen fühlbar zu machen? — Dem Deutſchen, dem die Natur ſo große Anlagen zur Eigenthümlichkeit verliehen hat: der ſich aber leider! ihrer ſchämt, und nicht ſatt wird, den Franzoſen und Britten nachzuſtümpern. Wie fruchtbar iſt unſre ältere Geſchichte an großen ganz originellen Karakteren? Wie Mondbeglänzte Felſen ragen Herrmann, Karl der Große, Otto der Große, Heinrich, Rudolf der Habſpurger, Friedrich der Große aus unſern vaterländiſchen Hainen empor, und trotzen dem Ausland! — Wie fruchtbar iſt das Zeitalter der Reformation an großen und ganz eigenen Karakteren und Schriftſtellern! Welches Volk kann einen Originalgeiſt aufweiſen wie Luther? Luther, der der ganzen religiöſen und ſittlichen Verfaſſung ſeines Jahrhunderts eine ganz neue Bahn eröffnet hat? — Und wie zeichnet ſich unſre ältere Litteratur überhaupt durch die kühnſten Originalſchriftſteller aus, denen blos unſre Sprache fehlte, um ihre furchtſamen Enkel zu verdunkeln? Wer denkt hier nicht an einen Sebaſtian Brand, einen Dürer, Hans Sachs, Hutten, Fiſchart, Burkard Waldis, Opiz — Köpfe, denen wir an Originalität kaum zwey bis drey aus unſrer Zeit entgegenſtellen können. . Unter unſern neuern und neueſten klaſſiſchen Dichtern herrſcht eine Aengſtlichkeit, eine Armuth und Eigenheit, als ob der Quell der heiligen Natur ganz verſiegt wäre. Klopſtock macht eine ſtaunenswürdige Ausnahme. Wenn auch Milton ſeinem Genie den erſten Stoß gegeben hat; ſo entdeckte er doch früh genug ſeine eigenen Schätze; erfand ganz neue Formen, erfand den

Digitized by Google

gröſten Theil ſeines Stoffs, erfand Situationen, die noch in keines Menſchen Herz gekommen ſind, harrte aus bis ans Ende in ſeinem Sonnenflug, und neigte ſich ſo wenig zur Gebrechlichkeit ſeiner Zeit herab, als ob er ſein göttliches Gedicht nur den unſichtbaren Geiſtern vorgeſungen hätte, die ihn in den Stunden der Weihe umſchwebten. Außer Klopſtock haben Kleiſt, Gerſtenberg, Claudius, Göthe, Bürger kühn und ohne ein merkbares Vorbild geſungen. Sie machen uns ihre Kunſt über der Natur beynahe vergeſſen, die ſie mit Feuerzügen unſerm Auge darſtellen; ſtatt daß wir auch bey dem feinſten Nachahmer nicht ſelten über ſeiner Kunſt die Natur aus dem Auge verlieren. Wie mancher Dichter außer ihnen hat es an einzelnen Stücken hinreichend gezeigt, daß er ein Original hätte werden können, wenn er Muth genug gehabt hätte, ſein Vorbild zu verlaſſen, und einzig den Eingebungen ſeines Genies zu folgen?

Und ſo träfe dann Youngs Bemerkung unter uns Deutſchen mehr als unter ſeinen Landsleuten zu: daß Erziehung, Unterricht, Beyſpiel, Bücher, Verfaſſung, und knechtiſche Furcht vor der Geiſſel einer ſelbſt nachahmenden Kritik — und nicht Mangel an ſelbſtſtändigem Genie Urſache ſey, warum die heſperiſche Frucht der Eigenthümlichkeit ſo äußerſt ſelten unter den Neuern gedeiht.

Schubart.

Digitized by Google

V.

Bemerkungen auf einer Reiſe von Jena nach Altenburg, Dresden, Königſtein und Meißen.

Man macht die Reiſe von Jena nach Dresden gewöhnlich über Naumburg, Leipzig und Meißen. Denn man findet hier nicht nur einen vorzüglich guten und gebahnten Weg, ſondern kann zugleich auch Leipzig mit beſehen. Da wir aber zu unſerer Reiſe die beſte Jahrszeit, nämlich die Monathe May und Junius gewählt hatten, und daher überall auf gute Wege ziemlich ſicher rechnen konnten; ſo'gingen wir von Jena über Gera und Altenburg auf einer etwas kürzern und geradern Straße nach Dresden, als die über Leipzig iſt. Wir muſten hier zwar, wie man uns vorher geſagt hatte, oft bergauf, bergab reiſen, und manches tiefe Thal, manchen anſehnlichen Berg paßiren; aber im übrigen waren die Wege gut und trocken. Die Gegenden, durch welche unſere Reiſe ging, waren ganz vorzüglich ſchön, und ich habe ſie in Deutſchland kaum ſchöner geſehen. Auch reizten die merkwürdigen Oerter, welche wir geſehen haben, unſere ganze Aufmerkſamkeit. Daher war mir dieſe Reiſe eine der angenehmſten und intereßanteſten, die ich je gemacht habe.

Sobald wir Jena verlaſſen hatten, ging unſer Weg in einem ziemlich engen, ſehr anmuthigen Thale zwiſchen zwey langen hohen Bergen, nämlich dem Hausberge zur Rechten, und dem Genſichtberge zur Linken hin. Beyde, beſonders der zur Linken, ſind, — wie faſt alle Berge, welche das reizende Thal von Jena umgeben — an ihrem Abhange, oder an der Berglehne, mit Gärten oder Gartenhäuſern, Weinbergen, kleinen Gebüſchen und Kornfeldern geziert, auf ihrer Spitze aber mit Ruinen von alten Schlößern, mit nackten Felſenſtücken, oder mit einzelnen Gebüſchen von Nadelholz und anderm Gehölze bekränzt, und geben durch ihre Mannichfaltigkeit dem Auge eine ſehr unterhaltende Anſicht. Auf dem Hausberge ſieht man einen alten Thurm, der Fuchsthurm genannt, von welchem man die umliegende herrliche Gegend größtentheils überſehen kann. Nach und nach hebt ſich der Weg, geht an den Berg zur Linken hinan, und die Ausſicht wird immer freyer, mannichfaltiger und ſchöner. Man erblickt nun das Weimarſche Städtchen **Bürgel** in einer romantiſchen Lage, theils auf einem ziemlich hohen Berge, theils in einem buſchigten Thale, welches ſich in einem halben Cirkel um den Berg herumzieht. Dies Städtchen, welches nach Leonhardi *) 208 Häuſer und 1092 Einwohner hat, iſt einer vorzüglichen Töpferfabrik wegen merkwürdig, welche Jena und die ganze umliegende Gegend mit Töpferarbeit verſiehet. Der Weg geht nicht weit von dieſem Orte vorbey über **Thal-Bürgel**, wo ehedem ein Benedictinerkloſter war, das jetzt

*) S. Leonhardi Erdbeſchreibung von Sachſen, 2ter Band. Seite 779. Wir hatten oft Gelegenheit, durch genaue Nachfrage an Ort und Stelle uns von der Richtigkeit und Genauigkeit dieſes Werks immer mehr zu überzeugen.

in ein Herzogliches Amt verwandelt iſt. Dies ehemalige Kloſter iſt es eigentlich, wovon nach Hrn. Nicolais Erzählung *) der vormalige Königl. Preuß. Bibliothekar Pernetti Abt in partibus infidelium war.

Von Thalbürgel muſten wir einen hohen Berg hinan, von welchem man die herrlichſte Ausſicht mehrere Meilen weit auf die bey Jena liegende, und auf viele andere, beſonders auf die an der Saale hinlaufende Berge hat. Um die Schönheit dieſer Ausſicht und der ganzen Gegend deſto beſſer zu genießen, machten wir den Weg bergan zu Fuße, und ließen unſern Wagen voranfahren. Bürgel präſentirt ſich von hier ungemein ſchön, beſonders das daneben liegende Thal, welches mit allerley Gehölz, mit Obſtbäumen, Gärten, an der öſtlichen Berglehne aber mit vielen Pflaumenbäumen beſetzt iſt, und von der Induſtrie in hieſiger Gegend vortheilhafte Begriffe giebt. Man ſieht hier eine Menge Dörfer, und außer Bürgel auch noch in der Ferne die kleine Stadt Eiſenberg.

Nachdem wir den Berg erſtiegen hatten, näherten wir uns einem großen Fichtenwalde, worin unſer Weg eine ganze Weile ſehr angenehm fortging. Die hier vermiſcht durcheinander ſtehenden hohen Fichten und Kiefern, worunter ſich zuweilen die ſchönern Tannen, ſo wie Eichen und Birken zeigen, verurſachen durch ihre verſchiedenen dunkel- und hellgrünen Farben eine ſehr angenehme Mannichfaltigkeit. Mitten in dieſem Walde kömmt man auf das Altenburgiſche Dorf Weißenborn, welches theils auf Anhöhen, theils am Abhange derſelben zwiſchen den Fichten, theils in einem Thale an einem hellen Bache liegt. Hier ſahen wir faſt vor allen

*) S. Nicolais Reiſen 1 Band S. 46.

Thüren und in allen Häuſern Beweiſe von der Induſtrie der Einwohner, welche allerley hölzernes Geräthe, z. E. Leitern, Tragbahren, Mulden, hölzerne Löffel und dergl. verfertigen, und es bis nach Halle, ja noch weiter hin, verfahren.

Von hier kömmt man durch abwechſelnde Waldungen und Kornfelder nach Köſtritz. Dies große ſchöne Dorf liegt ſehr angenehm zwiſchen Anhöhen, Wieſen und Waldung an der Elſter. Hier reſidiren zwey Nebenlinien der Grafen von Reuß zu Schleitz. Man findet daher hier zwey anſehnliche Schlößer mit anmuthigen Gärten an der Elſter, wovon der eine im Engliſchen Geſchmacke, und ſehr gut angelegt, auch mit manchen überraſchenden Partien verſehen iſt, aber nicht ſorgfältig genug unterhalten wird, weil ſein Beſitzer ſchon ſeit einiger Zeit abweſend iſt. Der zweyte Garten iſt mehr im Franzöſiſchen Geſchmacke angelegt, und wird ſehr gut unterhalten. In beyden Gärten ſteht den Fremden der Zugang offen. Im erſten wird auf Warnungstafeln drohend geboten, nichts zu beſchädigen; im andern aber wird beym Eingang gebeten, die Thür zuzuhalten und keinen Schaden zu veranlaſſen. — Auch finden Fremde in den beyden anſehnlichen Gaſthöfen zu Köſtritz eine gute Aufnahme und Bewirthung.

Von Köſtritz nach Gera reiſet man eine Meile weit durch ein vorzüglich ſchönes und anmuthiges Thal. Es iſt noch ſanfter und anziehender, als das herrliche Saalthal von Jena nach Dornburg, ob es gleich dieſem ſehr ähnlich iſt. Zur Rechten des Weges ſchlängelt ſich die Elſter durch die ſchönſten Wieſen hin. An dieſen erhebt ſich eine Menge von Bergen, welche mit Waldungen von Nadel- und Laubholz dicht bedeckt ſind, und zwiſchen welchen in der Nähe von Gera das Reußiſche Reſidenzſchloß Oſterſtein mit ſeinem Park und Gärten

ſich vortreflich ausnimmt. Zur Linken iſt die Gegend noch milder und lachender. Neben den Wieſen an der Elſter prangen hier reiche Kornfelder, wodurch der Weg hingeht. Dann erheben ſich zur Seite einzelne anmuthige Anhöhen, die bald mit Gebüſchen und Gärten, bald mit Getreide bedeckt, und mit ſchönen Dörfern untermiſcht ſind. Die Stadt Gera mit ihren anſehnlichen Thürmen ſchließt dies reizende Thal von vorne, und man hat ſie auf dem ganzen Wege faſt beſtändig vor Augen. Ein heiterer Frühlingsmorgen, an welchem wir dies Thal durchreiſten, vermehrte noch das Angenehme und Reizende deſſelben.

Die Stadt Gera welche ihrer hohen maſſiven Häuſer und anſehnlichen Straßen, ſo wie ihrer Induſtrie und ihres beträchtlichen Handels wegen, Klein-Leipzig genannt wird, iſt nach dem großen Brande von 1780 größtentheils ſehr gut und ſolide wieder aufgebaut. In den Hauptſtraßen ſiehet man daher nur ſelten noch Spuren dieſes ſchrecklichen Brandes. Aber in den Nebenſtraßen erblickt man die Brandſtäten deſto häufiger, welche mit den neuen, ſchöngebauten, großen Häuſern daneben traurig contraſtiren. Selbſt die große Kirche am Markte liegt noch in ihrem Schutte, und ihre ausgebrannten Mauern ſtehen öde und wüſte. Die Stadt hebt ſich durch ihre vortreflichen Tuch- und Zeugmanufakturen, durch einen lebhaften Handel, und überhaupt durch die unermüdete Induſtrie ihrer Einwohner, allmählig wieder zu ihrem ehemaligen Flor. Wir ſahen hier unter andern den geſchickten Klaviermacher, Herrn Hofrath Friederici, der ſo wie ehemals ſein Vater, vorzüglich gute Klaviere, Flügel und andere muſikaliſche Inſtrumente in Menge verfertigt, und ſie nicht nur in Deutſchland, ſondern auch nach Liefland und Rußland verſendet.

Digitized by Google

Auf der Anhöhe nach Ronneburg zu nimmt ſich Gera vorzüglich ſchön aus. Hier präſentirt ſich auch das Schloß Oſterſtein mit den benachbarten waldigten Bergen an der Elſter am beſten. Hinter denſelben ragen noch höhere Berge maleriſch hervor. Nicht weit von Gera, wo der Weg nach Ronneburg ſich von der Landſtraße nach Altenburg ſcheidet, läuft eine breite, vorzüglich gut angelegte und unterhaltene Chauſſee über eine Stunde lang ſchnur gerade fort bis nach Ronneburg, und man behält auf derſelben Gera und die umliegende vortrefliche Gegend faſt ununterbrochen vor Augen.

Die zum Altenburgiſchen gehörige Stadt **Ronneburg** liegt 1 Meile von Gera und 2 Meilen von Altenburg. Sie iſt nicht ſonderlich gebaut, und nährt ſich vorzüglich von Verfertigung wollener Zeuge und irrdener Gefäße. Die hieſigen 2 Geſundbrunnen von verſchiedenem Gehalt, und das Bad an der mittäglichen Seite der Stadt, wurden erſt 1766 entdeckt. Die Anſtalten zum Baden und zur Bequemlichkeit der Brunnen- und Badegäſte ſind hier ſehr gut und einladend. Die Bäder ſind ſchön ausgemauert, mit weiſſen Flieſen ausgelegt, und zum warmen und kalten Baden, auch zum Schreckbade, ſehr gut eingerichtet. Die beyden Gaſthäuſer an der Allee ſind vortreflich. Die lange Allee bey dem Brunnen kömmt zwar der Lauchſtädter nicht gleich, hat aber auch viel Angenehmes.

Die Gegend von Ronneburg nach Altenburg hat viel ähnliches mit der Magdeburgiſchen Börde. Sie iſt, wie letztere, eben, volkreich und fruchtbar an Getreide, aber nicht ſo kahl und einförmig. Die hieſigen Dörfer liegen angenehmer, ſind mit ſchönen Gärten und Hainen umgeben, auch beſſer gebaut. Die hieſigen fruchtbaren und reichen Kornfelder ſind mit kleinen Tannen- Birken- und Lindenwäldern oder Gebüſchen vermiſcht, die

eine angenehme Mannichfaltigkeit zuwege bringen. Wir freuten uns nicht wenig über die ſichtbaren Beweiſe des Wohlſtandes der Altenburgiſchen Bauren, welche man beſonders in ihrer Wohnung, in ihrer Kleidung, in ihrem ganzen äußerlichen Anſehen, wahrnimmt. Sie unterſcheiden ſich bekanntermaßen von allen ihren Nachbaren, nicht nur durch ihre Kleidung, Sitten und Gebräuche, — wovon neulich eine Beſchreibung mit Kupfern in Altenburg angekündigt worden iſt; — ſondern ſie zeichnen ſich auch ſehr aus durch die Größe, Schönheit, Regelmäßigkeit und Feſtigkeit ihres Körpers, oder ihres Knochen- und Gliederbaues. Nirgends hab' ich in Deutſchland ſolche lange, gutgewachſene, breitſchultrige, nervigte Menſchen gefunden, als die Altenburgiſchen Bauren ſind. — Sollte wohl ihre beſondere Kleidertracht, etwa die bekannte ſich auszeichnende Einrichtung ihrer Beinkleider, etwas zu dieſem ihren vorzüglichen Wuchſe beytragen? *) — Kinder von 10 bis 12 Jahren ſchienen uns hier dem erſten Anblick nach ſchon ein Alter von 14 bis 15 Jahren zu haben. Doch fanden wir die Männer faſt durchgehends ſchöner und wohlgebildeter, als Perſonen des weiblichen Geſchlechts. Nach unſerm Geſchmack hatten letztere zu männliche, oder zu ſtarke, zu grobe Züge, und einen zu ſtarken Wuchs und Gliederbau, um ſie ſchön finden zu können. Die Wohnungen der Altenburger Bauren waren gröſstentheils ſehr ſauber, ordentlich, geräumig und in ſehr gutem Stande. Sie ſcheinen auch Liebhaber von wohlangelegten Gärten zu ſeyn, indem wir in den hieſigen Dörfern viele antrafen. Uebrigens fanden wir ſie äußerſt gut-

*) Wenn dies wäre; ſo würde es D. Fauſt in Bückeburg ſehr gut für ſeine neulich in der Jenaiſchen Litt. Zeitung geäußerte Hypotheſe gebrauchen können.

müthig, gerade, dienſtfertig, geſprächig und gefällig, und es war uns ſehr wohl unter dieſen guten Leuten.

Die Stadt Altenburg gehört mit zu den ſchönern Städten Oberſachſens. Sie iſt zwar nicht durchgängig, aber doch mehrentheils gut und ſolide gebaut. Faſt in allen Straßen trifft man ſehr große, hohe, regelmäßig gebauete und maſſive Häuſer an. Das Terrein in der Stadt iſt ſehr uneben. Beſonders liegen der Markt und die nächſten Straßen daran, ſo wie der nördliche Theil der Stadt, ſehr tief gegen den übrigen Theil. Man wollte uns glaubwürdig verſichern, daß die Stadt über 9000 Einwohner habe, obgleich Leonhardi nur 8800 angiebt. Sie hat einen ſehr anſehnlichen Handel und verſchiedene blühende Manufacturen. Der Wohlſtand der umliegenden fruchtbaren Gegend hat in den Wohlſtand der Stadt keinen geringen Einfluß. Das hieſige Schloß liegt auf einem hohen Felſen, und war ehemals oft die Reſidenz der alten Herzöge und Kurfürſten von Sachſen. Man zeigt auch noch das Fenſter, aus welchem Kunz von Kauffungen die beyden Sächſiſchen Prinzen Erneſt und Albert, die Stifter der Erneſtiniſchen und Albertiniſchen Linien des Hauſes Sachſen, 1455 entführt und geraubt hat.

An der Morgenſeite von Altenburg fanden wir das Land faſt eben ſo fruchtbar, ſo eben, und auf gleiche Art mit ſchönen Dörfern, mit kleinen Tannen- und Birkenwäldern gleichſam beſäet, wie wir es von Ronneburg her geſehen hatten. Wie wir uns aber dem Kurſächſiſchen Gebiethe näherten, ward der Boden etwas waldigter und ungleicher, oder bergigter.

Der erſte Kurſächſiſche Ort, worauf wir zukamen, war die kleine Stadt Geithayn, welche 1772 nach Leonhardi 369 Häuſer und 1351 Einwohner hatte, die ſich hauptſächlich vom Ackerbau und der Viehzucht nähren. Sie iſt ziemlich regel-

Digitized by Google

mäßig und zum Theil maſſiv gebaut. Von hier nach Rochlitz reiſet man über eine anſehnliche, zum Theil waldigte Anhöhe, von welcher man weit um ſich ſehen kann. Jemehr man ſich Rochlitz nähert, deſto mehr geht es bergan, bis man nahe vor Rochlitz wieder einen ſteilen waldigten Berg herunter muß.

Die Stadt Rochlitz liegt ſehr romantiſch und überraſchend in einem tiefen Thale an der Schneeberger oder Zwickauer Mulde. Sie iſt faſt rund umher von hohen, mit dichter Waldung bedeckten, Bergen in mancherley Geſtalt und Form eingeſchloſſen, welche von allen Seiten die herrlichſten, maleriſchen, mit jedem Schritte ſich verändernden, Anſichten verſchaffen. Der höchſte unter dieſen Bergen gegen Südweſten, welcher mehrere Meilen weit bis jenſeit Waldheim noch ſichtbar iſt, ragt weit über die andern hervor. Das Thal an der Mulde bey Rochlitz iſt enger und tiefer, wird von höhern, waldigtern, der Stadt näher liegenden Bergen eingeſchloſſen, iſt daher auch etwas rauher und wilder, aber zugleich auch frappanter und romantiſcher, als das Saalthal bey Jena und das Elſterthal bey Gera. Das Schloß zu Rochlitz diente zuweilen Sächſiſchen Prinzen und Prinzeßinnen zur Reſidenz. Im März 1547 ward der im Schmalkaldiſchen Kriege ſo bekannt gewordene tapfere Marggraf Albert von Brandenburg mit ſeinen Truppen hieſelbſt von dem unglücklichen Kurfürſten Johann Friedrich überfallen und gefangen genommen. Das Schloß iſt zwar auf einem ziemlich hohen, grauen Felſen gebauet, und liegt weit höher als die Stadt. Allein der ſüdweſtliche hohe waldigte Berg ragt doch noch weit über das Schloß und deſſen Thürme hervor. Rochlitz iſt wie die mehreſten kleinen Sächſiſchen Städte ziemlich gut und regelmäßig gebaut, und hat mehrentheils breite und gerade Straßen.

Digitized by Google

1772 fand man hier 377 Häuſer und 1706 Einwohner, welche vom Tuchmachen, Leineweben, von Baumwollenwebereyen und einigem Handel gute Nahrung haben.

Sobald man Rochlitz verlaſſen hat, und die Brücke über die Mulde paſſirt iſt, muß man wieder einen ſteilen Berg hinan, der mehrentheils mit Laubholzwaldung bedeckt iſt, und von welchem die Ausſicht nach Rochlitz und in das romantiſche Muldethal ſehr mannichfaltig und reizend iſt. Daher wir auch hier nicht im Wagen bleiben konnten, ſondern zu Fuße, mit unbeſchreiblichem Vergnügen über die herrlichen maleriſchen Ausſichten, die uns alle Augenblicke zum Stilleſtehen und Beſchauen reizten, den Berg erſtiegen. Auf der Höhe geht nun die Straße nach Geringswalde wieder durch angenehme Waldungen und fruchtbare Kornfelder. Von Zeit zu Zeit öffnen ſich, beſonders gegen Abend und Mittag, herrliche Ausſichten nach Rochlitz und in das benachbarte Schönburgiſche. Dieſe beſtändige Abwechſelung der Gegenden und Ausſichten, und ein ſchöner Morgen machten uns die Reiſe nach Geringswalde unbeſchreiblich angenehm.

Dieſe kleine Stadt iſt zwar nicht ganz ſchlecht gebaut, aber doch nicht ſo gut wie Rochlitz und Geithayn. Sie hatte 1772 nur 206 Häuſer und 814 Einwohner, deren Hauptnahrung Ackerbau und Viehzucht iſt. Auf dem hieſigen Kirchhofe ſo wie an mehrern Orten, ſelbſt auf vielen Dorfkirchhöfen in Sachſen, ſahen wir verſchiedene gut gearbeitete, geſchmackvolle, Denkmäler von Verſtorbenen, und fanden darin einen Beweis, das man hier auch in der Bildhauerkunſt, ſo wie in andern Dingen, ſchon weiter iſt, als im nördlichen Deutſchland. Von Geringswalde nach Waldheim iſt die Gegend ziem-

Digitized by Google

lich kahl, und hat nur wenig Waldung, obgleich Höhen und Thal ſtets mit einander abwechſeln.

Waldheim liegt, wie die meiſten kleinen Städte in Meißen und Thüringen, ebenfalls in einem Thale, wodurch hier die Zſchopa fließt, und iſt gleichfalls von ziemlich hohen, mehrentheils aber kahlen, Bergen umgeben, zwiſchen welchen die Stadt mit dem hieſigen berühmten Zucht- Armen und Irrenhauſe ſehr gut in die Augen fällt. Sie beſteht aus 244 Häuſern, und hat 1248 Einwohner, deren Tuchmacherey, Zeug- und Leinweberey nicht mehr in ihrem ehemaligen Flore ſind. Das gedachte große Zucht- Armen- und Irrenhaus zog beſonders unſre Aufmerkſamkeit auf ſich. Vor der Reformation war es ein Auguſtiner Mönchskloſter. Nach deſſen Seculariſirung kam es an die Herren von Carlowitz, und von dieſen 1588 an Kurfürſt Chriſtian I, der ein Jagdſchloß daraus machte. Seit 1716 aber iſt es mit einem Koſtenaufwande von 65000 Thalern zu einem Zucht- Armen- und Irrenhauſe eingerichtet, und auch die Schloßkirche, welche jetzt ſchön und neu ausgebauet iſt, für daſſelbe beſtimmt worden. Wir wurden gleich beym Eintritt in dieſe gemeinnützige Anſtalt durch den großen Schloßhof ſehr frappirt, der wegen der daran ſtoßenden ſchönen Gebäude und der Schloßkirche ein ſehr gutes Anſehen hat. Es war eben Gottesdienſt in der Kirche, als wir ankamen, und wir wurden durch das andächtige herzliche Singen ſo vieler Unglücklichen ſehr gerührt, die ſo eben anſtimmten: „Herrſcher über Tod und Leben, mach einmal mein Ende gut“ ꝛc. — Den Aufenthalt der Züchtlinge fanden wir geräumiger, reinlicher und heller, als man ihn in vielen ähnlichen Anſtalten zu finden pflegt. Dieſe Züchtlinge ſind von Haupt bis zu Fuß halb gelb, halb grau gekleidet, welches ihnen ein ſonderbares Anſehen giebt; aber zur Verhinderung des Weglaufens nöthig

iſt. — Mehrere Wahnſinnige, zum Theil von ſehr angeſehenem Stande, die wir einzeln auf ihren Stuben ſahen, ſchienen bis auf einen gewiſſen Punct ganz vernünftig zu ſeyn. Verſchiedene waren auſſerordentlich geſprächig; einige redeten nichts, geſticulirten aber ohne Unterlaß; noch andere ſahen ſtill und ſtarr auf einen Fleck. Raſende fanden wir nur wenige, unter welchen die mehreſten vom weiblichen Geſchlecht waren. Unglückliche Liebe und Ausſchweifungen der Unzucht waren bey den meiſten die Quellen ihres Elendes. Für den Pſychologen giebts hier unbeſchreiblich viel Stoff zum Nachdenken und zur Erweiterung der Seelenkunde.

Im Jahr 1772 ward feſtgeſetzt, daß hier 200 Züchtlinge, und 400 Arme und Irre, — worunter 338 Blödſinnige, Melancholiſche und Raſende waren — in allem alſo 600 Perſonen, aufgenommen werden ſollten. Man verſicherte uns aber, daß jetzt 621 Perſonen darin aufgenommen wären; 200 davon wären Züchtlinge; verſchiedene unter den Wahnſinnigen wären ſogenannte Diſtinguirte, für welche Wohnung und Unterhalt mit 90 Thalern für die Perſon, auch wohl höher bezahlt würden; die übrigen wären Arme, und dieſe dem größten Theile nach, blödſinnig, melancholiſch und raſend. — Die Unterhaltungskoſten dieſer wohlthätigen Anſtalt betragen jährlich 25000 Thlr., welche theils durch den Ertrag der darin verfertigten Arbeiten, und durch die Zinſen von erſparten Kapitalien; theils durch zweymalige jährliche Kollecten, durch gewiſſe Strafgelder, durch Lotterien, durch Beyträge aus der Kurfürſtlichen Kammer, und durch andere Hülfsmittel aufgebracht werden. — Zur Bewachung der Anſtalt ſind hier 173 Invaliden in Kaſernen einquartirt. Die Armen beſchäftigen ſich, — ſelbſt die Wahnſinnigen unter ihnen in ihren geſunden Stunden, — mit Federnreißen, Weben, Nähen,

Spin-

Digitized by Google

Spinnen, auch wohl mit Haus- und Gartenarbeiten. 10 bis 20 wohnen und ſchlafen in einem geräumigen Saale und Kammer, und ſtehen unter der Aufſicht eines betrauten Züchtlings. — Die Penſionairs oder ſogenannten Diſtinguirten unter den Wahnſinnigen, haben entweder einzeln, oder zu 2 und 3, ſehr reinliche und ordentliche Stuben. — Ueberhaupt herrſcht auf den hellen geräumigen Fluren, in den vielen großen Sälen, in den Zimmern und Kammern, wo die Irren und Wahnſinnigen wohnen, eine große Reinlichkeit und Ordnung, und das Waldheimſche Irrenhaus übertrifft darin das Berliniſche. — Die Waldheimſche Anſtalt hat auch einen anſehnlichen mit Bäumen beſetzten Hof- und Gartenraum, wo die hier befindlichen Unglücklichen der freyen Luft genießen, ſich auf mancherley Art beſchäftigen und zerſtreuen können. Außerdem hat ſie einen großen ſchönen Garten und eine weitläuftige Oekonomie. — Der vor einigen Jahren verſtorbene Hausverwalter Götz, welcher dieſer Anſtalt 50 Jahre vorgeſtanden hatte, hat ſich um ſie unſterblich verdient gemacht. Auch der jetzige Hausverwalter iſt ein ſehr verſtändiger, rechtſchaffener und thätiger Mann. Dieſe Anſtalt ſteht unter der Direction einer eigenen Kommißion in Dresden, ſo wie die Zucht- und Arbeitshäuſer zu Torgau und Zwickau; welche 1770 nach dem Muſter von Waldheim angelegt ſind, und der wahrhaft wohlthätigen landesväterlichen Regierung des jetzigen Kurfürſten Ehre machen. Seit 1780 werden auch zu Torgau Irr- und Wahnſinnige aufgenommen, weil Waldheim ſie nicht alle mehr faſſen konnte. Vor ein paar Jahren zählte man in Torgau 342 Züchtlinge und 156 Wahnſinnige; in Zwickau aber 180 Züchtlinge. In Torgau ſowohl als in Zwickau ſind, ſo wie in Waldheim, leer ſtehende Kurfürſtliche Schlöſſer zu dieſem gemeinnützigen Gebrauche eingerichtet worden. Wie ſehr wäre zu

wünſchen, daß auch in andern Staaten dergleichen mit ſo vielen Koſten des Landes ehemals aufgeführte, jetzt leer und unbenutzt ſtehende, landesherrliche Schlöſſer zu ſolchen oder andern gemeinnützigen menſchenfreundlichen Zwecken beſtimmt und eingerichtet würden! Sollte nicht z. B. das große dauerhafte Schloß zu Grüningen bey Halberſtadt, — das man jetzt einzureißen anfängt, und das freylich hin und wieder baufällig war, aber vielleicht ohne große Koſten hätte reparirt werden können, — nicht zu einem ähnlichen wohlthätigen Zweck ſehr bequem und brauchbar geweſen ſeyn? —

Von Waldheim nach Noſſen geht es wieder einen ziemlich hohen Berg hinan. Auf der Höhe erblickt man hier ſchon von Ferne die hohen waldigten Gipfel des Erzgebirges. Nicht weit von Waldheim kommt man auch ſchon aus dem Leipziger in den Erzgebirgiſchen Kreis, der ſich mit einer unbeſchreiblich ſchönen Gegend anfängt. Hügel und Thal waren hier mehrentheils mit einem Fichtenwalde bedeckt, deſſen Bäume in dem fruchtbaren Boden nicht nur eine ungewöhnlich lebhafte grüne Farbe, ſondern auch einen ſo ſchönen, regelmäßigen Wuchs haben, als wenn ſie durch die Kunſt gezogen wären. Ueberhaupt ſchien der ganze Wald ein großer durch die geſchmackvollſte Kunſt angelegter Engliſcher Garten, und beſonders der Weg durch denſelben eine von Menſchenhänden gepflanzte Allee zu ſeyn. Voll Entzücken über dieſe Naturſchönheiten, die ein herrlicher Abend noch erhöhte, ließen wir unſern Wagen halten, gingen eine ziemliche Strecke in dieſen Wald hinein, fanden hin und wieder große freye grüne Plätze mit äußerſt regelmäßig gewachſenen hohen Fichten, Tannen und Eichen umgeben, und ſahen und hörten überall murmelnde Bäche von den Höhen herunter rieſeln. Wir kamen endlich in ein tiefes romantiſches Thal bey einer Mühle, und erreichten bald

nachher das große, über eine halbe Stunde lange, Dorf Etzdorf, deſſen Häuſer theils auf kleinen Hügeln, theils im Thale zerſtreut liegen, und das eine große Aehnlichkeit mit den großen Schleſiſchen Gebirgsdörfern hat. In dem würdigen Prediger dieſes Orts fanden wir einen leiblichen Bruder des ſel. D. Reitz in Leipzig. Im Garten des hieſigen Gaſthofes, der — ſo wie die mehreſten Sächſiſchen Gaſthöfe in anſehnlichen Dörfern, — vortreflich eingerichtet war, wird man durch die Anſicht der nahen kleinen Stadt Roßwein ſehr überraſcht, welche wie ein Amphitheater, am Abhange eines ziemlich ſteilen, hin und wieder mit Gebüſch bedeckten, Berges liegt, an deſſen Fuße die Mulde zwiſchen Wieſen, Gebüſchen und Anhöhen in einem angenehmen Thale ſich hinwindet. Von Etzdorf nach dem Dorfe Marbach wechſeln anſehnliche Berge und Thäler ſtets mit einander ab, die bald mit ſchönen Waldungen, bald mit reichen Kornfeldern prangen. Marbach iſt ebenfalls ein großes Dorf, das wie viele andere Dörfer dieſer Gegend in einem tiefen Thale liegt, und von hohen Bergen umgeben iſt. Auf dem Wege von hier nach Noſſen ſieht man in einer reizenden Lage nicht weit von Noſſen das ehemalige Kloſter Altenzelle, woſelbſt lange das Erbbegräbniß der Marggrafen von Meißen war.

Die kleine Stadt Noſſen mit 146 Häuſern liegt an der Freyberger Mulde, theils auf einer Anhöhe, theils am Abhange und Fuße derſelben. Indem wir aus der Stadt ſehr ſteil bergab fuhren, kamen wir in ein ähnliches, von hohen waldigten Bergen eingeſchloßnes Thal an der Mulde, wie das bey Rochlitz iſt. Das hieſige, auf einem hohen Felſen gebaute Schloß liegt auf der einen Seite, und ein noch höherer waldigter Berg über der Mulde auf der andern Seite dieſes Thals.

Digitized by Google

Nicht weit von Noſſen kommt man bey dem Dorfe Nieder-Eule aus dem Erzgebirgiſchen in den Meißner Kreis. Noch immer wechſelten hier anſehnliche, bald waldigte, bald bis zur höchſten Spitze mühſam angebaute, fruchtbare Berge mit reizenden Thälern. Wir ſahen hier auf ſteilen Anhöhen, welche zu pflügen faſt unmöglich ſchien, das ſchönſte Getraide ſtehen. Die Dörfer Tannenberg und Limpach ergötzten uns durch ihre Lage zwiſchen buſchigten Thälern und Wieſen mit waldigten und angebauten Hügeln bekränzt. In der Nähe von Wilsdruf fängt die Gegend an ebener zu werden. Das vorzügliche Getraide, beſonders der Rocken, den wir hier in einer noch nie geſehenen, mehr als Mannslangen Höhe fanden, zeugte von der Fruchtbarkeit des Bodens von hier bis Dresden. Ueberhaupt ſahen wir von Gera an bis Dresden in den mehrſten Gegenden wo wir durchkamen zu unſerer Verwunderung beſſeres Getraide, als wir es in dieſem Jahre in der Magdeburgiſchen Börde, im Halberſtädtſchen, im Saalkreiſe, in Thüringen und in andern vorzüglichen Deutſchen Kornländern gefunden hatten. Allein im Altenburgiſchen, ſo wie faſt im ganzen Leipziger und Meißner Kreiſe iſt nicht nur der Boden von vorzüglicher Güte, ſondern auch der Ackerbau im vorzüglich guten Stande.

Wilsdruf iſt ein Städtchen von 160 Häuſern. Die Chauſſee von hier bis Dresden iſt ziemlich ſchmal, auch ſchon ſehr ausgefahren. Eine halbe Stunde vom Wege, über die Anhöhen von Wilsdruf hinweg, ſieht man das Dorf Keſſelsdorf, wo Fürſt Leopold von Deſſau 1745 den 15ten December die Sachſen in ihren Verſchanzungen angriff, ſie nach einem tapfern Widerſtande und vielen Blutvergießen beſiegte,

und dadurch den Dresdner Frieden den 25ten December 1745 bewirkte.

Eine halbe Meile von **Wilsdruf** erblickt man von der Höhe herunter ſchon Dresden. Das herrliche Thal, worin es liegt, und wodurch die Elbe majeſtätiſch hinſtrömt, hat zwar mit den ſchönen Mulde- und Saalthälern, die wir bisher geſehn hatten, einige Aehnlichkeit; aber es unterſcheidet ſich durch ſeine Größe, Weite und Mannichfaltigkeit eben ſo ſehr von jenen Thälern, als ſich der Elbſtrom von der Saale und Mulde hiedurch unterſcheidet. Dieß Elbthal geht von Meiſſen bis Pirna, und iſt 5 Meilen lang. Dresden liegt faſt in der Mitte deſſelben, wo es am weiteſten iſt. Die von Wilsdruf her ſich allmählig herunterziehende weite Anhöhe mit vortreflich angebauten reichen Feldern, mit einer Menge von Dörfern und nahe bey der Stadt mit ſchönen Gärten und Gartenhäuſern bedeckt, macht den auffallendſten Kontraſt mit den ſteilen, waldigten, dunkelgrünen Bergen an der Morgenſeite von Dresden, jenſeit der Elbe. Die Wilsdrufſer Vorſtadt von Dresden, durch welche die Weiſeritz vom Plauenſchen Grunde her nach Dresden geht, erregte ſchon durch ihre hohen Häuſer, geraden, breiten Straßen und eine herrliche Allee bey uns große Erwartungen von der Stadt ſelbſt. Die ſchönen, blaugedeckten Gebäude im Zwinger und die vornehmſten Thürme der Stadt fielen uns in der Vorſtadt über den Wall her prachtvoll in die Augen und ſpannten unſere Erwartungen von Dresden noch höher.

Ich will hier keine genaue Beſchreibung Dresdens und aller ſeiner Merkwürdigkeiten, oder des vielen Sehenswürdigen darin, liefern, welche ſchon Laßdorf, Haſche, Leonhardi, Fabri u. a.

ſehr gut geliefert haben; ſondern nur das anführen, was wir unter den unzähligen ſehenswürdigen Dingen hieſelbſt ſahen, und was uns vorzüglich merkwürdig ſchien. — Dresden iſt unſtreitig eine der ſchönſten und prächtigſten Städte in Deutſchland. Ihre 61 mehrentheils breiten und geraden Straßen, und die großen freyen Marktplätze, z. E. der alte Markt, und beſonders der Neumarkt, ſind faſt durchgängig mit großen, 4 bis 5 Stockwerke hohen, von Quaderſteinen aufgeführten Häuſern, und vielen prächtigen Palläſten beſetzt, ſind gut gepflaſtert und werden des Nachts durch 860 Laternen erleuchtet. Das durch die Gaſſen der Altſtadt Dresden in bedeckten Kanälen geleitete Waſſer, der Katzbach, befördert die Reinlichkeit dieſer Gaſſen gar ſehr. In der Neuſtadt und Friedrichsſtadt ſind zu dieſem Zwecke bedeckte Schleuſen angelegt. —

Man wollte uns verſichern, daß Dresden jetzt an 60000 Einwohner habe. Allein nach Leonhardi hatte es 1788 mit allen ſeinen Vorſtädten, 2450 Häuſer und 53000 Einwohner, welche Angabe wahrſcheinlich auch noch jetzt der Wahrheit am nächſten kommt. Vor dem ſiebenjährigen Kriege hatte es wenigſtens 10000 bis 20000 Einwohner mehr als jetzt. Durch das Bombardement von 1760 wurden in der Stadt 226, und in den Vorſtädten 190 Häuſer, zu Grunde gerichtet; die aber nun prächtiger wieder aufgebauet ſind.

Unter den ſchönen Plätzen in der Stadt erfüllte uns der prächtige Schloßplatz, und die daran ſtoßende große Elbbrücke nebſt der katholiſchen Kirche mit Bewunderung und Erſtaunen.

Die Elbbrücke iſt 552 Schritte lang, hat 17 Pfeiler und 16 Bogen, und iſt ganz von Quaderſteinen gebaut. Der Fahrweg iſt 13½ Elle breit, und 2 bis 3 Wagen können einander bequem darauf ausweichen. An beyden Seiten ſind erhöhete 2½ El-

Digitized by Google

len breite, Wege von großen Quaderſteinen für die Fußgänger. Auf dem Gange zur Rechten vom Schloße her, muß jeder zur Neuſtadt, und auf dem Gange zur Linken nach dem Schloßplatz zurück, ſeinen Weg nehmen. Daher die hier ohne Unterlaß paſſirende Menge Menſchen ſich durchs Begegnen nicht beſchwerlich fallen kann. Zwiſchen jedem Pfeiler befinden ſich an beyden Seiten große Rondeln mit ſteinernen Ruhebänken. Die Ausſicht von der Brücke, ſowohl die Elbe hinunter nach Meißen hin, als auch die Elbe hinauf nach Pirna zu, iſt unvergleichlich ſchön.

Auf dem Neuſtädter Marktplatze an der Elbbrücke, findet man durchgängig anſehnliche Gebäude, z. E. das Kommendantenhaus, das Neuſtädter Rathhaus, u. a. In ſeiner Mitte ſteht die vergoldete Statüe Auguſts des Zweyten zu Pferde, und von derſelben geht eine 20 Schritte breite, und 400 Schritte lange, Lindenallee bis nahe ans Thor.

Das Aeußere des weitläuftigen Kurfürſtlichen Reſidenzſchloßes fällt nicht vorzüglich in die Augen, indem es alt und irregulär ausſieht.

Das darin befindliche ſogenannte grüne Gewölbe, welches aus 8 mit Marmor ausgelegten großen Zimmern und einem Kabinette beſteht, enthält eine große Menge von Koſtbarkeiten. Im erſten Zimmer ſieht man bronzene Gruppen und Statüen, nebſt Modellen und Monumenten aus Gyps, und 5 große vergoldete Medaillons. Im zweyten ſind an den Wänden, ſo wie auf Tiſchen und Geſimſen, viele aus Elfenbein gedrechſelte Kunſtſtücke aufgeſtellt. Das dritte Zimmer iſt — wie das vierte, fünfte und ſechſte, — rund herum an den Wänden mit Spiegelglas in vergoldeten Rahmen belegt. Es iſt ganz mit dem prächtigſten, zum Theil ſehr großen,

Digitized by Google

Silbergeſchirre angefüllt, womit nicht nur die Wände und Pfeiler, ſondern auch Tiſche und Fenſter beſetzt ſind. Im vierten Zimmer findet man mehrentheils goldnes, oder doch ſtark vergoldetes, Geſchirre, goldne Becher, Uhren, Doſen, Kunſtſtücke, Tiſche mit ſilbernen und vergoldeten Platten und dergleichen. Im fünften und ſechſten Zimmer ſieht man allerley koſtbare Steine und daraus verfertigte Kunſtſtücke, goldne und ſilberne Ketten. Unter andern iſt hier auf einem Tiſche eine Audienz des Grosmogols an ſeinem Geburtstage vorgeſtellt, wozu 30 Pfund Gold, ſo wie eine Menge Silber und Edelgeſteine verbraucht ſind. Der ehemalige Hofjuvelier Dinglinger ſoll mit 15 Perſonen über 10 Jahre daran gearbeitet, und 85000 Thaler dafür erhalten haben. Auch zeigt man hier einen ⅛ Elle breiten Onyx, welcher allein 45000 Thaler gekoſtet hat. In dem Perlenkabinett neben dem ſechſten Zimmer, ſind unter andern die mehreſten Handwerker und ihre Arbeiten durch zuſammengereihete Perlen vorgeſtellt. Im ſiebenten Zimmer werden verſchiedene koſtbare Seltenheiten aufbewahrt, z. E. ein dem König Auguſt den Zweyten vom Papſte geſchenkter geweihter Huth und Degen. Im achten Zimmer findet man die koſtbarſten Juwelen, nämlich Brillanten, Smaragden, Türkiße, Topaſen, Rubinen von dem gröſten Werthe, die theils zu vollſtändigen Garnituren verarbeitet, und auch am Degen, Stock, Huthſchnalle, Hirſchfänger, an Armbändern, Haarnadeln, Bouqueten angebracht ſind, theils auf koſtbar gearbeiteten Schwerdtern, z. E. dem Kurſchwerdte, oder an Ordensſternen und Ordensbändern ſich befinden. Ein zum Ordensband des goldnen Vließes gehöriger Brillant iſt wie ein Viergroſchenſtück groß, und Auguſt der Zweyte ſoll ihn für 200,000 Thaler erkauft haben.

Die Kurfürſtliche Bildergallerie, eine der anſehnlichſten und koſtbarſten in Europa, enthält an 2000 Originalgemälde, worunter die vortreflichſten Kunſtſtücke der größten Meiſter befindlich ſind. Sie iſt im obern Stocke des großen uud anſehnlichen Kurfürſtlichen Stallgebäudes aufgeſtellt, und beſteht in der äußern Gallerie mit 4 Abtheilungen, der innern Gallerie, und einem Paſtellmahlereykabinett. Sie iſt beſonders reich an den ſchönſten Gemälden von Italiäniſchen Meiſtern, welche größtentheils durch den Ankauf der vortreflichen Modeneſiſchen Gallerie für 1,200,000 Thaler dazu gekommen ſind. Die Nacht von Correggio und die Maria von Raphael, ſind zu bekannt, als daß ich darüber etwas ſagen ſollte.

In der Rüſtkammer von 36 Zimmern ſieht man eine Menge koſtbarer Geſchirre, Pferdedecken, alte Harniſche, Waffen und andere Koſtbarkeiten, die bey Turnieren und Hoffeſten gebraucht wurden. Ferner zeigt man hier die Staatskleidungen der Kurfürſten und Könige aus den 3 letzten Jahrhunderten, viele Modelle aus Holz von Pferden in Lebensgröße, die ehemals den Kurfürſten von Kaiſern, Königen, dem Großſultan und Tartarchan geſchenkt oder bey großen Feyerlichkeiten von den Kurfürſten geritten wurden. Sie ſind faſt alle mit prachtvollen Reutzeugen verſehen, welche zum Theil reich mit Silber, Gold und Edelgeſteinen beſetzt ſind.

Im Zwinger iſt eine vortrefliche Promenade unter der Menge großer Orangeriebäume und bey den Springbrunnen. In den prächtigen Pavillons und Gallerien deſſelben werden die vortreflichen und reichen Kurfürſtlichen Naturalien⸗ Kupferſtich⸗ Kunſt⸗ und Inſtrumentenſammlungen aufbewahrt.

Die Kurfürſtliche Bibliothek, welche jetzt in dem großen und prächtigen Japaniſchen Pallaſt in der Neuſtadt ſteht, iſt

Digitized by Google

ebenfalls eine der anſehnlichſten in Europa. Sie iſt in 3 großen prächtigen Sälen und 21 anſehnlichen Zimmern aufgeſtellt, und enthält über 150,000 Bände, nebſt 2000 alten Manuſcripten. Durch den Ankauf der anſehnlichen Bünauiſchen und Brühliſchen Bibliotheken, — wovon die erſtere beſonders reich und vollſtändig in der Deutſchen Reichsgeſchichte und dem Staatsrechte, die andere in der neuern Staatengeſchichte war, — iſt ſie ſeit kurzen ſehr vermehrt worden. Der berühmte Hr. Hofrath Adelung iſt Oberbibliothekar, und Hr. Daßdorf zweyter Bibliothekar dabey.

Unter der Bibliothek in eben dieſem Japaniſchen Pallaſt ſteht in verſchiedenen ſchönen Sälen und Zimmern die reiche und koſtbare Antikenſammlung, die Leßing, nach dem er in Italien das Beſte dieſer Art geſehen hatte, immer noch ſehr wichtig fand. Eben daſelbſt ſteht auch das zahlreiche Münzkabinett; — desgleichen in 18 Zimmern des Souterrains eine ſehr anſehnliche Sammlung von Meißenſchen, Sineſiſchen, Japaniſchen und Oſtindiſchen Porzellän.

Unter den Kirchen in Dresden iſt die Frauenkirche ein vorzügliches Meiſterſtück der Baukunſt. Sie iſt rund, und nach dem Modell der Peterskirche in Rom gebaut, iſt ganz, ſelbſt mit dem Dache, von lauter Quaderſteinen und bombenveſt aufgeführt; daher ihr auch das Bombardement von 1760 keinen Schaden that. Ihr Bau koſtete 300,000 Thaler. Von ihrer Kuppel hat man eine vortrefliche Ausſicht über Dresden und die umliegende Gegend. — Die Kreuzkirche, woran man ſchon ſeit 1764 mit unermeßlichen Koſten gearbeitet hat, iſt ungemein groß. Sie iſt in einem edeln, ſimpeln und ſehr ſoliden Geſchmack gebaut. Ihr inneres frappirt ſehr durch Regelmäßigkeit, Größe und Simplizität. Wir fanden ſie ziemlich bis zur Einweihung fertig.

Digitized by Google

Die katholiſche Schloßkirche ward von 1739 bis 1756 gebaut. Ihr prächtiger Thurm iſt mit dem Kreuze 151 Ellen hoch. Sie iſt eine der ſchönſten und prächtigſten Kirchen in Deutſchland, ganz von den beſten Pirnaiſchen Quaderſteinen gebaut, und von außen mit 64 ſchönen Statüen von Sandſtein geziert. Der Fußboden iſt von weißem und ſchwarzem Carrariſchen Marmor, das Altarblatt von Sächſiſchen Marmor. Das Altarblatt ſtellt die Himmelfahrt Chriſti vor, und iſt ein Meiſterſtück von Mengs. — Sie ſoll über eine Million Thaler gekoſtet haben. Wir hörten in dieſer Kirche einigemal die Kurfürſtl. Kapelle bey der Meſſe, und wir muſten geſtehn, daß wir kaum je eine vortreflichere und harmoniſchere Muſik gehört hatten. Die hieſige Kapelle iſt zwar nicht ſo zahlreich als das Königl. Orcheſter zu Berlin, welches im vorigen Jahre aus 84 Perſonen beſtand, aber die Kapelle zu Dresden ſchien uns doch größern Effect zu machen.

Schöne Künſte, Fabriken, Manufacturen und Handlung blühen zwar noch immer vorzüglich in Dresden, aber nicht mehr ganz in dem Grade, wie vor dem ſiebenjährigen Kriege. Die ehemalige Pracht und der große Aufwand des Hofes unter Auguſt den Zweyten und Dritten, trugen freylich zu dem ehemaligen größern Flor der Künſte, Manufacturen und Handlung in Dresden viel bey, ſtürzten aber den Staat in tiefe Schulden. Allein die weiſe Oekonomie des jetztregierenden Kurfürſten hat für das ganze Land deſto wohlthätiger gewirkt. Die ehemals ungeheuern Staatsſchulden ſind jetzt beynahe getilgt. Daneben ſind verſchiedene gemeinnützige und wohlthätige Anſtalten mit großen Koſten angelegt, eine Menge koſtbarer Bauten zum gemeinen Beſten ausgeführt, Induſtrie und Kunſtfleiß überall befördert, und die Armee anſehnlich vermehrt worden. Der jetzige Kurfürſt, unterſtützt von vortreflichen patriotiſchen Miniſtern, hat auf eine bewun-

Digitized by Google

derunswürdige Art gezeigt, welche große Dinge ein weiſer und guter, ſein Land und ſeine Unterthanen liebender, Fürſt durch Sparſamkeit und gute Finanzverwaltung ausrichten kann. Er wird daher von ſeinen Unterthanen äußerſt geſchätzt und geliebt. Ueberall, wo ſeiner gedacht wurde, auch da wo man keine Verſtellung und Schmeicheley argwohnen konnte, hörten wir ihn in ſeinen Staaten rühmen und loben. Sein Exempel hat auch bey ſeinen Unterthanen, beſonders in Dresden, eine weiſe Sparſamkeit ſehr befördert. Daher herrſcht in Dresden jetzt mehr Frugalität als großer Aufwand und Verſchwendung, und es giebt nur wenige Häuſer daſelbſt, die einen glänzenden Aufwand machen.

Unter verſchiedenen ſchönen Gärten in und bey Dresden, die wir beſuchten, nenne ich hier nur den Brühlſchen Garten oder die Terraſſe, nicht weit von der großen Elbbrücke, wegen ſeiner vorzüglichen Ausſicht auf die Elbbrücke, auf die Neuſtadt, auf die Elbe nach Pirna hinauf und nach Meißen hinunter; desgleichen den Reiſewitziſchen oder Vitzthumſchen Garten wegen ſeiner angenehmen Lage an der Weiſeritz beym Dorfe Plauen, und wegen verſchiedener reizender, durch die Natur begünſtigter Anlagen in demſelben.

Nicht weit davon, und etwa eine halbe Stunde von Dresden, fängt ſich der herrliche Plauenſche Grund an, der vom Dorfe Plauen den Namen hat. Dieſer Grund iſt ein tiefes, ziemlich enges Thal, welches ſich zwiſchen hohen Bergen und Felſen an der Weiſeritz hinzieht, und etwa eine halbe Meile lang iſt. Zur Rechten iſt es mehrentheils von hohen, kahlen, den Einſturz drohenden Granitfelſen eingeſchloſſen, zwiſchen welchen ſich hin und wieder grüne, mit einzelnen Häuſern, Bäumen, Weinbergen und Kornfeldern beſetzte Berge hervordrängen. Zur Linken hat man die bald ſtill und unbemerkt fortfließende, bald über

Steine, über Felſenſtücke, und bey verſchiedenen romantiſch liegenden Mühlen ſich rauſchend hinſtürzende, Weiſeritz immer zur Seite. Nahe an derſelben prangen kleine anmuthige Wieſen mit mancherley Gebüſchen bekränzt. Etwas weiter hin erheben ſich bald ſteil, bald allmählig, hohe, grüne bewachſene, mit Nadel- und Laubholz von mancherley Art bedeckte, und hie und da mit Luſthäuſern, Gärten und Dörfern aufs mannichfaltigſte beſetzte, Berge. Die rechte Seite iſt mehr rauh und ſteil, die linke aber ſehr anmuthig und reizend. Die ſtete Abwechſelung, ſo wie der Contraſt der herrlichſten Naturſcenen und Anſichten, machen dieſes Thal äußerſt romantiſch und angenehm. Wir fanden es dem Ilſenthale bey Ilſenburg am Harz, und dem Muldethale bey Rochlitz ſehr ähnlich, nur daß es nicht ſo tief, rauh und waldigt, ſondern heller und abwechſelnder iſt, als jene.

Auf unſerer Fahrt von Dresden nach Pirna und dem Königſtein, ſahen wir den Kurfürſtl. großen Garten, welcher vor dem Pirraiſchen Thore liegt, und 3300 Schritte in der Länge, 1650 Schritte in der Breite, 1600 Ellen aber im Umkreiſe hat. Er iſt von allen Seiten mit einer ſteinernen Mauer umgeben, die aber noch vom ſiebenjährigen Kriege her hin und wieder eingeriſſen iſt. Im Mittelpuncte des Gartens liegt das große Kurfürſtl. Palais, welches mit marmornen Statüen umgeben iſt, die aber zum Theil im ſiebenjährigen Kriege zerſchlagen ſind. Drey Hauptalleen von Linden laufen der Länge nach durch den Garten hin, und werden von einer vierten durchſchnitten. Die mittelſte, zum Reiten und Fahren dienende, und auf das Palais hinführende Allee, hat im ſiebenjährigen Kriege ihre großen Bäume verloren, und die nachher wieder angepflanzten kommen ihnen bey weitem an Höhe noch nicht gleich. Außer den Hauptalleen beſteht der Garten aus einem großen Park, worin Felder, Wieſen und kleine Gehölze

Digitized by Google

angenehm abwechſeln, und worin auch ein groſses Faſanengehege iſt.

Der Weg von Dresden nach Pirna geht ganz in dem groſsen ſchönen Elbthale hin, worin Dresden liegt, und welches hier an den mehreſten Orten etwa eine Viertelmeile breit iſt. Gegen Mitternacht ſieht man hier Dresden in ſeiner ganzen Schönheit. Gegen Mittag erheben ſich die Gebirge an der Böhmiſchen Grenze himmelan. In ihrem Vorgrunde ſieht man erſt Pirna und den Sonnenſtein, dahinter aber den Königſtein und Lilienſtein majeſtätiſch hervorragen. Gegen Abend erheben ſich an den anmuthigſten Wieſen und fruchtbarſten Kornfeldern nach und nach ziemlich hohe Berge, die entweder bis an ihren Gipfel angebaut oder mit Gebüſchen und Waldung von Laub- und Nadelholz bedeckt ſind, und durch die ſchöne Mannichfaltigkeit ihrer Anſichten entzücken. Zwiſchen dieſen Bergen öffnen ſich überall Gründe und kleine Thäler, worin man ein ſchönes Dorf nach dem andern erblickt. Gegen Morgen hat man die Elbe beſtändig vor Augen, welche hier durch Wieſen und Anger in mancherley Krümmungen hinſtrömt, und verſchiedene kleine Inſeln formirt. An der öſtlichen Seite des Fluſses ſind die Berge dem Ufer näher, höher und ſteiler, als am weſtlichen, und ſind faſt durchgängig mit Nadelholz bedeckt. Ihr dunkles Grün, ihre Höhe, und die hin und wieder hervorragenden Felſen machen die Anſicht von dieſer Seite zwar etwas rauh und wild; ſie contraſtirt aber deſto beſſer mit der anmuthigen lachenden Abendſeite, und ihr Rauhes wird doch hie und da durch Weinberge und ſeltne Dörfer etwas gemildert.

Auf dieſer öſtlichen Seite der Elbe liegt auch am Fuſse hoher Berge das Kurfürſtl. Luſtſchloſs Pillnitz, etwas über 2 Stunden von Dresden. Zwey prächtige Pavillons ſind die Hauptgebäude deſſelben. Vor ſich hat es den Elbſtrom mit allen den An-

gern, Inſeln und Wieſen, durch welche er ſich hinwindet, desgleichen die anmuthige Abendſeite des Elbthals. Hinter dem Schloße am Kurfürſtl. Garten erheben ſich hohe, ſteile, mit Waldung bedeckte Berge, an welchen die ſchönſten Promenaden angelegt ſind, die nach und nach auf die Gipfel der Berge, und beſonders auf den hohen Borsberg führen. Auf deſſen Spitze iſt eine Grotte angelegt, von welcher man eine der herrlichſten abwechſelndſten Gegenden, die es nur in der Welt giebt, auf 10 Meilen weit überſehen kann. Dies Schloß iſt der Lieblingsaufenthalt des Kurfürſten, wo er gewöhnlich den ganzen Sommer zubringt. Durch die vorjährige Zuſammenkunft Kaiſer Leopolds, und des Königs Friedrich Wilhelm von Preuſſen bey dem Kurfürſten hieſelbſt, erhielt es eine neue Merkwürdigkeit. Man fährt gewöhnlich von Dresden an der Abendſeite der Elbe dahin, und geht dann bey Pillnitz über den Strom.

In der Nähe von Pirna werden die Berge höher, und drängen ſich von beyden Seiten des Elbthals näher zuſammen. Dies wird daher immer enger, und ſcheint ſich gleich hinter der Stadt ganz zu ſchließen. Pirna liegt dicht an der Elbe, hat 454 Häuſer und 4500 Einwohner. Es iſt gut und ziemlich regelmäßig gebaut, hat mehrentheils maſſive Häuſer, und nährt ſich hauptſächlich durch Schiffahrt, und Handel mit Holz und Steinen. Nahe an der Stadt ſieht man auf einem hohen Felſen die ehemalige, von den Preuſſen 1758 demolirte Veſtung, der Sonnenſtein genannt. Das alte Schloß ſteht noch. Man erſteigt es durch eine ſehr bequem angelegte Treppe, und man hat von demſelben eine unvergleichliche Ausſicht auf die Stadt Pirna, in die benachbarten Berge und Thäler bey Dohna, Maxen, Sedlitz und Zehiſt, beſonders aber auf die Elbe und ins Elbthal nach Dresden hin.

Digitized by Google

Von Pirna nach dem Königſtein muß man einen ſteilen Berg hinan, der mit dem Sonnenſtein faſt gleiche Höhe hat, und faſt bis zum Königſtein fortgeht. Dieſer Berg, oder dieſe Anhöhe iſt gegen Mitternacht und Morgen durch den Sonnenſtein und die ſchroffen ſteilen Ufer der Elbe, gegen Mittag durch den Königſtein, und gegen Abend durch ein enges tiefes unzugängliches Thal, wodurch die Gottleube fließt, gedeckt, und vor feindlichen Anfällen geſichert. Hieher retirirte ſich im Herbſt 1756 beym Einbruch der Preuſſen in Sachſen, die ganze ſächſiſche Armee, ward daſelbſt von den Preußen eingeſchloſſen, und zog ſich darauf zwiſchen dem Königſtein und Lilienſtein über die Elbe, wo ſie ſich aus Mangel an Lebensmitteln endlich den Preußen ergeben mußte.

Von Pirna her hat man den Königſtein mit ſeinen vielen Gebäuden und Thürmen faſt ununterbrochen vor Augen. Jemehr man ſich ihm nähert, deſto majeſtätiſcher nimmt er ſich aus, und man erſtaunt über ſeine Höhe und Größe. Er iſt eigentlich ein hoher ſchroffer Felſen nahe an der Elbe, eine Meile von Pirna und drey Meilen von Dresden, nicht weit von der Böhmiſchen Grenze, welcher vom Ufer der Elbe an ſenkrecht beynahe 1800 Fuß hoch iſt. An der Mitternacht- und Abendſeite, wo man hinauf geht, iſt er unten am Fuße noch mit verſchiedenen Werken von Quaderſteinen ſehr ſtark beveſtigt, und wir ſahen eine Menge Leute an der Vermehrung dieſer Werke arbeiten. Die Wände des Felſen ſind entweder von Natur ſchroff und glatt, oder durch Mauerwerk ausgefüllt und abgeglättet, folglich unerſteiglich. Der Weg geht in den Veſtungswerken allmälig in die Höhe bis ans erſte mit Wache beſetzte Thor, wo man nicht eher hereingelaſſen wird, bis man dem Kommendanten gemeldet iſt, und von ihm Erlaubniß zum Eintritt erhalten hat. Nun geht man durch einen bedeckten, ſteilen, dunkeln Gang, der mit einer Zugbrücke und eiſer-

Digitized by Google

eiſernem Fallgatter verſehen iſt, und an welchen eine große Winde zum Heraufwinden der Lebensmittel und der Wagen befindlich iſt. Ueber demſelben iſt ein Saal, deſſen Fußboden man aufnehmen, und durch denſelben mit großen Steinen den etwa ſchon bis hieher vorgedrungenen Feind noch zertrümmern kann. Von hier geht es auf einem offenen Wege endlich völlig hinauf auf den Felſen, deſſen geräumige und weite Oberfläche von einer halben Stunde im Umfange Bewunderung und Erſtaunen erregt. Rund umher iſt er mit einer ſtarken Bruſtwehr von großen Quaderſteinen eingefaßt, mit Kanonen und Mörſern vom größten Kaliber beſetzt, und an der Abendſeite mit bombenveſten, geräumigen und hellen Kaſematten verſehen. Man findet auf demſelben viele anſehnliche Gebäude, Gärten, Obſtbäume, freye Raſenplätze, Ackerfeld und Waldung. Die jetzige Beſatzung iſt jetzt nur 250 Mann ſtark. Im ſiebenjährigen Kriege beſtand ſie aus 1324 Mann. Die Zahl aller auf dieſem Felſen jetzt lebenden Menſchen beläuft ſich auf 400. Dieſe können hier im Nothfall beynahe ſo viel Getraide, Gartenfrüchte und Obſt bauen, als ſie nothwendig gebrauchen. Ueberdem iſt das Proviantſhaus auf 3 Jahre mit Getraide angefüllt, und zum Malen deſſelben hat man oben nicht nur Hand- und Roßmühlen, ſondern auch eine Windmühle. Das nöthige Holz kann im Falle der Noth der oben befindliche, mit großen ſtarken Eichen und Buchen verſehene, Wald liefern, in welchem auch die Pulvermagazine, und zugleich angenehme Promenaden ſind. Das nöthige Waſſer ſammelt man theils vom Schnee und Regen in Ciſternen und großen Waſſerbehältniſſen, theils wird es aus dem Auguſtusbrunnen geſchöpft, welcher 1800 Fuß oder 900 Ellen tief in den Felſen gehauen und mit einem geräumigen bombenveſten Gebäude bedeckt iſt. Man hat 40 Jahre daran gearbeitet. Das Waſſer ſteht darin 18 Ellen hoch, unge-

fähr mit dem Waſſer der Elbe gleich, und iſt ſehr rein, trinkbar und wohlſchmeckend. Hinabgeſchüttetes Waſſer kommt erſt in 40 Sekunden herunter. Sechs neben einander in einem Zirkel angezündete Lichter ſehen unten wie ein kleiner Stern aus.

Unter den hieſigen Gebäuden verdienen manche beſonders bemerkt zu werden. In der Johanngeorgenburg werden die Staatsgefangnen aufbewahrt. Jetzt ſind nur zwey da: der eine iſt der Secretär Menzel, welcher kurz vor dem ſiebenjährigen Kriege verſchiedene wichtige, das Bündniß des Sächſiſchen Hofes mit Oeſterreich und Rußland gegen Preußen betreffende, Nachrichten aus dem geheimen Archiv an Preußen verrieth, und ſchon ſehr lange hier iſt; der andere ſoll ein Schwede ſeyn, der aus unbekannten Urſachen hier aufbewahrt wird. In der Magdalenenburg hält ſich der Hof bey ſeinem Hierſeyn auf. Darin iſt auch die Kellerey, und in derſelben, außer vielen ſilbernen und vergoldeten Geſchirren, ein großes Weinfaß, welches 17 Ellen Länge, 12 Ellen Tiefe hat und 3709 Dresdner Eimer, folglich 649 mehr, als das Heidelberger Faß in ſich enthält, auch mit Meißner Wein angefüllt ſeyn ſoll, wovon uns, ſo wie jedem Fremden, zu trinken gereicht ward. Ein jeder von den darum liegenden 30 Reifen ſoll 7 Centner wiegen. Das hieſige Zeughaus iſt mit Kanonen, Gewehren, Munition und andern zur Vertheidigung nöthigen Dingen reichlich verſehen, auch werden hier noch viele alte Gewehre, Harniſche und ganze Ritterrüſtungen aus den vorigen Zeiten aufbewahrt. Die hieſige Georgenkirche für die Garniſon, welche einen eigenen Prediger hat, iſt zwar klein, aber ſchön von Quaderſteinen gebaut und gut ausgeziert. Die Chriſtiansburg oder Friedrichsburg iſt ein großes und ſchönes Luſtgebäude gegen Mitternacht nach der Elbe zu. Von dem großen Saal deſſelben hat man eine ganz ent-

Digitized by Google

zückende Ausſicht über die Elbe weg nach Böhmen und in die Lauſitz hinein.

Ueberhaupt hat man auf den oberſten Bruſtwehren rund um ſich her von allen Seiten die herrlichſten Anſichten, die man ſich nur denken kann. Gegen Nordweſten über ſieht man die Anhöhen bey Pirna, das ganze Elbthal von Pirna bis Meißen, in deſſen Mitte Dresden, und an deſſen Ende ſich Meißen herrlich präſentiren. Weiter nach Abend und Mittag hin erblickt man eine Menge hoher Berge in mancherley Formen und Geſtalten, die mehrentheils mit dichten Waldungen bedeckt, und mit tiefen Thälern durchſchnitten ſind. Dieſe Berge und unter ihnen einige ſteile Felſen, kommen in der Nähe vom Königſtein dieſen faſt an Höhe gleich, werden aber weiter nach dem Erzgebirge und der Böhmiſchen Grenze hin immer höher, und formiren ein Amphitheater um den Königſtein her. Unter ihnen ragen der Sattelberg, und beſonders der Schneeberg mitten auf der Böhmiſchen Grenze faſt eben ſo hoch und majeſtätiſch über ihre Nachbaren hervor, als der Brocken über die übrigen Harzgebirge. Weiter hin nach Süden und Oſten zeigen ſich an der Böhmiſchen Grenze und in Böhmen ſelbſt noch verſchiedene über andere hoch hervorragende Berge, z. E. der Roſenberg, die Berge bey Böhmiſch-Chemnitz und Böhmiſch-Leipa, welches über 10 Meilen weit von hier tief in Böhmen hinein liegt; ferner der Tannenberg und einige Berge in der Oberlauſitz. Die Sächſiſchen Berge an der Grenze ſind faſt alle flach und abgeſtumpft; die Böhmiſchen aber gehen mehrentheils rund und ſpitz in die Höhe, wie ein Zuckerhut. — Dieſe Ausſicht in die Gebirge iſt äußerſt frappant, und geht ſo ſehr ins Große, daß ich nur die Ausſicht vom Brocken damit zu vergleichen weiß. In der Nähe ſieht man nach Süden und Oſten hin in einer ſchaudervollen Tiefe verſchiedene einzelne ro-

Digitized by Google

mantiſch liegende Mühlen und Häuſer zwiſchen den Bergen am Bielabach, die von oben nur kleine Hütten, ſo wie die umliegenden hohen Waldungen nur niedrige Büſche zu ſeyn ſcheinen; ferner erblickt man hier in der Tiefe das Städtchen Königſtein hart an der Elbe, welches 146 Häuſer und etwa 1000 Einwohner hat; desgleichen ſieht man die Elbe ſelbſt von Schandau her zwiſchen den Gebirgen ſich durchdrängen, dann zwiſchen den Königſtein und Lilienſtein hinſtrömen. Hier überſieht man auch die Gegend ganz genau, wo die Sachſen 1756 unter den Augen ihres Herrn, Auguſt des Dritten, welcher auf dem Königſtein war, von den Preußen eingeſchloſſen und am 15. Oktober gefangen genommen wurden. Weiter gegen Oſten nach Norden hin zeigt ſich der Lilienſtein, welcher noch 14 Ellen höher als der Königſtein und von dieſem kaum eine halbe Stunde entfernt iſt. Neben ihm erblickt man die an der Elbe bis nach Pirna ſich hinziehenden berühmten Steinbrüche, worin eine Menge Menſchen arbeiten, und wo die Pirnaiſchen Sand- oder Quaderſteine gebrochen werden, welche ſchon ſeit vielen Jahrhunderten bekannt ſind, und bis nach Holland verfahren werden, wovon in Dresden und in andern Sächſiſchen Städten die mehreſten und vorzüglichſten Gebäude aufgeführt, wovon auch der Dom in Magdeburg gebauet iſt.

Der Königſtein iſt in aller Hinſicht eine unüberwindliche Veſtung. Man kann ſie wegen ihrer Höhe nicht mit Kanonen erreichen. Nur auf einigen benachbarten Bergen und Felſen z. E. auf dem Quirl, könnten ſich die Feinde vielleicht, jedoch gewiß nur mit unſäglicher Mühe ſetzen, daſelbſt Batterien anlegen, und Bomben auf den Königſtein werfen. Daher ſind die größten und ſchwerſten Kanonen und Mörſer der Veſtung auf dieſe Berge gerichtet, und deswegen ſind auch die Kaſematten und andere wichtige Gebäude darin bombenveſt gebauet. Dieſe Veſtung auszu-

Digitized by Google

hungern würde ſchon deshalb unmöglich ſeyn, weil man die nöthigſten Lebensbedürfniſſe darauf bauen, es ihr auch an Waſſer und Holz nicht fehlen kann. Sie iſt daher im Kriege ein ſicherer Zufluchtsort, und pflegt alsdann zur Verwahrung ſeltner, wichtiger und koſtbarer Sachen zu dienen. Sie kann aber das Land nicht decken, weil man ihr ſo leicht ausweichen kann. Doch könnte ſie die Schiffahrt auf der Elbe durch ihre Artillerie beunruhigen und ſtören.

Voller Verwunderung und Erſtaunen über dieſes Wunderwerk der Natur und Kunſt kehrten wir nach Pirna und Dresden zurück, und waren einſtimmig der Meinung, daß der Königſtein eins der größten und merkwürdigſten Dinge ſey, welche wir auf unſerer bisherigen Reiſe geſehen hatten.

Das Thal von Dresden nach Meißen, welches man ſeiner Schönheit wegen Klein-Italien zu nennen pflegt, war uns, nachdem wir ſo viel Schönes und Großes in der Natur ſeit kurzem geſehen hatten, nicht mehr ſo überraſchend, als es natürlich für diejenigen ſeyn muß, welche von Leipzig her durch die zwar fruchtbaren, aber größtentheils kahlen und einförmigen Ebnen, die zwiſchen Leipzig und Meißen befindlich ſind, nach Dresden kommen. Uebrigens iſt es nicht zu leugnen, daß der Weg von Dresden nach Meißen äußerſt reizend iſt. Lange zeigt ſich auf demſelben noch Dresden mit ſeinen 4 hohen ſchönen, hier faſt gleich weit von einander entfernt ſcheinenden Thürmen in ſeiner ganzen Pracht und Schönheit. Nicht weit von Dresden wird das Elbthal enger. Die Berge gegen Morgen ziehen ſich näher heran, und ſind hier mit den ſchönſten Weinbergen, mit den prächtigſten Landhäuſern und Gärten bedeckt, die mit ſchönen Dörfern abwechſeln. Wie anſehnlich hier und in einigen andern Gegenden Sachſens der Weinbau iſt.

läßt ſich ſchon daraus ſchließen, daß in guten Weinjahren der Ertrag der Kurfürſtl. Weinberge auf 6000 Eimer und drüber zu rechnen iſt. An der Abendſeite der Elbe ſind die nahen, mit kleinen Thälern und Gründen durchſchnittenen, Berge mehrentheils mit Waldungen und Getraidefeldern bedeckt, zwiſchen welchen ebenfalls, wie nach Pirna hin, ein Dorf nach dem andern ſich zeigt. Die zwiſchen Wieſen, Angern und Gebüſchen hinſtrömende Elbe behält man faſt immer an der Abendſeite im Geſicht. In der Nähe von Meißen wird das Elbthal immer enger, und einige auf den weſtlichen Bergen liegende Schlöſſer und Rittergüter, z. E. Scharfenberg, Siebeneichen, Dobritz, das Dorf Cölln an der Meißner Brücke u. ſ. w. vermehren noch die Schönheit dieſer Gegend.

Meißen nimmt ſich mit ſeinem alten ehrwürdigen Schloße von Dresden her gut aus. Es liegt zwiſchen ziemlich hohen Bergen an der Weſtſeite der Elbe, worüber hier eine theils ſteinerne, theils hölzerne Brücke führt. Die Stadt hat über 500 Häuſer und gegen 4500 Einwohner, von welchen über 700, worunter viele Maler und Malerinnen ſind, an der hieſigen berühmten Porzellänmanufactur arbeiten. Dieſe iſt ſeit 1730 im vollen Flor, nachdem Böttcher nach mancherley Verſuchen 1709 den erſten Grund dazu gelegt hatte. Sie befindet ſich in dem alten, ſehr ſolide gebauten, und auf einem hohen Felſen gelegenen Reſidenzſchloße der ehemaligen Marggrafen von Meißen, die Albrechtsburg genannt, bey welchem die nach Gothiſcher Bauart vorzüglich gut gebauete Domkirche liegt. Man hat hier im Schloße einen großen Vorrath von Porzellän. Allein der Vorrath in der Niederlage zu Dresden iſt doch weit größer. Man hat auch zu Leipzig und Warſchau anſehnliche Niederlagen davon. Sehr vieles geht nach Polen und in die Türkey, woher auch noch immer anſehnliche Beſtellungen kommen. In den mehreſten Deutſchen Staaten hat der Abſatz ſehr abgenommen.

Digitized by Google

Inhalt des erſten Bandes.

Januar.

I. Ueber die Güte der deutſchen Staatsverfaſſung; von Hrn. Hofr. und Prof. Häberlin zu Helmſtädt. Seite 3

II. Major von Marſchall; Eine Anekdote aus dem ſiebenjährigen Krieg. Von Herrn von Walther und Cronegk. . . . . S. 34

III. Ueber den Einfluß des Studiums der ſchönen Künſte auf Manufakturen und Gewerbe. Von Herrn Hofrath Moritz. . . . . S. 38

IV. Ueber die Nationalgleichgültigkeit der Deutſchen gegen öffentliche Denkmäler. Von Hrn. Gr. Rantzau. S. 42

V. Weſſen Seel' iſt ſtärker? Ein Dialog über den Selbſtmord. Von Herrn Sekretär Bertrand. . S. 49

VI. Vorſchlag zur Erleichterung des Selbſtunterrichts in Sprachen. Von Herrn Hofrath Jung. . S. 62

VII. Der Dichter im Tempel der Natur. Von Herrn Hofrath Moritz. . . . . . . S. 72

VIII. Proben aus Schubarts Aeſthetik der Tonkunſt. S. 79

IX. Strenge Buße. Von Hrn. Kriminalr. Schwarz. S. 96

Februar.

I. Die Erlöſung. Von Herrn Prof. Meyer . Seite 97

II. Kurze Belehrung für Nachdenkende über bürgerliche Freyheit und Gleichheit. Von Hrn. Direkt. Neuendorf zu Deſſau. . . . . S. 132

III. An die Treue. Von Hrn. Legationsrath v. Kleiſt S. 145

IV. Merkwürdige Antwort eines nordiſchen Königs. Von Hrn. von Wackerbart. . . . . S. 151

V. Der ehrliche Mann. Von Akademikus. . S. 155

VI. Ueber Deutſche Nationalwichtigkeit. Von Herrn Kellner. . . . . . . S. 161

Digitized by Google

März.

I. Ueber die Verdeutſchung der Burkiſchen Betrachtungen über die franz. Revol. Von Hrn. Prof. Meyer. S. 177

II. Amint, oder kann die Vernunft beleidigt werden. Von Hrn. Hofrath Moritz. . . . . . S. 187

III. Sansſouci. Septemb. 1792. Von Hrn. M. Conz. S. 193

IV. Konradin; ein Fragment aus der Geſchichte des achten Jahrhunderts. . . . . . . S. 195

V. Ueber die ſpekulative Vernunft als Störerin des Vergnügens im Gebiet der Kunſt. Von Hrn. Steinbrenner. S. 204

VI. Ueber einige Merkwürdigkeiten am Fuße des Harzes. In Briefen an einen Freund. . . . S. 234

VII. Stoff zu einer Novelle. Von Hrn. Prorektor Nachtigal. . . . . S 248

April.

I. Etwas über die Steuerfreyheit des Adels in Deutſchland. Von Hrn. Profeſſor Häberlin zu Helmſtädt. S. 256

II. Giebt es eine reine Uneigennützigkeit? Von Herrn Hofrath Moritz.. . . . . . . S. 268

III. Mordbrennerin und Geiſterſeherin aus Eiferſucht. Von Carl Friedrich Freyherr von Lieven. S. 270

IV. Ueber das Originalgenie; Von Hrn. Schubart. S. 285

V. Bemerkungen auf einer Reiſe von Jena nach Altenburg, Dresden, Königſtein und Meißen. . . S. 309

Digitized by Google

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

IN MEMORY OF
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM
CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23,1891 APRIL 11,1918

TIFFANY & CO.

Google

Dig [illegible]

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

VE RI TAS

IN MEMORY OF
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM
CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23, 1891 APRIL 11, 1918

TIFFANY & CO.

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

VE RI TAS

IN MEMORY OF
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM
CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23, 1891 APRIL 11, 1918

TIFFANY & CO.

ogle

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

VE RI TAS

IN MEMORY OF
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM
CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23,1891 APRIL 11,1918

TIFFANY & CO

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

VE RI
TAS

IN MEMORY OF
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM
CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23,1891 APRIL 11,1918

TIFFANY & CO

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

VE RI TAS

IN MEMORY OF
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM
CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23, 1891 APRIL 11, 1918

TIFFANY & CO

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

VE RI
TAS

IN MEMORY OF
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM
CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23, 1891 APRIL 11, 1918

TIFFANY & CO

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

VE RI TAS

IN MEMORY OF
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM
CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23, 1891 APRIL 11, 1918

TIFFANY & CO.

Digitized by Google

Digi[illegible]

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

VE RI TAS

IN MEMORY OF
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM
CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23.1891 APRIL 11,1918

TIFFANY & CO

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

VE RI
TAS

IN MEMORY OF
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM
CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23, 1891 APRIL 11, 1918

TIFFANY & CO.